



Sepp Linhart und Wolfram Manzenreiter (Hg.)

Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien, 1955–1975

Die Zeit des hohen Wirtschaftswachstums





Sepp Linhart und Wolfram Manzenreiter (Hg.)

**ALLTAG UND FREIZEIT IN TOKYO UND WIEN:  
DIE ZEIT DES HOHEN WIRTSCHAFTWACHSTUMS  
1955 BIS 1975**

# BEITRÄGE ZUR JAPANOLOGIE

Veröffentlichungen der Abteilung für Japanologie  
des Instituts für Ostasienwissenschaften  
der Universität Wien

Band 40

Herausgeber

Sepp Linhart

**ALLTAG UND FREIZEIT IN TOKYO UND WIEN:  
DIE ZEIT DES HOHEN WIRTSCHAFTWACHSTUMS  
1955 BIS 1975**

Herausgegeben von

**Sepp Linhart und Wolfram Manzenreiter**

WIEN 2008

© Copyright 2008 by Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften, Universität Wien

ISBN 978-3-900362-23-2

Gedruckt mit Unterstützung der PHILOLOGISCH-KULTURWISSENSCHAFTLICHEN  
FAKULTÄT, UNIVERSITÄT WIEN

Verleger und Eigentümer: Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien; Herausgeber: Sepp Linhart;  
c/o Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften,  
Universität Wien, Spitalgasse 2-4, A-1090 Wien, Österreich.

Druck: Offset-Schnelldruck Riegelnik, Piaristengasse 17-19, A-1080 Wien,  
Österreich.

## INHALT

### VORWORT

SEPP LINHART UND WOLFRAM MANZENREITER: WIEN UND TÖKYŌ VON 1955 BIS 1975: ALLTAG, KULTUR, KONSUM	3
PETER EIGNER AUFBRUCH AUS DER PROVINZ(IALITÄT) - WIEN 1955-1975. WIRTSCHAFT, GESELLSCHAFT, STADTENTWICKLUNG	7
ITODA Sōichirō ASAKUSA, SHINJUKU, SHIBUYA - AUF- UND NIEDERGANG DER TOKYOTER VERGNÜGUNSVIERTEL WÄHREND DES ANHALTENDEN WIRTSCHAFTSBOOMS	33
FRANZ EDER VON DER BESCHEIDENHEIT ZUM SUPERMARKT: HAUSHALTSEINKOMMEN, KONSUM, ERNÄHRUNG, 1955-1975	57
ROLAND DOMENIG DIE „SAISON DER POLITIK“ UND EINE „HEIßE VIERTELSTUNDE“ - DIE STUDENTENBEWEGUNGEN IN ÖSTERREICH UND JAPAN	81
JUTTA KOWALLIK RIKIDŌZAN, VATER DES JAPANISCHEN <i>PURORESU</i>	103
WOLFRAM MANZENREITER „ZUM RUHME DES SPORTS UND ZUR EHRE ... UNSERES LANDES“: ÖSTERREICHISCH-JAPANISCHE BOTSCHAFTEN AUS DEM OLYMPIAJAHR 1964	113
SEPP LINHART TONI SAILER, MITSOU UND DIE PEANUTS. ZUR WIEDERENTDECKUNG DER JAPAN-SCHLAGER IN DEN 1960ER JAHREN	115
ONO MASAHIRO KAYōkyoku-Schlagertexte vor dem Hintergrund des japanischen Wirtschaftsbooms	179
TSUNEKAWA TAKAO ANTIIDYLLE - HANS LEBERTS <i>DIE WOLFSHAUT</i> UND NAGATSUKA TAKESHIS <i>TSUCHI</i>	191
SUNAGA TSUNEO TABORI - DER GROßE AUßENSEITER, VON AUßEN GESEHEN	203
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	212
TABELLENVERZEICHNIS	213
AUTOREN	214



# **VORWORT**



## **Vorwort – Wien und Tōkyō von 1955 bis 1975: Alltag, Kultur, Konsum**

SEPP LINHART UND WOLFRAM MANZENREITER

Stadt- und Kulturgeschichte von Tokyo und Wien zum Zeitpunkt des hohen Wirtschaftswachstums standen im Zentrum des gemeinsamen Symposiums der Meiji-Universität, Tōkyō, der Universität Wien und des Akademischen Arbeitskreises Japan (AAJ), das im September 2007 an der Universität Wien abgehalten wurde. Dieser Band über den Berichtszeitraum 1955 bis 1975 zeigt auf seiner Titelseite zwei Fotos<sup>1</sup> von Objekten, die uns symbolisch erschienen für die behandelten zwei Dezennien: die Zeit des hohen Wirtschaftswachstums. In dieser schienen zunächst die Türme und später dann auch die Hochhäuser und Wolkenkratzer ungebremst und unlimitiert buchstäblich in den Himmel zu wachsen, ehe uns der erste Ölschock im Herbst 1973 wieder auf die Erde zurück holte. Die Türme sind nicht ganz miteinander vergleichbar. Der Tokyo Tower wurde im Jahr 1958 eröffnet, ist 332 Meter hoch und besteht aus einer Stahlkonstruktion; der sechs Jahre später eröffnete Donauturm ist 80 Meter niedriger und besteht aus Stahlbeton bzw. einer aufgesetzten Stahlröhre. Für uns sind sie trotzdem wichtige Repräsentanten der behandelten Zeit und der behandelten Städte. Bald nach ihrer Fertigstellung wurden sie zu Wahrzeichen ihrer jeweiligen Städte und vor allem wegen der von den jeweiligen Aussichtsplattformen möglichen Fernblicke Fixpunkte im touristischen Programm der beiden Städte.

Dieses Symposium war das sechste seiner Art in einer Serie von Veranstaltungen, die 2001 begonnen hat. Jedes dieser Symposien liefert einen Beitrag zu dem übergeordneten Rahmenthema „Alltags- und Freizeitkultur in Wien und Tōkyō vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ und legt seinen analytischen Schwerpunkt auf eine jeweils andere historische Periode, so dass allmählich der gesamte genannte Zeitraum abgedeckt wird. Das erste Symposium behandelte die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>2</sup>, das zweite die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert<sup>3</sup>, das dritte die Taishō-Periode (1912–1926) und die

---

1 Für die Aufnahmen zeichneten Saruhashi Aki (Donauturm) und Sue Shō'ichi (Tokyo Tower) verantwortlich..

2 Meiji Daigaku Bungakubu (Hg.): *Meiji daigaku sōritsu 120-shūnen kinen Meiji daigaku, Uiiin daigaku kyōdō shinpojiumu. Sōgō tēma: Jūkyūseiiki ni okeru nichijō to asobi no sekai – Edo, Tōkyō to Uiiin. Hōkokusho*. Tōkyō: Meiji Daigaku 2001, 106 S.

3 Sepp Linhart (Hg.): *Wien und Tokyo um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2003 (=Beiträge zur Japanologie 37), vi, 230 S.

1920er Jahre<sup>4</sup>, das vierte die Zeit der politischen Radikalisierung von 1930 bis 1945<sup>5</sup>, und das fünfte die Wiederaufbaujahre 1945-1955<sup>6</sup>. Ein siebtes Symposium, das die jüngste Vergangenheit von der Mitte der 1970er Jahre bis zur Jahrtausendwende abhandelte, fand im September 2008 statt. Alljährlich abwechselnd werden die Symposien von den Partnern entweder in Japan oder in Österreich ausgerichtet. Das erste, dritte, fünfte und siebte wurde in Tōkyō abgehalten, das zweite, vierte und sechste in Wien. Weil die Symposien in der jeweiligen Landessprache des Veranstaltungsortes durchgeführt werden, liegen auch die Veröffentlichungen des ersten, dritten und fünften Symposiums in japanischer Sprache vor, die des zweiten, vierten und sechsten in deutscher Sprache. Das abschließende Symposium dieser Reihe, das sich vergleichend Fragen des Alltags, der Arbeit und der Freizeit in Wien und Tokyo der Gegenwart annimmt, findet im September 2009 wieder in Wien statt.

Während an der Meiji-Universität die Germanistische Abteilung der Kulturwissenschaftlichen Fakultät (Bungakubu) für die Organisation der Symposien zuständig ist, obliegt diese Aufgabe an der Universität Wien dem Bereich der Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät. Der Akademische Arbeitskreis Japan unterstützt die Japanologie bei der Öffentlichkeitsarbeit und der sonstigen Organisation. Die Veranstalter bemühen sich, nicht nur Germanisten bzw. Japanologen, sondern auch Vertreter zahlreicher anderer Fächer als Referenten zu gewinnen. Ursprünglich forderten die Veranstalter von den Referenten vergleichende Referate zu Aspekten der Alltags- und Freizeitkultur in den beiden Metropolen ein, wobei diese Vergleiche entweder in einem Referat oder quasi als Tandem in zwei Referaten zu je einer Stadt hätten durchgeführt werden können. Wie auch der vorliegende Band zeigt, war diese Idee allerdings nicht stringent durchzuhalten, so dass an die Stelle von sehr systematischen Vergleichen, wie sie etwa die Untersuchungen von Domenig zu den Studentenunruhen in Tokyo und Wien während der „wilden Sechziger Jahre“ oder der Beitrag von Manzenreiter zur Bedeutung der Olympischen Spiele im Olympia-Jahr 1964 für Japan und Österreich exemplarisch repräsentieren, eher essayistische, kaleidoskopartige Betrachtungen getreten sind. Die Veranstalter sind allerdings überzeugt, dass ungeachtet dieser Beschränkung

4 Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *1920 nendai no nichijō to asobi no sekai. Tōkyō to Uiin. Meiji daigaku, Uiin daigaku dai 3-kai kyōdō shinpojiumu*. Tōkyō: Meiji Daigaku Bungakubu 2005, 125 S.

5 Roland Domenig und Sepp Linhart (Hg.): *Wien und Tokyo, 1930-1945. Alltag, Kultur, Konsum*. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2007 (=Beiträge zur Japanologie 39), vi, 226 S.

6 Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *Tōkyō to Wiin. Senryōki kara 60nendai made no nichijō to yoka. Meiji Daigaku, Wiin Daigaku Dai go-kai kyōdō shinpojiumu ronbunshū*. Tōkyō: Meiji Daigaku Bungaku-bu 2007, 180 S.

hinreichend interessante Ergebnisse entstehen, die eine Publikation der überarbeiteten Referate rechtfertigt.

Herausgeber und AutorInnen hoffen, mit diesen Aufsätzen einen Beitrag zum besseren Verständnis der Entwicklung beider Gesellschaften und Städte leisten zu können. Dieser Band vereinigt sämtliche Referate, die im September 2007 in Wien gehalten wurden, bis auf eines. Als der Wiener Germanist und hervorragende Kenner der modernen österreichischen Literatur Wendelin Schmidt-Dengler am 24. September 2007 ein mitreißendes Referat über „Idyllen, Anti-Idyllen – das schöne und nicht mehr schöne Österreich. Zur österreichischen Literatur 1955-1975“ hielt, ahnten wir alle nicht, dass er uns am 7. September 2008 für immer verlassen würde. Obwohl er uns das Manuskript seines Vortrags, das er noch überarbeiten wollte, mehrmals versprochen hatte, war es zum Zeitpunkt seines Abschieds noch nicht in unsere Hände gelangt und daher mussten wir darauf verzichten, es in dieser Aufsatzsammlung abzdrukken. Kollege Schmidt-Dengler hatte großes Interesse an unseren Symposien und nahm am zweiten, dritten, fünften und sechsten Symposium teil, zweimal in Wien und zweimal in Tokyo. Damit war er einer der treuesten Symposiumsteilnehmer überhaupt. Was in den zahlreichen Nachrufen auf Wendelin Schmidt-Dengler wohl wegen seiner vielen anderen Verdienste nie zur Sprache kam, waren seine Verbindungen nach Japan. Dort war er unter den Germanisten bestens bekannt und einige von ihnen waren auch seine ehemaligen Schüler. Nicht verschwiegen werden soll auch, dass er eine große Vorliebe für das japanische Essen hatte. Als wir nach dem fünften Symposium in einem japanischen Restaurant in Asakusa köstlich bewirtet und von dortigen Geishas betreut wurden, vergaß er, glaube ich, für einige Momente sogar die geliebte österreichische Literatur. Im Gedenken an diese vorzügliche Zusammenarbeit zwischen Germanisten und Japanologen möchten wir diesen Band unserem hochgeschätzten Kollegen, Herrn

### **O. Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler**

widmen.

Für das Zustandekommen des diesem Band zugrunde liegenden Symposiums stellten folgende Institutionen finanzielle Beihilfen bereit:

Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien  
Magistratsabteilung 7 der Stadt Wien – Wissenschaft  
Österreichische Forschungsgemeinschaft

Ihnen allen sei an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen. Für die Ermöglichung der Publikation bedanken wir uns beim Dekan der Phologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät Dr. Franz Römer für eine Druckkostenbeihilfe. Für die Hilfe bei der endgültigen Gestaltung des Manuskripts für die Drucklegung bedanken wir uns bei Rainhardt Diklic (Layout, Übersetzung) und Poravee Wornoayporn (Lektorat, Übersetzung, Kommunikation).

Wien, Dezember 2008

Sepp Linhart

Wolfram Manzenreiter

# **Aufbruch aus der Provinz(ialität) – Wien 1955–1975. Wirtschaft, Gesellschaft, Stadtentwicklung**

PETER EIGNER

## **Rahmenbedingungen**

Die zwei Jahrzehnte von der Mitte der 1950er bis in die Mitte der 1970er Jahre waren europaweit, wenn nicht weltweit eine Periode eines beträchtlichen Wirtschaftsaufschwungs, der von einer auf spezialisierter Massenproduktion basierenden Industriewirtschaft (im Sinne des Fordismus/Keynesianismus) getragen wurde, tiefgreifende sozioökonomische Folgewirkungen nach sich zog und für Österreich die endgültige Durchsetzung der Marktwirtschaft brachte. Allein zwischen 1955 und 1968 verdoppelte sich laut volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung das verfügbare persönliche Einkommen der Österreicher/innen. Dieser Aufschwung wurde auch in Wien spürbar, selbst wenn sich die Stadt wirtschaftlich um und nach 1945 zunächst in keiner allzu glücklichen Ausgangssituation befand. Luftangriffe und Bodenkämpfe hatten zu großen Zerstörungen von Wohnungen, Betriebsstätten und Infrastruktur geführt. Zur geografischen Randlage innerhalb des österreichischen Bundesgebietes war mit der Errichtung des Eisernen Vorhangs als Ausdruck des Kalten Krieges eine zweite, geopolitische Peripherisierung hinzugekommen. Wien war an den Rand Europas gerückt. Doch die Stadt hatte sich erstaunlich rasch aus den Trümmern erhoben. Das Ausgangsjahr dieser Untersuchung, das Jahr 1955, war ein Jubeljahr: Österreich erhielt den Staatsvertrag, Wien feierte das Ende der Besatzung, und die psychologischen Auswirkungen dieser Ereignisse sollten nicht gering geschätzt werden. In den Jahrzehnten nach 1955 fand das totesagte Wien allmählich wieder zu einem neuen Selbstverständnis und einem neuen Selbstbewusstsein (Bihl 2006:643).

Ermöglicht oder zumindest begünstigt und beschleunigt wurden die rasche wirtschaftliche Rekonstruktion und der Ausbau der Wirtschaft in Österreich durch die Marshallplanhilfe, und auch auf diesem Gebiet wurde Wien wie das gesamte östliche Bundesgebiet wegen des sowjetischen Einflusses benachteiligt. Doch der Marshallplan war mehr als eine Finanzhilfe, er hatte Österreichs sicherheitspolitische und ideologische Westintegration bedingt, gesellschaftspolitisch brachte er neue Konsumgüter, Moden und Lebensstile aus den USA nach Österreich und bewirkte in der Folge eine „Amerikanisie-

„rung“ vieler Lebensbereiche, für die Coca-Cola, US-amerikanische Zigarettensorten, Nylonstrümpfe und Kaugummi als Sinnbilder standen. Wurde der Wirtschaftsaufschwung in Österreich und Wien nach 1945 zunächst vor allem von der Industrie und Bauwirtschaft getragen, so erhielt, auch als Folge der beginnenden Krise traditionell in Wien starker Industrien wie der Textil- oder Bekleidungsindustrie, der Dienstleistungssektor im untersuchten Zeitraum immer größere Bedeutung. In Wien hatten sich aufgrund der Zentralörtlichkeit der Stadt und der Hauptstadtfunktion seit jeher eine Reihe von Dienstleistungen konzentriert, doch auch hier machte sich insbesondere ab den 1960er Jahren ein weiterer ausgeprägter Tertiärisierungsschub bemerkbar.

Nicht von ungefähr spricht man von dieser Zeit in wirtschaftlicher Hinsicht als den Goldenen Jahren, für Österreich von den Jahren 1953 bis 1962 sogar vom „Wirtschaftswunder“. Österreich gelang in diesen beiden Jahrzehnten – nach der miserablen wirtschaftlichen Performance der Zwischenkriegszeit – der Anschluss an das westliche Europa, und es erfolgte der Aufbau eines Sozial- und Wohlfahrtsstaates. Die korporatistische und wohlfahrtsstaatliche Regulierung erfolgte in Österreich im Rahmen der Sozialpartnerschaft, die sich nach 1945 etablierte und ausdifferenzierte (1957 konstituierte sich die „Paritätische Kommission für Lohn- und Preisfragen“, die sich neben Regierungsvertretern aus Arbeitnehmer- bzw. Arbeitgeberorganisationen zusammensetzte). Wien war als Hauptstadt logisches Zentrum dieser Regulierung und profitierte zusätzlich als Standort durch die vom Fordismus via Differenzierung und Informatisierung beschleunigte Tertiärisierung der Ökonomie (Meißl 2006:676). Verwaltung, öffentlicher Dienst und die Interessenvertretungen waren seit jeher auf Wien konzentriert und expandierten weiter, die Verarbeitung von Information gewann an Bedeutung. Bildungs- und Gesundheitssystem wurden modernisiert und ausgebaut. Dichte Filialnetze von Banken und Sparkassen entstanden und überzogen das Stadtgebiet. Produktivitätsgewinne wurden in Lohnsteigerungen umgesetzt, die wiederum erhöhte Konsumausgaben ermöglichten und auch nach sich zogen. Die lange Zeit der Entbehrungen wich dem Wohlstand, die Warenwelt fächerte sich auf und wurde leistbar, wenn auch oft nur auf Kredit. Mit dem Aufkommen und der Verbreitung langlebiger Haushaltsgegenstände, bald des Autos, entwickelte sich auch hierzulande eine Konsumgesellschaft, deren Maxime ganz im Sinne des Fordismus „Arbeite, um zu konsumieren“ hieß. Arbeitszeitverkürzungen verlängerten die Zeit, die man zum Konsumieren, etwa im Bereich des Sports, des Unterhaltungs- und Gaststättengewerbes oder des Tourismus, zur Verfügung hatte. 1959 wurde die 45-Stunden-Woche eingeführt, 1965 die dritte Urlaubswoche, 1975 die 40-Stunden-Woche, die den arbeitsfreien Samstag mit sich brachte.

In den 1970er Jahren geriet das etablierte Regulationssystem erheblich

unter Druck, dafür stehen der Zerfall des Bretton Woods-Systems und der erste Ölschock wie der sich abzeichnende Übergang von einer stabilen Wachstumsentwicklung bei Vollbeschäftigung zu einem eher unsteten Wachstum mit erhöhter Arbeitslosigkeit. Österreich vermochte mit seiner Wirtschaftspolitik des Austro-Keynesianismus die Krisenerscheinungen ein wenig hinauszuzögern. Auch in Wien schwächte sich das Wirtschaftswachstum ab, die Arbeitslosigkeit vermochte man jedoch bis 1980 gering zu halten. Zwar blieb die Gesamtbevölkerung Wiens im Untersuchungszeitraum mit ungefähr 1,6 Millionen EinwohnerInnen relativ konstant, doch stadträumlich kam es zu großen Verschiebungen, die auf Suburbanisierungstendenzen zurückzuführen waren: Die Wiener Innenbezirke (2.-9. und 20. Bezirk) verzeichneten auf Kosten einiger Außenbezirke (vor allem der Bezirke 10, 11, 21, 22 und 23) starke Bevölkerungsverluste. Weiters war in gesellschaftlicher Hinsicht auch als Spätfolge der Ereignisse des Jahres 1968 einiges in Bewegung geraten. Noch bestimmten die zwei Großparteien SPÖ und ÖVP (in Koalition oder in Alleinverantwortung) das politische Geschehen, in Wien im Wesentlichen nur die SPÖ, doch mit der Alternativ-, der Grün- und Ökologiebewegung, der Frauenbewegung, dem Aufkommen neuer Formen politischer Partizipation, von Bürgerbewegungen, kündigte sich gegen Ende des Untersuchungszeitraums ein Umbruch auf vielen Ebenen – gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich, stadtplanerisch – an.

### **1. Widersprüchliche Signale: Die Ausgangssituation Wien 1955-1960**

Es ist ein widersprüchliches Bild, das Wien im Jahr 1955 abgibt. Zunächst war deutlich eine Aufbruchstimmung auszumachen. Die Stadt feierte im Mai den Abschluss des Staatsvertrages euphorisch, sie sehnte insbesondere den Abzug der Besatzungsmächte, insbesondere der sowjetischen Soldaten, herbei und wusste, der Zeitpunkt war gekommen (mit 25. Oktober würde die Besatzungszeit, die Zeit der Fremdbestimmung offiziell enden – im Dezember wurde Österreich als weiterer Ausdruck der Normalisierung in die UNO aufgenommen). 1955 signalisierte einen Neubeginn auf mehreren Ebenen: Burgtheater (natürlich mit Grillparzers Österreich-Staatsstück „König Ottokars Glück und Ende“) und Staatsoper wurden feierlich wiedereröffnet, der Symbolwert, der diesen Ereignissen beigemessen wurde, ging weit über das Kulturelle hinaus, die aus Trümmern wiedererstandenen Repräsentationsbauten standen sinnbildlich für die endlich zurück gewonnene Souveränität des Landes. Gleichzeitig war es bezeichnend, dass sich bei den Festveranstaltungen keine Stimme für ein Gedenken an die Vertriebenen aus diesen beiden Häusern erhob.

Mit 1. August 1955 trat Österreich zudem in das Fernsehzeitalter ein (in Österreich gab es damals rund 500 Empfangsgeräte), ein regelmäßiger Fernsehbetrieb wurde 1957 aufgenommen. Noch blieb ein eigener Apparat ein Privileg einiger Weniger, ferngesehen wurde in Gaststätten und Kaffeehäusern und vor den Schaufenstern der Fachgeschäfte. Noch nahm die Zahl der Radioanmeldungen (wie die der Telefonanschlüsse) weiter zu. Doch die Zahl der Fernsehteilnehmer in Wien stieg rasch von 8.000 im Jahr 1958 auf mehr als 230.000 im Jahr 1965, am 1. Jänner 1969 strahlt der ORF sein erstes Farbfernsehprogramm aus. 1974 besaßen bereits 69 % der Wiener Haushalte ein Schwarz-Weiß-Gerät, 14 % einen Farbfernseher. Radio, Kino und Theater hatten in der „Glotze“ starke Konkurrenz erhalten, von 1956 an waren Kino- und Theaterbesuch in Wien rückläufig. Die Zahl der Kinogänger sank von 46 Millionen im Jahr 1958 auf 24 Millionen im Jahr 1965 und schließlich auf 11 Millionen im Jahr 1970 (Musner 2006:752). Wenn vorher von Amerikanisierung die Rede war: Bereits zwischen 1950 und 1960 war ungefähr die Hälfte aller in den Kinos gezeigten Filme amerikanisch und dies vor dem Hintergrund einer noch regen österreichischen Filmproduktion. Österreich begegnete der amerikanischen Herausforderung (1956 liefen etwa „Moby Dick“, „Das verfluchte 7. Jahr“, „Giganten“, „Rhapsody in Blue“, „Benny-Goodman-Story“) mit Filmen wie „Kitty und die große Welt“ (mit Romy Schneider und Karlheinz Böhm) und „Musikparade“ mit Peter Alexander (Wagnleitner 1985:152).

Die Freude darüber, den Sowjets entkommen zu sein, kam auch in der Hilfsbereitschaft gegenüber ungarischen Flüchtlingen im Folgejahr 1956 zum Ausdruck. Österreichs Selbstbewusstsein war bereits zu Beginn dieses Jahres massiv gesteigert worden, verantwortlich dafür war Toni Sailer dreifacher Olympiasieger in Cortina d'Ampezzo, Sailer wurde ein begeisterter Empfang in Wien bereitet. Die Erfolge im Wintersport – neben dem Schisport vor allem auch im Eiskunstlauf, der stark auf Wien konzentriert war – kamen Österreichs Bemühungen um eine Steigerung des Fremdenverkehrs gerade recht. Allein zwischen 1955 und 1960 nahm die Zahl der Fremdenächtigungen von 1,6 auf fast 2,4 Millionen zu, um 1964 erstmals die 3-Millionen-Grenze zu überschreiten (Weigl und Schmee 1999:131). 1956 begann auch die Erfolgsgeschichte Coca-Colas in Österreich, geradezu ein Symbol der Amerikanisierung. Der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch an kohlenensäurehaltigen Getränken in Österreich, den man hier als Wohlstandsindikator anführen kann, stieg zwischen 1954 und 1964 von 4,6 auf 18,9 Liter. Mit österreichischen Produkten wie Sinalco und ab 1957 Almdudler startete man eine „patriotische Gegenoffensive“ (Veigl 1996:61). Dass nicht alles, was aus den USA kam, hierzulande willkommen war, verdeutlicht die folgende Geschichte: Als die schwarze

Sängerin Theresa Greene im Oktober 1956 ihr vorbestelltes Zimmer in einer Wiener Pension beziehen wollte, waren alle Zimmer besetzt (Wagnleitner 1985:152).

In Wien schienen gleich mehrere Bauwerke eine neue Ära einzuleiten: Im Juni 1955 wurde der Ringturm, mit 23 Stockwerken das erste wirkliche Hochhaus Wiens und noch dazu prominent am Beginn der Ringstraße gelegen, fertig gestellt, im November die Opernpassage eröffnet, im Dezember wurde der neu gestaltete Praterstern dem Verkehr übergeben. Die beiden letztgenannten Verkehrsbauwerke repräsentierten das in den 1950ern und 1960ern vorherrschende Konzept der „autogerechten Stadt“: Die Errichtung von Fußgängerpassagen – der Opernpassage sollen bis 1961 drei weitere entlang der Ringstraße folgen – stand neben dem Aspekt der Unfallvermeidung (die Opernkreuzung wies die meisten Unfälle auf) für die Bevorzugung des Autoverkehrs und die Verbannung des Fußgängerverkehrs unter das Straßenniveau. Gerechterweise muss man anmerken, dass sich die neu gestalteten Kreuzungen tatsächlich als weit unfallsicherer erwiesen. In den 1960ern wurden dann die sog. Unterstraßen- bzw. Unterpflasterbahnen (die im Wiener Volksmund liebevoll zu den Wortungetümen „Ustraba“ und „Upflaba“ mutierten), unterirdisch geführte Straßenbahnen, populär, auch dies – sollte die Maßnahme auch der Beschleunigung dienen – ein deutliches Signal der Benachteiligung des öffentlichen Verkehrs gegenüber dem Individualverkehr. Die Neuanlage, sprich Verschandelung des Pratersterns, belegt den Vorrang der Motorisierung noch eindrucksvoller. Die Funktion des Platzes bestand einzig darin, die Verkehrsströme zügig zu leiten.

Gerade die Opernpassage stand in mehrfacher Hinsicht für Modernität, die neuen Rolltreppen besaßen ungeheure Anziehungskraft, um Unfälle zu vermeiden, standen den Passanten anfangs uniformierte Helfer zur Verfügung. Die Passage war mit mehreren Geschäftslokalen ausgestattet. Das unterirdisch in der Mitte der Passage angelegte Espresso konnte auch als ein Symbol der schneller werdenden Zeit interpretiert werden, auch in der traditionsreichen Kaffeehausstadt Wien standen die Zeichen auf Wandel, der hastig eingenommene Kaffee im Stehen war an die Stelle des oft Stunden dauernden Konsums eines kleinen Braunen im typischen Wiener Kaffeehaus getreten. Von 1955 bis 1965 sank die Zahl der Kaffeehäuser von 934 auf 622, gleichzeitig stieg allerdings die Zahl der Kaffee-Restaurants, Kaffee-Konditoreien und Espressos.

Ebenfalls am Beginn des hier analysierten Zeitraums stand die Fertigstellung des neuen Südbahnhofs 1956. West- und Südbahnhof, errichtet aus Beton und Glas, dominiert durch Neon und Chrom, waren mit ihren überdimensionierten Kassenhallen und zahlreichen Rolltreppen weitere Symbole des Fortschritts und der Moderne. Doch Wiens Stadtplanung bzw. -verwaltung

schwankte zwischen den Polen radikaler Umbau und Rekonstruktion. Die Frage Wiederherstellung kriegszerstörter Gebäude oder Abbruch und Neubau bestimmte viele Debatten. (Kein Abbruch löste so viel Aufregung aus wie jener der barocken Matzleinsdorfer Pfarrkirche, der sog. Rauchfangkehrerkirche, in der Wiedner Hauptstraße, die 1965 dem Bau einer Unterstraßenbahn weichen musste). Die Wiener Bahnhöfe errichtete man neu (teils wurde die Abbruchnotwendigkeit bezweifelt), auch für den denkmalgeschützten Heinrichshof, den späteren Opernringhof, und das Mercedeshaus, zwei äußerst markante Adressen Wiens, wählte man den Neubau. Wieland Schmied bezeichnete den dabei zur Anwendung kommenden neuen Ringstraßenstil abfällig als „falsch verstandene Synthese von Funktion und spießbürgerlichem Prunk, von wenig Glas, etwas Beton, sehr viel Marmor und sehr wenig Geist“ (Brandstätter 1986:460). Neu gebaut wurde meist dort, wo der Krieg verheerende Spuren hinterlassen hatte und sich Kriegszerstörungen massiert hatten, etwa entlang des Donaukanals. Dort entstand allmählich eine Reihe von neuen, vorwiegend Bürogebäuden. Wegweisende moderne Architektur zeichneten dann 1958 die multifunktionale Stadthalle (für kulturelle, sportliche, politische und religiöse Veranstaltungen mit bis zu 16.000 Besuchern geplant) bzw. das Pionierprojekt Böhlerhaus (1010 Wien, Elisabethstraße 12) aus, beide von Roland Rainer, der von 1958 bis 1963 Leiter der Stadtplanung Wiens war. Doch ein radikaler Umbau der Stadt, die Beseitigung einiger struktureller städtebaulicher Probleme, erfolgte letztlich in der Ära des Wiederaufbaus nicht.

Vorrangig blieb weiter die Versorgung mit Wohnungen. Die jährliche Wohnbauleistung hatte sich in der zweiten Hälfte der 1950er auf 6-7.000 Einheiten gesteigert, damit gelang es bis etwa 1960, den auch kriegsbedingt quantitativen Wohnungsfehlbestand weitgehend auszugleichen. Von Wiederaufbaupathos und von Wiener Lokalpatriotismus zeugen die Hochhäuser am Matzleinsdorferplatz (1954-57, das erste Gemeindewohnhaus mit Zentralheizung und Müllwurfanlage) bzw. der 1959 fertig gestellte George C. Marshall-Hof in Wien Kaisermühlen mit seinen 15-stöckigen „Punkthäusern“, geschmückt mit einem leuchtenden Stadtwappen. Eine Neuerung bestand in sog. Duplex-Wohnungen, im Schnellbauprogramm errichteten Kleinwohnungen ohne Bad, die im Bedarfsfall, hieß bei wachsenden Einkommen ihrer Bewohner und geänderten Lebensansprüchen, zusammengelegt werden konnten. Abfällig spricht man retrospektiv und insbesondere in Bezug auf die von der Gemeinde Wien errichteten Bauten wegen des Verzichts auf jegliche künstlerische Gestaltung und wegen der glatten Fassaden von der sog. „Emmentalerarchitektur“ der 1950er Jahre. Und tatsächlich erreichten die in den 1950er Jahren errichteten Bauten weder den gestalterischen noch funktionellen Standard der Zwischenkriegszeit. Man sollte dabei jedoch weder die knappen Mittel, die

zur Verfügung standen, noch den Zeitdruck vergessen.

Auflockerung, also Auflösung der urbanen Verdichtung durch Flächenwachstum, und Entmischung, also räumliche Trennung der städtischen Teilfunktionen Wohnen und Arbeiten, bildeten die wesentlichen Strukturelemente des Konzepts der fordistischen bzw. funktionalen Stadt und wurden auch in Wien zur Generallinie der Stadtplanung (Meißl 2006:673). Stadterweiterung hieß die Vorgabe, räumlich konzentrierten sich die Neubauten zunächst auf die Bezirke 10 (Favoriten), 12 (Meidling) und 21 (Floridsdorf), bald auf die jüngsten Bezirke Wiens, den 22. Donaustadt und den 23. Bezirk Liesing. Favoriten wuchs zwischen 1951 und 1971 von 115.000 auf 154.000 Einwohner an, Floridsdorf von 68.000 auf 105.000, Donaustadt von 53.000 auf 80.000, Liesing von 37.000 auf 65.000. Vom sozialen Wohnungsbau zu sozialem Städtebau zu gelangen, hieß ein weiteres Planungsziel (etwa im 1952 vom Wiener Gemeinderat beschlossenen „8-Punkte-Programm des sozialen Städtebaus“).

Die in der Vorgartenstraße in Wien Leopoldstadt nach Planungen Rainers (1959-1963) errichtete Wohnhausanlage in offener Zeilenbauweise, die an die Stelle der alten Blockbebauung trat, wies dem Wiener Wohnbau die Richtung. Ob die Botschaft verstanden wurde, kann angesichts vieler Bauten der 1960er Jahre bezweifelt werden. Die Wohnbaubeispiele der 1960er sprachen mit wenigen Ausnahmen (etwa den Bauten am Eisenstadtplatz in Wien Favoriten 1959-1964, für die Wiens erste Fernwärmanlage gebaut wurde) eine andere Sprache. Stadterweiterung bedeutete auch die Verbauung „städtischer Ödlandschaften“, der im Wiener Volksmund sog. ‚Gstett’n‘, zu „öden Stadtlandschaften“ (Grissemann und Veigl 2002:30). Das Aufkommen der sog. „Halbstarckenbewegung“ am Ende der 1950er Jahre, von den Medien wurden vereinzelte Schlägereien zu großen Ausschreitungen hochstilisiert, könnte mit dem Verschwinden dieser städtischen Freiräume in Zusammenhang stehen. Das Fußballspiel auf der Gasse musste in die ab 1960 errichteten eingezäunten Ballspielanlagen, von der Wiener Bevölkerung als „Käfige“ bezeichnet, weichen.

Die Abkehr von der herkömmlichen Blockbebauung mit geschlossenen Höfen, vom Superblock, stand – zufällig oder nicht – am Beginn eines allmählichen Niedergangs der sozialistischen/sozialdemokratischen Bewegung in Wien. Es macht den Eindruck, als ob die offene Bauweise mit Wohnblöcken auf der grünen Wiese die Kommunikationsmöglichkeiten und das Zusammengehörigkeitsgefühl stark einschränkte. Dies scheint paradox, waren doch die 1960er und 1970er Jahre für die SPÖ in Wien bzw. Österreich eine Periode, in der sie mit vorher und nachher unerreichten Wahlerfolgen zur Nummer 1 aufstieg und eindrucksvoll ihre Stärke bewies. Doch in das dunkle Rot des Wiens der Zwischenkriegszeit mischten sich nach 1945 trotz gleich bleibender Wahl-

erfolge und absoluter SPÖ-Mehrheiten metaphorisch erste rosarote Töne. Das international weit beachtete Reformwerk, das sich in Wien insbesondere auf sozialem und kulturellem Gebiet entfaltet hatte, schien ein wenig gebremst. Noch kam den Wiener Volkshochschulen, den Städtischen Büchereien etc. große Bedeutung zu, doch der allumfassende Einfluss der Bewegung, der den Wiener in unterschiedlichsten Organisationen gewissermaßen von der Wiege bis zur Bahre begleitete, ging zunehmend verloren. Wachsender Wohlstand, erhöhte Mobilität und neue Freizeitformen verstärkten diese Trends. Mit Hannes Androsch, Finanzminister unter Bruno Kreisky, war gegen Ende des Untersuchungszeitraums ein neuer, rasch an Bedeutung gewinnender Typus in der Sozialdemokratie aufgetaucht, der „Nadelstreif-Sozialist“

Tabelle 1: Ergebnisse der Großparteien  
Wiener Landtags- bzw. Gemeinderatswahlen 1954-1973

Wahlen	SPÖ	ÖVP
	Wählerstimmen in %	
17. Oktober 1954	52,7	33,2
25. Oktober 1959	54,4	32,4
29. Oktober 1964	54,7	33,9
27. April 1969	56,9	27,8
21. Oktober 1973	60,1	29,3

Quelle: (Bihl 2006:602)

Das stürmische Wachstum des Bruttoinlandsprodukts führte zu einer deutlichen Verbesserung der Einkommenssituation, für Betriebe und Privathaushalte, allein zwischen 1954 und 1960 stiegen die Nettolöhne der ArbeitnehmerInnen pro Kopf real um über 30%. Mehrere Faktoren, die Zunahme der Einkommen, der Rückgang der Preise der dauerhaften Konsumgüter, die vermehrte Möglichkeit von Teilzahlungs- und Ratengeschäften sowie Steuer senkende Maßnahmen, wirkten zusammen und ermöglichten vermehrten Konsum (Sandgruber 1985:120). Doch nicht nur der Konsum nahm zu, zwischen 1953 und 1963 stiegen die Spareinlagen in Österreich um das Siebenfache, die der beiden Wiener Großsparkassen gar auf das Dreizehnfache. Nach Jahren der Benachteiligung für das gesamte östliche Bundesgebiet, in das etwa weit weniger Marshallplangelder geflossen waren (somit auch in die russische Besatzungszone in Wien), wurde Wien stärker in den Aufschwung der österreichischen Wirtschaft einbezogen, dennoch blieb die Wiener Wirtschaft in der Wachstumsentwicklung hinter dem österreichischen Durchschnitt zurück,

auch wenn das Pro-Kopf-Einkommen der WienerInnen noch immer erheblich über dem Bundesdurchschnitt lag. So waren erst 1955 die unter sowjetischer Verwaltung stehenden sog. USIA-Betriebe, von denen sich sehr viele in Wien befanden, in die Wiener Stadtwirtschaft integriert worden, viele von ihnen arg heruntergewirtschaftet und dementsprechend modernisierungsbedürftig. Wien erlebte nach der wirtschaftlichen Stagnation der Zwischenkriegszeit einen kleinen Industrialisierungsschub. Der Wert der Wiener Industrieproduktion stieg zwischen 1955 und 1963 von 17 auf 27 Milliarden Schilling. An der Spitze der städtischen Industriezweige stand die Nahrungs- und Genussmittelproduktion (mit 20% der Gesamtindustrieproduktion), gefolgt von der chemischen und der Elektroindustrie (je 15%). Bereits zurückgefallen war die in Wien einst sehr bedeutsame Textil- und Bekleidungsindustrie. Es kam zu einer letzten Expansion des Gewerbes, der sog. Hinterhofindustrien, die in den Innenbezirken 5, 6, 7 ebenso räumliche Schwerpunkte hatten wie in den Außenbezirken 15, 16 und 17 und dort richtige kleine Produktionscluster bildeten. Größere industrielle Produktionsstätten wählten ihre Standorte an den Stadträndern. Der tertiäre Sektor war noch ganz stark auf die Innere Stadt konzentriert, obwohl der 1. Bezirk in den 1950er Jahren auch noch einen relativ hohen Anteil an Beschäftigten der Sachgüterproduktion aufwies. Insgesamt waren in Wien noch 1961 mehr als die Hälfte aller Berufstätigen (51,5%) im sekundären Sektor (Bergbau, Energie, Industrie, Gewerbe, Bauwirtschaft) tätig.

Wien hatte sich relativ rasch von den Kriegszerstörungen erholt, und dennoch waren Nachwirkungen des Weltkriegs und des Nationalsozialismus deutlich spürbar. Dem raschen und erfolgreichen Wiederaufbau standen der „Mief“ der 1950er Jahre und der Rückfall in die Provinzialität, kulturell wie gesellschaftlich, gegenüber. Über die nationalsozialistische Vergangenheit hatte sich ein Schleier gelegt, unter dem man es sich behaglich eingerichtet hatte. Die Wohnungseinrichtungen entsprachen nach 1945 in einer Art Neo-Biedermeier dem Wunsch nach stiller Behaglichkeit und neuer Innerlichkeit, dafür standen Wohnwände, Couchecken, Stehlampen, Gummibäume und Nierentische. Vieles war aus Kunststoff, das teure Holz war durch Pressspanplatten ersetzt worden. Den Gästen servierte man aus den neu erstandenen Kühlschränken kalte Wurst- und Käseplatten, kohlenensäurehaltige Limonaden und Alkohol. Selbst Kulturkritiker Hans Weigel sprach – wohl beeinflusst von der Verbreitung der „Wienerwald“- (Hendl)Kette und unter dem Eindruck der „Fresswelle“, der ersten Konsumwelle nach 1945 – von der „Neobackhendzeit“. Illustrierte und Schlager der späten 1950er Jahre mit ihrer Neigung zu Exotismus und heiler Welt unterstrichen diesen Eskapismus. Noch deutlicher kam dies in der Filmproduktion zum Ausdruck, in kitschiger Habsburgernos-

talgie wurden das kaiserliche Wien und die schöne österreichische Landschaft glorifiziert, überkommene Rollenbilder von Mann und Frau kritiklos übernommen.

Viele attestierten der Kulturproduktion der Stadt insgesamt und vor allem im Vergleich zu vor 1938 nur mehr einen provinziellen Charakter, als Beispiel seien nur der Brecht-Boycott oder die Diskussion um Marc Chagalls letztlich verhinderten Entwurf für den Eisernen Vorhang in der Staatsoper angeführt. Der Aderlass in den Bereichen der Musik, des Films, des Kabarett nach dem „Anschluss“ 1938 war gewaltig gewesen. Die wenigen, die man hätte zurückholen können, holte man nicht. Gefeierte und zelebrierte wurden die Hochkultur, d. h. insbesondere Staatsoper (Herbert von Karajan folgte 1956 Karl Böhm in der Leitung der Staatsoper) und Burgtheater, und ihre Repräsentanten Paula Wessely, Attila Hörbiger, Josef Meinrad, Hans Moser und Paul Hörbiger (vielleicht auch Oscar Werner und Klaus Kinski), alle gleichzeitig Stars der damals noch regen Filmproduktion, einige von ihnen Mitläufer des NS-Regimes. Dennoch bestand ein seltsamer Kontrast zwischen dieser Verehrung der Hochkultur und dem eigenen Kulturgenuss, der sich zumeist aus der Lektüre von Jerry Cotton und Kommissar Wilton-Groschenheften, von Comics wie Fix und Foxi oder von Arzt- und Heimatromanen zusammensetzte. Doch auch in Kunst und Kultur schienen Mief und Provinzialität der 1950er Jahre allmählich neuen Kunstrichtungen zu weichen, wenn auch die im Folgenden genannten Künstler mit wenigen Ausnahmen bei weitem nicht die Popularität der zuvor genannten erlangten und im wahrsten Sinne des Wortes oft ein Kellerdasein führten. Helmut Qualtinger sagte: „In Wien muaßt erst sterben, damit s’di hochleben lassen, aber dann lebst lang“ (Brandstätter 1986:473). Viele Künstler wurden durch öffentliche Skandale oder durch Erfolge im Ausland berühmt, eher selten durch Ausstellungen in Wien.

Die Eröffnung der Galerie nächst St. Stephan im Jahr 1954 stand für eine Wende in der bildenden Kunst, propagiert wurden die jungen „informellen“ abstrakten Maler wie Arnulf Rainer, Wolfgang Hollegha, Josef Mikl oder Markus Prachensky. Populärer wurden einige Jahre später die Vertreter der Wiener Schule des Phantastischen Realismus, Arik Brauer, Ernst Fuchs, Rudolf Hausner, Wolfgang Hutter oder Anton Lehmden, deren Werke an die Surrealisten erinnerten. Die musikalische Avantgarde Wiens bildeten Friedrich Cerha und Kurt Schwertsik, die schwere Kost boten, während die Bevölkerung leichte Schlager und Operettenseligkeit bevorzugte. Wien suchte Anschluss an die internationale Welt, Fatty George – 1958 eröffnete er sein Lokal „Fatty’s Saloon“ – gelang dies im Jazz. Gerhard Bronner und Helmut Qualtinger begannen erste Kabaretterfolge in kleinen Kellertheatern zu feiern. In Liedern wie „Der g’schupfte Ferdl“, „Der Wilde“ bzw. „Der Papa wird’s

schon richten“ gelang es den beiden kongenial, den Zeitgeist einzufangen. Vorwiegend avantgardistische Sprachkünstler waren die Mitglieder der so genannten Wiener Gruppe, Friedrich Achleitner, H.C. Artmann, Konrad Bayer, Gerhard Rühm und Oswald Wiener, bzw. Wiener Aktionisten. H.C. Artmanns 1958 veröffentlichter Gedichtband unter dem Titel „med ana schwoazzn dintn“ machte den Wiener Dialekt für die moderne Dichtung gewissermaßen salonfähig. Viele dieser Namen stehen heute für bedeutende Kunstproduktion, zur damaligen Zeit stießen ihre Kunstwerke jedoch meist auf Unverständnis, gerade weil sich diese Kunstavantgarde dem auf Antimodernismus ausgerichteten Zeitgeist am heftigsten widersetzte. Als Carl Merz' und Helmut Qualtingers genialer „Herr Karl“ 1961 im Fernsehen ausgestrahlt wurde, löste das einen Riesenskandal aus.

1962 wurde das Museum des 20. Jahrhunderts, das sog. „Zwanzger Haus“, im Schweizergarten eröffnet, Karl Schwanzer baute dafür seinen für die Brüsseler Weltausstellung 1958 errichteten Österreich-Pavillon um. Zuvor hatte es in Wien kein Museum für moderne Kunst gegeben, noch Anfang der 1960er Jahre erscheinen Ausstellungen von Cézanne oder Van Gogh dem Wiener Publikum als „unfassbare Manifestationen wildgewordener Modernität“ (Brandstätter 1986:472). Österreichs Medienlandschaft (insbesondere der Zeitungssektor) wurde modernisiert, als Folge des sog. „Wiener Zeitungskriegs“ erhielt Österreich mit dem *Express* 1958 und der *Illustrierten Kronen-Zeitung* 1959 zwei neue Tageszeitungen, vor allem das Boulevard-Kleinformat *Kronen-Zeitung* unter Hans Dichand und Kurt Falk wurde in der Folge ein wichtiger politischer Akteur. Auf die Befreiung des Radios und Fernsehens vom politischen Einfluss, gegen den Rundfunk-Proporz zielte das vom damaligen *Kurier*-Chefredakteur Hugo Portisch initiierte erste Volksbegehren der Zweiten Republik im Jahr 1964, das unter dem Namen „Aktion Volksbegehren“ bekannt geworden ist.

Zu den bestimmenden Figuren neuer gesellschaftlicher Bewegungen in den späten 1950ern und 1960ern wurden Hollywoodstars wie Marlon Brando (1955 „Der Wilde“) und James Dean (1955 „...denn sie wissen nicht, was sie tun“ bzw. „Jenseits von Eden“) oder Rock'n'Roll-Interpreten wie Elvis Presley oder Bill Haley, auch wenn sich diese neuen Heroen anfänglich vor allem unter den so genannten „Halbstarken“ oder „Schlurfs“, die meist aus den städtischen Unterschichten stammten, großer Beliebtheit erfreuten. Beide Bezeichnungen blieben noch lange Schimpfworte für jugendliche Unangepasstheit. Ein neues Lebensgefühl verbreitete sich mit dem Rock 'n' Roll, neue (Haar- und Kleidungs-)Moden mit seinen Interpreten. (Röhrl)Jeans bzw. schwingende Röcke, Lederjacken, eingefettete Haare mit Entenschwanz, „Schmachtlocken“ bzw. toupierte Frisuren sowie Mopeds und Kofferradios waren die äußeren Erken-

nungszeichen dieser gegen das Wiederaufbau- und Wohlstandsdenken ihrer Eltern rebellierenden Jugendlichen (und die symbolische Wichtigkeit dieser modischen Accessoires führte in der Folge zur Entdeckung einer neuen Konsumentenschicht). Ihre Treffpunkte waren Espressos wie das „Colosseum“ in Meidling, Kinos, Veranstaltungsorte oder Tanzschulen, wie der berühmte „Dumser“ in Neulerchenfeld, von Qualtinger/Bronner in ihrem „g'schupften Ferdl“ verewigt. Ihre Lektüre könnte die bereits 1956 gegründete, zu dieser Zeit gegenkulturelle Jugendzeitschrift *BRAVO* gewesen sein. In den Lokalen verbreiteten sich die berühmten Juke-Boxen, die Wurlitzer-Musikautomaten, in den Wohnungen Magnetophone und Plattenspieler. Generell war die Begeisterung für Automaten groß, Zeitungs-, Zuckerl-, Kaugummi-, Zigaretten-, Strumpfautomaten etc. verbreiteten sich in Wien als Zeichen der Modernität.

Auffällig war, dass der anfangs emanzipatorische Charakter des Rock'n'Roll, der „schwarze Ghetto-Aufschrei“, bereits im „weißen US-Rock'n'Roll verdünnt“ worden war und im deutschen Sprachraum zum „Sugar, Sugar Baby“ (Peter Kraus verkaufte 1956/57 500.000 Platten davon) „verkam“ (Wagnleitner 1985:162). Dies verweist zugleich auf ein weiteres österreichisches Spezifikum. Man startete hierzulande weniger auf die USA als vielmehr auf das Spiegelbild der soziokulturellen Veränderungen, auf die Bundesrepublik Deutschland. Österreich wurde, „speziell auf dem Sektor der Massenmedien, zu einer Subkolonie der Kolonie“, Amerikanisierung erfolgte auf einigen Ebenen parallel mit einer Art von „Germanisierung“: Im österreichischen Fernsehen überwogen deutsche Sendungen, österreichische Illustrierte wurden noch in den 1950er Jahren durch deutsche ersetzt, fast alle Comics aus der BRD importiert, die Schlagerhitparade von Deutschen dominiert (Wagnleitner 1985:166). Diese Dominanz in vielen gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen wurde wirtschaftlich noch augenscheinlicher. Ab den 1960er Jahren löste Deutschland die USA als wichtigster Investor ab.

### **Wien in den 1960er Jahren: (Wenig) Wandel in Sicht**

Ein deutliches Merkmal der Wirtschaftsentwicklung Wiens in den 1960er Jahren war das Einsetzen des starken Wachstums des Dienstleistungssektors, auf den tertiären Sektor entfielen 1971 59,3% der Berufstätigen in Wien (gegenüber 47,4% 1961). Damit eng verbunden waren zwei weitere Entwicklungen: Die Integration von Frauen ins Erwerbsleben hatte beträchtlich zugenommen, der Dienstleistungssektor umfasste besonders viele sog. „weibliche“ Tätigkeitsbereiche. Auffällig war weiters eine deutliche Zunahme des Angestelltenanteils, auch dies, wenn auch nicht ausschließlich eine Begleiterscheinung des Dienstleistungswachstums. Der Anteil der Berufstätigen im sekundären Sek-

tor sank hingegen von 51,5% 1961 auf 39,9% 1971 (Meißl 2006:668). Nach den Arbeitsstättenzählungen betrug der Abgang im Produktionssektor zwischen 1964 (381.800 Beschäftigte) und 1973 (299.400 Beschäftigte) 82.000 Personen, besonders stark war der Rückgang im Bauwesen und in der Wirtschaftsklasse Bekleidung, Bettwaren, Schuhe und bei den Klein- und Kleinstbetrieben. Wenn durchaus gerechtfertigt im Untersuchungszeitraum auch für Wien von einer Tendenz zur Deindustrialisierung die Rede ist, so dürfte dieser Prozess von einer „Entgewerblichung“, einem drastischen Schwund des verarbeitenden Gewerbes und des Kleinhandels eingeleitet und begleitet worden sein.

In der Industrie waren es vor allem die traditionellen Sektoren mit Massenfertigung, die auf billige Arbeitskräfte angewiesenen Branchen wie die Textil- und Bekleidungsindustrie, die in Wien zunehmend ins Hintertreffen gerieten. Textil- und Bekleidungsindustrie schrumpften zwischen 1964 und 1973 auf die Hälfte ihrer Beschäftigten. Spektakuläre Fusionen und Betriebsstilllegungen ereigneten sich in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie. Dies folgte einer allgemeinen Entwicklungslogik und schien aus gesamtwirtschaftlicher Sicht für die Stadt Wien nicht sonderlich nachteilig. Betriebsschließungen, Standortverlagerungen und Übernahmen begannen sich in der Wiener Industrie aber auch als Folge einer Restrukturierung der verstaatlichten Industrie in den 1960er Jahren zu häufen (Meißl 2006:690). Diese Maßnahmen verwiesen auf eine wenig ausgeprägte Rationalisierungs- und Innovationsneigung und waren teils (gerade in innovativen, aber stark auslandsabhängigen Branchen wie der Elektroindustrie) auch mit dem Verlust der sog. „Headquarter-Funktionen“ verbunden. Die Stadtverwaltung sah sich veranlasst, den Kurs der kommunalen Wirtschaftsförderung zu ändern und gründete 1969 die „Wiener Betriebsansiedlungsgesellschaft“. Hatten ihre Prioritäten bislang ganz eindeutig auf dem Wohnbau- und Infrastruktursektor gelegen, so kam angesichts der Krisenerscheinungen im Sachgütersektor mit der Wirtschaftspolitik ein weiterer Schwerpunkt hinzu.

Noch stärker kennzeichnend für die Entwicklung in den 1960er Jahren als die Strukturprobleme der Industrie waren das Verschwinden des traditionellen verarbeitenden Gewerbes, der sog. Hinterhofindustrien (vor allem im Bereich der Bekleidungsgewerbe bei Hutmachern, Modisten, Schirmmachern, Miede- und Wäschewarenherzeugern sowie Kleidermachern, dann bei Schustern und Tischlern) sowie der Rückgang des Kleinhandels, vor allem des kleinen Lebensmitteleinzelhandels, eine Entwicklung, die in den 1950er Jahren ihren Ausgang nahm und durch die 1958 erfolgte Einführung der Pensionsversicherung für Gewerbetreibende beschleunigt worden war. Die Zahl der Lebensmittelhändler ging zwischen 1953 und 1962 von 6.163 auf 4.306 zurück, die

der Fleischhauer und Selcher von 2.295 auf 1.537, deutliche Rückgänge verzeichneten weiters Bäcker, Obst- und Gemüsehändler sowie Milchverschleißer (Ausch 1965:120). Insgesamt wurden von rund 16.500 Kleinverkaufsstellen für Lebensmittel 4.000 zugesperrt.

Das sog. „Greißlersterben“ setzte ein. In einer Art Leistungsschau Wiens, dem Werk „Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945-1965“ wurde 1965 diese Entwicklung als „zwar nicht so spektakulär wie der Bau von Fußgängerpassagen, Expreßstraßen oder Donaubrücken“ bezeichnet, aber nichtsdestoweniger als „von großer wirtschaftlicher Bedeutung“, als „längst fälliger Ausscheidungs- und Konzentrationsprozeß“, bei dem „unrentable, rückständige und unrationell geführte Betriebe verschwinden, um modern ausgestatteten, rationell organisierten Platz zu machen“ (Ausch 1965:120). Und weiter „ist es nur zu begrüßen, dass dieser Erneuerungsprozeß endlich das Gesamtniveau des Wiener Gewerbes hebt“. Erstaunlich unsensibel sind diese Worte angesichts dessen, was sich in Gewerbe und Kleinhandel nach 1938 als Folge der nationalsozialistischen Maßnahmen abgespielt hat, erstaunlich kurzsichtig zugleich, denkt man daran, dass die Gemeinde zehn Jahre später erste Studien in Auftrag geben musste, die sich mit Problemen der Nahversorgung in Wien auseinandersetzten. Der Verlust der Greißler macht es einigen Bevölkerungsteilen schwer, insbesondere älteren Menschen, ihre täglichen Einkäufe zu verrichten, zugleich war der Greißler mehr als nur Einkaufsmöglichkeit, er war Treffpunkt und Kommunikationszentrum. Und noch etwas ging mit den kleinen Fertigungs- und Kleinhandelsbetrieben zunehmend verloren, die kleinteilige Diversität und Vielfalt, die großstädtische Ökonomien gerade auszeichnete, ihre Urbanität ausmachte (Meißl 2006:687). Selbstbedienung und Supermärkte standen für den modernen Einkauf – beide Errungenschaften konzentrierten sich in Wien zunächst sehr stark auf die Kette Konsum, ehe hier in den 1960er Jahren etwa mit dem Lebensmittel-Filialisten BILLA zunehmend Konkurrenz auftauchte. Vorbote der neuen Zeit war die Eröffnung des Einkaufszentrums AEZ im Jahr 1957. Wohl nicht zufällig wurde aus dem AEZ in eben diesem Jahr die bald äußerst beliebte Radiosendung „Autofahrer unterwegs“, die für ein weiteres Merkmal der Modernisierung stand, erstmals übertragen.

Immer mehr Produkte fanden sich in den Geschäften, bald auch in den Haushalten. Werbung kam demnach immer größere Bedeutung zu. Supermärkte und Filialketten verbreiteten sich, sie waren zunächst stark auf Lebensmittel konzentriert, ehe sie auch das übrige Sortiment erfassten. Die Veränderung der Einkaufsgelegenheiten und -gewohnheiten hatte mehrere Ursachen, den gesteigerten Wohlstand und die wachsende Kaufkraft, Einschränkungen der Zeitbudgets, mehr noch die zunehmende Mobilität. In mehreren Konsumwelten stillte die Bevölkerung zunächst ihren Nachholbedarf an Essbarem (die

realen Nahrungsmittelausgaben der Wiener Haushalte stiegen zwischen 1954 und 1964 um ein Viertel), dann an Bekleidung, schließlich wandte sich die Aufmerksamkeit einer eigenen Wohnung und der entsprechenden Wohnungseinrichtung zu, Möbeln wie Haushaltsgeräten. Auch die Wiener Stadtwerke förderten das Bestreben der Wiener Bevölkerung nach Modernisierung der Haushalte durch die 1954 eingeführte „Elektrogeräte-Aktion“, Waschmaschine und Kühlschränke wurden mit Kredit- und Rückzahlungserleichterungen angepriesen. Kaum war der Traum nach der eigenen Wohnung, den eigenen vier Wänden erfüllt, kamen Fernseher und Auto besondere Bedeutung zu. Das Auto wurde neben bzw. nach der Wohnungseinrichtung, der Ausstattung mit Haushaltsgeräten und langlebigen Konsumgütern (von Mixer, Staubsauger und E-Herd bis zu Kühlschrank, Waschmaschine und Fernseher) zum begehrtesten Konsumobjekt. Es signalisierte den persönlichen Aufstieg, den gewachsenen Mobilitäts- und Freiheitsspielraum und fungierte zudem als gewichtiges Vehikel der sozialen Distinktion (Meißl 2006:679). Die Zahl der in Wien registrierten Personenkraftwagen hatte sich von rund 49.000 1955 auf mehr als 227.000 im Jahr 1965 gesteigert und belief sich 1975 auf 403.000 (SMSW 2003:27).

Steigender Wohlstand, mit Haushaltsgeräten gut ausgestattete Wohnungen bedeuteten auch wachsenden Energieverbrauch. 1962 erlosch Wiens letzte Gaslaterne. Bereits in den 1950er Jahren hatte man mit der Umstellung von Kohle auf Erdgas zur Stadtgaserzeugung begonnen. Die früher ungenutzt in die Donau geleitete Abwärme wurde ab den 1970er Jahren an die Fernheizwerke geliefert. 1970-72 entstand die Fernheizanlage in der Spittelau am Donaukanal, zugleich zur Müllverbrennung genutzt. Die erste Müllverbrennungsanlage war 1959-63 am Flötzersteig entstanden, doch der Müllanfall hatte sich in Wien in den 1960er Jahren verdoppelt.

Was die Wiener Stadtentwicklung betraf, standen die 1960er Jahre im Zeichen der Suburbanisierung und Stadterweiterung. Das von Roland Rainer 1961 vorgelegte „Städtebauliche Grundkonzept von Wien“ sah eine Dezentralisierung als vorrangig an, dies bedeutete Auflockerung des zu dicht verbauten Stadtgebiets bei gleichzeitiger Verdichtung der zu locker bebauten Stadtregionen. Gedacht war an eine konsequente Trennung zwischen Fußgänger- und Autoverkehr, zwischen den städtischen Funktionen Arbeiten, Wohnen, Einkaufen und Freizeit. Die Trennung der Bereiche war aufgrund der größeren Wegstrecken in der Folge gleichbedeutend mit einer Steigerung des Verkehrsaufkommens. Als „Entwicklungsgebiete“ sah man dabei den Süden und Osten Wiens an, wo noch große ungenutzte oder bislang landwirtschaftlich genutzte Baulandreserven zur Verfügung standen und die Bodenpreise niedriger waren. Bei insgesamt relativ gleich bleibender Bevölkerung zeigte sich räumlich eine verstärkte Randwanderung. Immer mehr, insbesondere junge Familien mit Kin-

dern zogen aus den dicht verbauten, mit wenig Grün ausgestatteten Innen- und bald auch gürtelnahen Gebieten in den Außenbezirken an den Stadtrand. Die Bevölkerung des 7. Bezirks Neubau ging zwischen 1951 und 1981 von 53.000 auf 29.500 zurück, die des 9. Bezirks Alsergrund von 74.700 auf 45.300, um nur zwei Beispiele herauszugreifen. Donaustadt (Wien 22) und Liesing (Wien 23) verdoppelten hingegen in diesem Zeitraum fast ihre Bevölkerung. Noch weit-aus dramatischer fiel diese Verschiebung hinsichtlich der Arbeitsbevölkerung und der Arbeitsstätten aus. Das Gewerbestorben hatte nunmehr auch einige Außenbezirke erfasst. Arbeitskräftemangel, insbesondere Mangel an unqualifizierten Arbeitskräften im Sekundärsektor, stellte sich demographisch bedingt als einschneidendes Hindernis für eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung in Wien dar. Es begann die Zeit der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, vorwiegend aus dem damaligen Jugoslawien (Anstieg zwischen 1968 und 1973 von 19.000 auf 75.000) und der Türkei (1968: 2.600; 1973: 9.500).

Auffällig für Wien war, dass die Suburbanisierung nicht durch die Anlage von Reihen- oder Einfamilienhäusern erfolgte, sondern durch die Errichtung von vorwiegend Gemeindebausiedlungen, in der Form parallel ausgerichteter Wohnblöcke mit meist vier oder neun Geschossen. Die berühmtesten Beispiele derartiger Siedlungen waren bzw. sind die Großfeldsiedlung (mit 6.500 Wohnungen die größte Wohnhausanlage der Gemeinde Wien) bzw. die Per-Albin-Hansson-Siedlung-Ost, beide in der neuen Montagebauweise errichtet. Mit der Gründung der Montagebau Ges.m.b.H. 1961, die mit vorgefertigten Bauteilen in Großplattenbauweise nach dem System Camus produzierte, vollzog sich endgültig eine Industrialisierung des Bauens. Der Nettozuwachs an Wohnungen betrug in den 1960er Jahren über 105.000 Wohnungen, die sich auf die klassischen Stadterweiterungsgebiete Wiens, auf Favoriten, Floridsdorf, Donaustadt und Liesing, konzentrierten. Die neuen Siedlungen entsprachen dem funktionalen Konzept einer großräumigen Trennung von Wohnen und Arbeiten. Doch zog diese Trennung mangels geeigneter öffentlicher Verkehrsmittel eine enorme Steigerung des Individualverkehrs nach sich, und es fehlte den Siedlungen, die abfällig als „Schlafstädte“ bezeichnet wurden, an sozialer und sonstiger Infrastruktur, an Schulen und Kindergärten, an Einkaufsmöglichkeiten, an kulturellen und sonstigen Freizeitangeboten. Verschiedene negative soziale Erscheinungen wie Vandalismus, Alkoholismus oder steigende Kleinkriminalität waren die Folge.

Mit der Eröffnung der Schnellbahnstrecke Floridsdorf – Hauptzollamt (1961) und ihrem raschen Ausbau wurde der Forderung nach einem Ausbau des öffentlichen Verkehrs erstmals Rechnung getragen. Fast gleichzeitig mit ihrer Verlängerung nach Stockerau und Gänserndorf erfolgte die Einbeziehung ins Tarifsysteem der Wiener Verkehrsbetriebe. Eine weitere Maßnahme

erregte großes Aufsehen unter den Wienerinnen und Wienern: 1964 wurden die ersten schaffnerlosen Beiwagen eingesetzt, der Beginn des Verschwindens einer traditionellen Figur, man könnte sagen Autoritätsperson des Wiener Alltagslebens, des Schaffners. Die Zeichen der Zeit standen weiterhin auf eher autofreundlichen Maßnahmen, etliche Straßenbahnen wurden eingestellt, durch Autobuslinien ersetzt oder mussten wie bereits erwähnt dem Autoverkehr weichen und wurden unterirdisch geführt. Doch stieß der Stadtbau Wiens zugunsten des motorisierten Verkehrs bald auf erste Skepsis. „Bei allem Verständnis für die Freude am motorisierten Verkehr“, erklärte Bürgermeister Jonas Anfang der 1960er Jahre, „müssen wir doch sagen, dass wir nicht die Absicht haben, unsere Stadt autogerecht zu machen. Mir schwebt als Ideal vor, Wien als eine menschengerechte Stadt zu erhalten“ (Muhr 1965:139).

Um es vorwegzunehmen, es dauerte bis man sich diesem Ideal annäherte. Hingegen wurden die Kapazitäten des Wiener Straßennetzes in den 1960ern erheblich ausgeweitet. Es entstanden die West- und Nordeinfahrt sowie die Gürtel- und Nordbrücke (1964). 1962 erreichte die Südautobahn die Stadt, 1966 dann auch die Westautobahn. Erst 1968 beschloss der Wiener Gemeinderat endgültig den Bau einer U-Bahn, im Jahr darauf wurde mit den Bauarbeiten begonnen, der Karlsplatz verwandelte sich in eine einzige riesige Baustelle und bildete jahrelang eine enorme Attraktion für Schaulustige. Die Aufnahme des U-Bahn-Verkehrs konnte erst ein Jahrzehnt später erfolgen. Als Folge der zunehmenden Motorisierung war die Frequenz der Wiener Verkehrsbetriebe gesunken und erreichte 1974 mit 395 Millionen Fahrgästen einen Tiefpunkt, der U-Bahn-Bau kam zur richtigen Zeit. Zukunftsweisend erwiesen sich 1969 die Verbesserung des Hochwasserschutzes durch den Bau des Entlastungsgerinnes und der Donauinsel sowie die Entscheidung, eine Hauptkläranlage in Simmering zu errichten.

Mit dem Flughafen Wien-Schwechat erhielt Wien 1960 ein neues Tor zur Welt. Für den Urlaub konnten sich jedoch nur die wenigsten eine Flugreise leisten. Es war das Auto, das die Urlaubsradien beträchtlich erweiterte. Beliebte Urlaubsziele wurden Italiens Adriaküste, Lignano, Caorle und Bibbione, oder die Strände im billigeren Jugoslawien. Die Mitbringsel aus diesen Urlauben, bauchige Chiantiflaschen, die illuminierte venezianische Gondel, der Mariazeller Dom in der Schneekugel, zeigte man stolz im Wohnzimmer, besonders beliebt war der Platz auf dem Fernseher. Wien gelang es in den 1960ern – sicherlich auch aufgrund der mit dem Staatsvertrag festgeschriebenen Neutralität – seine Funktion als diplomatisches Zentrum Europas und Schauplatz vieler Staatsbesuche zu stärken. Im Juni 1961 fand in Wien das Gipfeltreffen zwischen Nikita Chruschtschow und John F. Kennedy statt. Wien bestand seine Feuerprobe als Verhandlungsort allerersten Ranges. 1962 folgte ein offizieller

Besuch des UNO-Generalsekretärs U-Thant. Wien wurde zudem zum Sitz einiger internationaler Organisationen (1957 Internationale Atomenergiebehörde IAEA – zehn Jahre später wurde Wien Amtssitz der UNIDO, 1965 verlegte die OPEC, die Organisation Erdöl produzierender Länder, ihren Sitz nach Wien) und in der Folge zur Kongressstadt ausgebaut. Eine Initialzündung bildete dabei der internationale Diplomatenkongress von 1961. Der Fremdenverkehr erhielt immer größere Bedeutung. So wurde 1964 die Wiener Internationale Gartenschau (WIG 64) im neu angelegten Donaupark eröffnet, Wien erhielt mit dem 252 Meter hohen Donauturm ein neues Wahrzeichen, in dessen Turmkopf sich als weitere Attraktion ein drehendes Restaurant und Kaffeehaus befanden. Das Gelände des ehemaligen Bruckhaufens und des Bretteldorfes, wo im Laufe der Jahre nicht weniger als 15 Tonnen Müll und Unrat abgelagert worden waren, war in eine Parklandschaft und blühende Erholungsfläche verwandelt worden. Man war dem alten Wiener Planungsziel, die Stadt näher an die Donau zu rücken, einen kleinen Schritt näher gekommen.

Doch es waren nicht nur die großen Staatsbesuche oder spektakulären Gebäude, die die Wiener Bevölkerung beschäftigten, auch nicht die Politaffären wie die Olah-Affäre. Aus der Lektüre von Wiener Tageszeitungen der 1960er würden sich eine Reihe anderer Ereignisse aufdrängen, der Besuch Walt Disneys in Wien bzw. ein Straßenbahnunfall in Döbling mit neunzehn Toten (1960), eine Massenschlägerei von Fußballfans im für 90.000 Zuschauer ausgebauten Wiener Praterstadion, ein Großbrand in der Alten Universität (1961), der Opernmord 1963, an dem die Anteilnahme Ausmaße annahm, „die beinahe so unheimlich sind wie die Tat selbst“ (Brandstätter 1986:473), der Rücktritt Herbert von Karajans von der Leitung der Staatsoper und ein Flugzeugzusammenstoß über der Wiener Neubaugasse mit sieben Toten (1964), der Fall Habsburg (Otto Habsburg durfte nach 47 Jahren Exil 1966 wieder Österreich betreten), die Eiskunstlaufweltmeisterschaft 1967 in Wien mit einem österreichischen Doppelsieg (Danzer vor Schwarz) oder der Staatsbesuch von Königin Elisabeth II. und ihrem Gemahl, Prinz Philipp 1969.

Das österreichische „Wirtschaftswunder“ hatte Österreich und Wien wirtschaftlich Westeuropa näher gebracht, gesellschaftlich scheint der Fortschritt gemächlicher gewesen zu sein. Über die dunkle Nazivergangenheit Österreichs hatte sich ganz im Sinne der Opferthese ein Schleier des Vergessens gebreitet. Doch 1965 zeigte ein Ereignis, dass Österreichs NS-Vergangenheit noch keineswegs vergangen war. Bei einer Demonstration gegen den Hochschulprofessor Taras Borodajkewycz wegen dessen nationalsozialistischen und antisemitischen Äußerungen wurde ein Pensionist von einem rechtsradikalen Schläger nieder geprügelt und getötet. Die Zweite Republik hatte ihren ersten politischen Todesfall. Den schwierigen Umgang mit der eigenen

Vergangenheit verdeutlicht auch die lange Geschichte um ein Gedenken an Sigmund Freud, schließlich wurde 1971 in Freuds ehemaliger Privatwohnung ein Freud-Museum eröffnet. Österreichs wahre Heroen waren andere; als Karl Schranz 1972 von den Winterspielen in Sapporo wegen eines Verstoßes gegen den Amateurparagraphen ausgeschlossen wurde, bereiteten ihm Tausende Wienerinnen und Wiener einen triumphalen Empfang. Bei seiner Rückkehr entstand eine Massenhysterie, die retrospektiv eine Gänsehaut verursacht.

Jazz-, Rock- und Popmusik befanden sich allmählich auf dem Vormarsch, es waren die Beatles und Rolling Stones, die sich zu Peter Kraus, Conny Froboess, Freddy oder Vico Torriani in den Hitparaden gesellten. 1965 kamen die Beatles nach Salzburg, die Rolling Stones spielten vor begeistertem Publikum in der Wiener Stadthalle. Doch die neue Musik, oft als „Negermusik“ abgetan, trennte die Generationen und auch innerhalb der Generationen, 1966 gewann Udo Jürgens mit dem Titel „Merci Chérie“ den Grand Prix d’Eurovision de la Chanson in Luxemburg und entsprach wohl mehr dem Geschmack der Mehrheit der WienerInnen. Diese erachtete weiterhin gutes Benehmen, adrette Kleidung und Anstand als wesentlich, ein Konflikt, der sich in der 1968er Bewegung zuspitzen sollte.

Es war die Kunst, in der der Geist der Revolution am deutlichsten wurde. Ein Teil des Protestes der 68er Bewegung muss als Bruch mit den Verhaltensregeln der 1950er Jahre interpretiert werden, deren Schlüsselwörter Anstand und gutes Benehmen hießen (Huemer 1985:210) und die in Österreich bis in die 1960er Jahre hochgehalten wurden, und richtete sich gegen die Doppelmoral eines rückwärtsgewandten Katholizismus wie gegen den (Nicht)Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Dagegen setzte man schrille Provokation, diese kam nicht allein in Kunstaktionen und Happenings, sondern im äußeren Erscheinungsbild der 68er zum Ausdruck, etwa den langen Haaren männlicher Jugendlicher, wallenden Blumenkleidern oder Miniröcken von Frauen. Fakt ist, dass die Studentenrevolte auch in Österreich nicht nur eine grundlegende Veränderung der Hochschulen einleitete, sondern auch eine Belebung und Modernisierung des öffentlichen Lebens, eine kulturelle Alltagsrevolution und neue Lebensstile und -vorstellungen nach sich zog.

Die 1960er Jahre waren ein dynamisches Jahrzehnt gewesen. Die Illustrierte *Stern* resümierte im Dezember 1969: „Wir sehen, wie der erste Mensch seinen Fuß auf den Mond setzte, und bekamen den Kennedy-Mord in Zeitlupe vorgeführt. Vietnam-Greuel, Afrika-Massaker, Minirock, Beatles-Musik, Sexwelle, Aufklärung Herztransplantation – nichts blieb uns erspart ... Was für ein Jahrzehnt!“ (Veigl 1996:195) Zweifellos richtig, was die Entwicklung in Wien betraf, scheinen aber erst die 1970er Jahre eine Zäsur mit sich gebracht zu haben.

## Bruchlinien: Wien 1970-1975

Mit dem Wahlerfolg Bruno Kreiskys und der SPÖ 1970 (die erstmals seit Bestehen der Zweiten Republik stärkste Partei wurde) erhielt Österreich eine sozialistische Alleinregierung. Nicht nur der wirtschaftliche Erfolg hielt zunächst gesamtösterreichisch betrachtet an, und dies trotz Erdölkrise von 1973, nunmehr schien auch die Zeit gesellschaftlichen Wandels gekommen. Die Regierung begann ein umfassendes, vor allem soziales Reformprogramm durchzuführen: Strafrechtsreform, Gleichstellung von Mann und Frau in der Ehe, Schülerfreifahrt, Gratisschulbücher, Fristenlösung, Mutter-Kind-Pass, Einführung des Zivildienstes, die Liberalisierung der Gewerbeordnung, der Erlass eines Arbeitsverfassungsgesetzes seien hier nur als einige wesentliche Etappen des Modernisierungsprozesses angeführt. Auch in Wien zeigten sich Ansätze gesellschaftlicher Modernisierung. Um nur drei Beispiele aus dem Jahr 1970 herzunehmen: Erstmals fand im Rahmen der Wiener Festwochen ein Avantgardeprogramm statt (Arena 70), mit dem Wochenmagazin *profil* erhielt Österreich ein kritisches Printmedium, und ebenfalls 1970 durften erstmals Frauen Straßenbahnen – gegen den heftigen Widerstand vieler männlicher Kollegen – lenken. Hatte bis Anfang der 1970er Jahre die Kunst- und Kulturszene Wiens „an den Folgen der großkoalitionären Machtteilung im Staat und am konservativen Meinungsmonopol in den Medien und in den kulturellen Institutionen“ gelitten, so mehrten sich die Anzeichen einer Verlebendigung, auch wenn erst die Besetzung des Arena-Geländes, des vormaligen Auslandsschlachthofs und Veranstaltungsort der alternativen Festwochen, im Jahr 1976 als kulturelle Zäsur und als Durchbruch der Alternativbewegung gewertet werden kann (Musner 2006:776).

Den geänderten bzw. sich im Wandel befindlichen Formen politischer Partizipation fiel Bürgermeister Slavik zum Opfer (Stimmer 2000:341). Bei der ersten in Wien abgehaltenen Volksbefragung (vorausgegangen war eine scharfe Diskussion in den Medien, insbesondere in der *Kronen-Zeitung*, die so großes Gewicht erhielt, dass sich die Stadtverwaltung zu dieser Maßnahme entschloss) stimmte die Mehrheit gegen die Verbauung der sog. Sternwarte-gründe, für die sich Slavik eingesetzt hatte. Slavik trat daraufhin zurück.

Trotz Aufbruchstimmung in der sog. Kreisky-Ära wiesen Stadtentwicklung und -wirtschaft Wiens aber in den 1970ern deutliche Anzeichen einer Desurbanisierung auf: Die Einwohnerzahl Wiens ging zwischen 1971 und 1981 von 1,62 Mio. auf 1,53 Mio. zurück, das Wirtschaftswachstum war ins Stocken geraten, und die Aufnahmekapazität des Dienstleistungssektors schien erschöpft. Im Fremdenverkehr hatte man 1972 die 4-Millionen-Grenze an Fremdennäch-tigungen überschritten, die nächsten Jahre waren sogar leichte Rückgänge zu

verzeichnen. Wien blieb in den 1970er Jahren in seiner Wachstumsdynamik relativ deutlich hinter Österreich zurück. Zwischen 1972 und 1975 reduzierte sich der Anteil des Wiener Bruttourbanprodukts am Bruttoinlandsprodukt von 29,4 auf 27,1 % (Meißl 2006:696). Die gleichzeitig voranschreitende Öffnung der Wirtschaft ließ die Strukturprobleme der bisher angesichts der Umschließung Ostösterreichs durch den „Eisernen Vorhang“ vor allem auf den Binnenmarkt orientierten Wiener Wirtschaft deutlich zutage treten. Die demographische Entwicklung bedingte eine Reduktion des Arbeitskräfteangebots, das auch durch zunehmende Pendelwanderung und Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte nicht auszugleichen war, und die Verknappung innerstädtischer Baulandreserven ergab zusammen mit einer gezielten Betriebsansiedlungspolitik im benachbarten niederösterreichischen und burgenländischen Umland einen starken industriellen Abwanderungssog. Nach Textil- und Bekleidungsindustrie ergriff die Krise Branchen wie die Leder-, die Eisen- und Metallwarenindustrie. Der Prozess der Randwanderung setzte sich verstärkt fort, immer mehr Industriebetriebe und Menschen wanderten ganz aus Wien ab. Gleichzeitig entwickelten sich Wohn- und Arbeitsbevölkerung gegenläufig, die Zahl der Einpendler erhöhte sich ebenso deutlich wie das Verkehrsaufkommen.

Die Stadt reagierte einerseits mit einer Reihe von Maßnahmen, um alteingesessene Betriebe in der Stadt zu halten bzw. neue anzulocken. Die 1969 eingerichtete Wiener Betriebsansiedlungsgesellschaft fand bereits Erwähnung, weitere Bemühungen richtete man auf verstärkte Zuwanderung. Doch trotz der zunehmenden Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften ab den 1960er Jahren (1974 am Ende einer ersten Hochzeit der Ausländerbeschäftigung waren fast 90.000 ausländische Arbeitskräfte, „Gastarbeiter“, wie sie bald fälschlicherweise bezeichnet wurden, zunächst vorwiegend aus Jugoslawien, dann aus der Türkei, in Wien beschäftigt) erwiesen sich die Kapazitätsprobleme am Arbeitsmarkt als wesentliches Wachstumshemmnis für die Wiener Wirtschaft. Auch hier stellt die Mitte der 1970er Jahre eine Bruchlinie dar. Während noch immer vor den negativen Folgen eines Arbeitskräftemangels in Wien gewarnt wird, kündigten sich um 1975 mittelfristig erstmals wieder Beschäftigungsprobleme an. Letztlich blieb aber die Arbeitslosigkeit in Wien in den zwei Jahrzehnten von 1961 bis 1980 immer unter zwei Prozent. Durch den Zuzug ausländischer Arbeitskräfte war Wien bald mit den Problemen zunehmender Fremdenfeindlichkeit konfrontiert. Die geniale Werbelinie der Stadt zum „Gastarbeiter-Problem“ mit den Worten „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric. Warum sogns zu dir Tschusch?“ vermochte jedenfalls wenig gegen die Reserviertheit der Wienerinnen und Wiener auszurichten.

In den 1970er Jahren kam eine neue Planungskonzeption zum Tragen, an die Stelle der großräumigen Trennung der städtischen Funktionen, deren

Folgen in täglichen Verkehrsstaus zum Ausdruck kamen, sollte die Funktionsmischung treten. Stärker forciert wurde die bereits von Rainer angestrebte Idee der „polyzentrischen Stadt“, das Hauptzentrum, Wiens 1. Bezirk, sollte durch Nebenzentren mit differenziertem Arbeitsplatzangebot, mit ausreichendem Angebot an Sozial-, Bildungs-, Konsum- und Freizeiteinrichtungen entlastet werden. Vor dem Hintergrund einer schrumpfenden Wohnbevölkerung nahm die Stadt einerseits das Wohnbauvolumen zurück (zwischen 1971 und 1981 wurden rund 40.000 Wohnungen errichtet), die Gemeinde Wien war nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr Quasi-Monopolist im Baugeschehen – die Bauleistung anderer Bauträger, vor allem der gemeinnützigen Genossenschaften, war enorm angestiegen. Die Stadt richtete ihr Augenmerk stärker auf den Ausbau der technischen Infrastruktur, der Verkehrs-, Energie- und Gesundheitseinrichtungen, und wandte sich andererseits nicht wirklich von der Stadterweiterung ab, aber dezidiert der Stadterneuerung zu. Es waren Fragen wie die Überalterung, inakzeptable sanitäre Verhältnisse und unzureichende Wohnungsgrößen sowie architektonische Qualität und städtebauliches Gefüge der Wohnbauten, die in die 1972 formulierten „Leitlinien für die Stadtentwicklung“ einfließen (Bihl 2006:593). Die Wende kam nicht von ungefähr, Bevölkerungsdruck auf neue Wohnungen fehlte, der Zuzug ausländischer Arbeitskräfte, die sich meist nur billige Substandardwohnungen leisten konnten, verschärfte die soziale Segregation. Und das stärkste Argument: Noch 1971 stammten 54% aller 780.000 Wiener Wohnungen aus der Zeit vor 1918, mehr als ein Drittel der Wohnungen hatte kein eigenes WC, fast zwei Drittel der Wiener Wohnungen keine Dusch- bzw. Badeeinrichtung.

Die Verlagerung von der Stadterweiterung zur Stadterneuerung führte zur verstärkten Stadtbildpflege durch die Festlegung von Schutzzonen, 1972 wurden das „Altstadt-Sanierungsgesetz“ und das „Altstadt-Erhaltungsgesetz“ zum Schutz der historischen Gebäude und Viertel beschlossen. Der gesamte erste Bezirk wurde zur Schutzzone erklärt, 1973 folgte der Spittelberg in Wien 7. Im Gegensatz zu früheren Flächensanierungen, wie man sie noch in den 1960er Jahren etwa im 9. Bezirk in Alt-Lichtental praktiziert hatte, ging man nun zu sanfteren Methoden baulicher Sanierung über. Dieser Umdenkprozess wurde erstmals beim Planquadrat 4 deutlich, der Schaffung eines Gartenhofs im 4. Bezirk, unter Einbindung der Betroffenen und des österreichischen Fernsehens. Städtische Problemzonen wie etwa große Teile des 16. Bezirks Ottakring wurden als Stadterneuerungsgebiete eingestuft und von sog. Gebietsbetreuungen unterstützt. Der Wandel, der sich in den beiden Jahrzehnten zwischen 1955 und 1975 vollzogen hatte, war auch an der Architektur der Gemeindebauten, also der von der Stadt Wien finanzierten Wohnungen ablesbar, die das Wiener Stadtbild wesentlich

mitbestimm(t)en. Die glatten, schmucklosen Fassaden der Gemeindebauten der 1950er Jahre spiegelten die Maximen des Wiederaufbaus, möglichst rasch und billig sollte der Wohnfehlbestand beseitigt werden. Am Ende des Untersuchungszeitraums ging man im Wohnbau zu neuen Konzepten über, wofür der Wohnpark Alt-Erlaa und die Siedlungen Wiener Flur bzw. Am Schöpfwerk (alle an der damaligen Wiener Entwicklungsachse Meidling – Siebenhirten gelegen) standen. Was immer man von diesem Architekturkonzept hält, die Terrassenbauten mit ihren großzügigen Balkons, mit Schwimmbädern am Dach standen für ein neues Zeitalter.

Erste Umdenkenprozesse setzten auch auf anderen Ebenen um die Mitte der 1970er Jahre ein und fanden bereits in der Stadtentwicklungsenquete 1972/73 ihren Niederschlag. Umweltschutz wurde zu einem Hauptanliegen der Stadt, für die Stadt lag die Priorität auf der Reinhaltung von Luft und Wasser, der Eindämmung von Lärm und der Beseitigung von Abfällen (Meißl 2006:699). Geradezu programmatisch betont wurde die Bedeutung von „Partizipation“ am Planungsprozess, ebenso Indiz für den gesellschaftlichen Wandel wie die Behandlung von Themen wie „Jugend, Bildung, Freizeit“ oder „Dienste des Sozial- und Gesundheitswesens“ als für die Stadtentwicklung relevante Fragen. Noch eine wesentliche Erkenntnis hatte die Enquete mit sich gebracht, dass es eine autogerechte Stadt nicht geben könne. Somit wurde nunmehr auch dem öffentlichen Nahverkehr ein erhöhter Stellenwert beigemessen, sicherlich auch eine Folge der Ölkrise. 1974 wurde nicht nur ein autofreier Tag pro Woche eingeführt, zur besseren verkehrsmäßigen Koordination mit dem Wiener Umland wurde 1974 der Verkehrsverbund Ost Region (VOR) geschaffen. Die U-Bahn stand kurz vor ihrer Fertigstellung.

Nicht unumstritten war die Anlage einiger Fußgängerzonen (Kärntner Straße, Favoritenstraße, Meidlinger Hauptstraße) in Wien ab 1974. Im Fall der Kärntner Straße erregte man sich nicht nur über die Neugestaltung, mit der 1971 begonnen wurde, es wurde vielmehr befürchtet, dass die Einkaufsstraße ohne Autos (sie war neben der Herrengasse eine der meist befahrenen Straßen Wiens) veröden und heftige Umsatzeinbußen verzeichnen würde. Dass das Gegenteil der Fall war und die Innenstadt auch durch diese Maßnahme lebendiger und belebter wurde, sollte sich bald zeigen. Mit der Gründung des Donauzentrums 1975 (an der Wiener Entwicklungsachse Wagramer Straße gelegen), insbesondere aber jener der Shopping City Süd (außerhalb der Wiener Stadtgrenzen und vom öffentlichen Verkehr mit Ausnahme der Badner Bahn nicht zu erreichen) im Jahr darauf, kündigte sich im Handel der Trend zu immer größeren Einkaufszentren, die am Rande der Stadt gelegen waren, ab. Aus Einkaufen wurde Shopping, Einkaufen begann

immer mehr, Erlebnis- und Eventcharakter anzunehmen.

Dem zunehmenden Stadtverkehr trug man mit der Errichtung der Südosttangente (A 23) Rechnung. 1972 erfolgte der Startschuss zur zweiten Donau-Regulierung, als Hochwasserschutzmaßnahme gedacht, war zu diesem Zeitpunkt wohl noch niemandem klar, dass die Donauinsel eines der beliebtesten Freizeitareale der Wiener Bevölkerung werden würde.

Wien war internationaler geworden, auch im Jahr 1975, am Ende des Untersuchungszeitraums, gaben sich hier hohe Staatsgäste ein Stelldichein (Sadat), fanden wichtige Konferenzen (Zypernkonferenz der UNO in der Hofburg) und Gespräche (zwischen dem US-Außenminister Henry Kissinger und seinem sowjetischen Amtskollegen Andrej Gromyko) statt. Wien war stärker in den internationalen Blickpunkt gerückt: 1975 erfolgte nach langen Diskussionen ein Regierungsbeschluss, der Wien durch die Errichtung eines UNO-Gebäudes nach New York und Genf zur dritten UNO-Stadt machte. Ein deutliches Zeichen dafür war aber leider auch der Terroranschlag auf den Sitz der OPEC in Wien, der im Dezember 1975 drei Todesopfer kostete.

Restauration oder Neubeginn, vor diesen Alternativen war man nach 1945 und bis weit in die 1950er Jahre hinein gestanden. Eindeutig fiel die Antwort in Wien zunächst nicht aus. Die 1950er Jahre und auch ein Teil der 1960er stehen als Beispiel für die Gleichzeitigkeit kultureller Restauration wie zukunftsfromem Wandel. Dafür kann beispielhaft die Kulturproduktion herangezogen werden. Es existierte in der Öffentlichkeit vor allem die Hochkultur, konsumiert wurde in erster Linie Populärkultur, in die Zukunft wies jedoch die alternative, die Subkultur. In wirtschaftlicher Hinsicht entsprach der Untersuchungszeitraum im Wesentlichen einer Erfolgsgeschichte, an deren Ende sich neue Probleme auftürmten. Gerhard Meißl spricht von einer „ehernen Ära“ der Wiener Wirtschaftsgeschichte, die „zwar durch einen bislang nicht erlebten Aufschwungprozess charakterisiert war, gegen das Ende zu aber die Stadt und ihre Bewohnerschaft mit immer mehr Komplexität und den dadurch generierten unvorhergesehenen und oft negativen Folgen konfrontierte und die Grenzen von Planbarkeit schmerzlich offen legte“ (Meißl 2006:698). Die krisenhaften 1970er drängten auf neue Lösungen und Veränderung, gesellschaftspolitisch begann sich trotz des in Wien relativ ruhig verlaufenen Revolutionsjahres 1968 einiges zu bewegen. Alternativ-, Frauen-, Umweltbewegung hatten sich zu formieren begonnen. Gleichzeitig gelang es Kreisky meisterlich, kritische Geister in seine Bewegung zu integrieren und damit aufkommende Unzufriedenheit zu kalmieren.

Ein Aufbruch aus der Provinzialität war Mitte der 1970er Jahre auf einigen Ebenen bereits deutlich geworden und teils vollzogen, auf anderen kündigte er sich zumindest leise an.

Retrospektiv würde ich demnach die Mitte der 1970er Jahre als eine Zeitenwende ansehen. Auch in Wien wiesen die Weichen in neue Richtungen. Es waren eine Reihe neuer Herausforderungen entstanden. Ob und wie sie bewältigt wurden, ist im Kontext einer späteren Konferenz dieser Veranstaltungsserie thematisiert worden.

## Literatur

AUSCH, Karl

1965 „Wien und die Wirtschaft“, Karl Ziak (Hg.): *Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945-1965*. Wien: Jugend und Volk, 117-131.

BIHL, Gustav

2006 „Wien 1945-2005. Eine politische Geschichte“, Peter Csendes und Ferdinand Opll (Hg.): *Wien. Geschichte einer Stadt. Band 3. Von 1790 bis zur Gegenwart*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 545-650.

GRISSEMANN, Ernst und VEIGL Hans (Hg.)

2002 *Testbild, Twen und Nierentisch. Unser Lebensgefühl in den 50er Jahren*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau.

HUEMER, Peter

1985 „Die Angst vor der Freiheit. Ratschläge für Tisch und Bett: Anstandsbücher und Aufklärungsbroschüren im Spiegel des Jahrzehnts“, Gerhard Jagschitz und Klaus-Dieter Mulley (Hg.): *Die „wilden“ fünfziger Jahre*. St. Pölten-Wien: Niederösterreichisches Pressehaus, 208-220.

MEIBL, Gerhard

2006 „Ökonomie und Urbanität. Zur wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert und zu Beginn des 21. Jahrhunderts“, Peter Csendes und Ferdinand Opll (Hg.): *Wien. Geschichte einer Stadt. Band 3. Von 1790 bis zur Gegenwart*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 651-737.

MUHR, Adalbert

1965 „Verkehrsprobleme“, Karl Ziak (Hg.): *Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945-1965*. Wien: Jugend und Volk, 132-148.

MUSNER, Lutz

2006 „Ist Wien anders? Zur Kulturgeschichte der Stadt nach 1945“, Csendes/Opll (Hg.): *Wien. Geschichte einer Stadt. Band 3. Von 1790 bis zur Gegenwart*. Wien: Böhlau, 739-819.

SANDGRUBER, Roman

1985 „Vom Hunger zum Massenkonsum“, Gerhard Jagschitz und Klaus-Dieter Mulley (Hg.): *Die „wilden“ fünfziger Jahre*. St. Pölten-Wien: Niederösterreichisches Pressehaus, 112-122.

BRANDSTÄTTER, Christian (Red.)

1986 *Stadtchronik Wien. 2000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern*. Wien: Brandstätter.

SMSW (= Statistische Mitteilung der Stadt Wien)

2003 *Statistische Mitteilung der Stadt Wien* Heft 2,3, Tab. 4.2. Wien

STIMMER, Kurt

2000 *Wiens kommunale Entwicklung seit 1945*. Wien: Schmid.

VEIGL, Hans

1996 *Die 50er und 60er Jahre. Geplantes Glück zwischen Motorroller und Minirock*. Wien: Ueberreuter.

WAGNLEITNER, Reinhold

1985 „Die Kinder von Schmal(t)z und Coca-Cola“, Gerhard Jagschitz und Klaus Dieter Mulley (Hg.): *Die „wilden“ fünfziger Jahre*. St. Pölten-Wien: Niederösterreichisches Pressehaus, 144-172.

WEIGL, Andreas und SCHMEE Joseph

1999 „Längerfristige Trends und Perspektiven des Wiener Tourismus“, Joseph Schmee und Andreas Weigl (Hg.): *Wiener Wirtschaft 1945-1998*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 129-154.

## **Asakusa, Shinjuku, Shibuya – Auf- und Niedergang der Tokyoter Vergnügungsviertel während des anhaltenden Wirtschaftsbooms**

ITODA SŌICHIRO

Im Verlauf des japanischen Wirtschaftswunders (1955 bis Mitte der 1970er Jahre) erlebte das einstmals florierende Tokyoter Vergnügungsviertel Asakusa einen abrupten Niedergang, während andere Teile der japanischen Hauptstadt an Attraktivität zunahmen. Betrachtet man eine Stadt wie Tokyo als einen lebendigen urbanen Organismus, so lässt sich feststellen, dass ständig neue Zellen gegen alte ausgetauscht werden, wodurch diesem Organismus regelmäßig neue, dynamische Impulse zugeführt werden. Zwar können einige andere Weltstädte mit einem ähnlich gearteten Entwicklungsmuster aufwarten, doch scheint die Metropole Tokyo durch einen ganz speziellen historischen und kulturellen Wandel geprägt zu sein, der besonders rasante Veränderungen sozusagen im „Zeitraffer“ bewirkte.

Während eines nahezu zwei Jahrzehnte lang andauernden wirtschaftlichen Höhenfluges zeichnete sich innerhalb der Ballungszentren der japanischen Hauptstadt eine nie zuvor gesehene Verlagerung ab, wodurch der allmähliche Niedergang des ehemals florierenden Stadtviertels Asakusa nach und nach besiegelt wurde. Große Firmenzentralen entstanden in allen Teilen Tōkyōs, in deren Umfeld sich neuartige Vergnügungsstätten ansiedelten, die für Angestellte nach Feierabend bequem zu erreichen waren. Nicht zuletzt auch die Verbreitung des neuen Mediums Fernsehen mit seinen beliebten Varieteeshows führte zu einem deutlichen Trend in Richtung heimisches Wohnzimmer, was die traditionellen Vergnügungsangebote außer Haus immer weniger attraktiv erscheinen ließ. Der Fernseher in den eigenen vier Wänden, verbunden mit dem Kühlschrank in unmittelbarer Reichweite: Allein diese Kombination einiger weniger, elektrisch betriebener Haushaltsgeräte war von erheblichen Auswirkungen auf die Anziehungskraft und die Infrastruktur des alten Stadtteils Asakusa, der über mehr als drei Jahrhunderte hinweg, von der Edo-Zeit bis in die Nachkriegsjahre, seine Vorherrschaft als „Mekka der Vergnügungsindustrie“ in Tokyo behauptet hatte.

Eine solche Entwicklung lässt sich deutlich aus der tabellarischen Übersicht „Vergnügungsviertel im Umbruch & Entwicklung im Fernsehgeschäft“ (siehe Tab.1 auf Seite 55) ablesen: Die vier Spaltenköpfe sind mit „Asakusa“, „Shinjuku“, „Shibuya“ (drei der wichtigsten Ballungszentren in Tokyo) und

„Medien“ gekennzeichnet. Die erste Spalte markiert den Zeitablauf. Aus dieser Tabelle lassen sich verschiedene Rückschlüsse über den Auf- bzw. Niedergang in den Vergnügungszentren der japanischen Hauptstadt ziehen. Auf der rechten Seite der Tabelle ist ersichtlich, wie die Medien, besonders das Fernsehen, ihren Teil zu dieser Entwicklung beitrugen.

Historisch gesehen handelte es sich bei Asakusa um einen Raum, in dem Religiöses, Unterhaltsames und Volksbelustigung Seite an Seite miteinander harmonierten. Der Asakusa-Tempel als Zentrum der Kannon-Verehrung taucht bereits im Schrifttum der Kamakura-Zeit auf. Während der Edo-Zeit betrachteten die Shōgune den Tempel als ihre bevorzugte Bittstätte und sorgten damit für einen Zulauf von Pilgern aus allen Landesteilen. In der Folge siedelte sich im Okuyama-Distrikt hinter dem Tempel allerlei Buden- und Schaustellervolk an, und als Mitte des 17. Jahrhunderts das Rotlichtviertel Yoshiwara an die Peripherie von Asakusa umzog, wurde damit die nahtlose Verschmelzung von Heiligtum, Prostitution und Schaustellertum begünstigt. Im Zuge der Modernisierungswelle in der Meiji-Zeit wurde Asakusa in neue Bezirke unterteilt. Ziel war unter anderem die Verdrängung des Okuyama-Distriktes und eine Verlagerung solcher Unternehmen, die „dem gesunden Volksempfinden“ als zuträglich erschienen, in den Rokku-Bezirk (6. Bezirk). Die aus Okuyama vertriebenen zwielichtigen Gewerbe setzten sich jedoch ebenfalls gleich wieder in Rokku fest, so dass Asakusa durch diese Maßnahme kaum an Attraktivität einbüßen sollte.

Mit Beginn der Taishō-Zeit machte das Aufkommen der „Lebenden Bilder“ Schaustellern und Budenbetreibern das Terrain streitig. Die Blütezeit der Asakusa-Oper, ein bizarres Gemisch aus Imitationen westlicher Unterhaltungskultur, begann. Zu Beginn der 1930er Jahre schossen auf der Ginza und in Hibiya moderne Unterhaltungs- und Konsumtempel wie Pilze aus dem Boden. Dieser Trend zur Konkurrenz unter Luxusetablissemments ließ das Treiben im benachbarten Asakusa langsam verblassen. Doch die aufziehenden Schatten über Asakusa sollten sich noch einmal lichten: Nach 1945 war dem Vergnügungsviertel ein letzter großer Boom beschieden, denn in den Nachkriegsjahren lechzte das kriegsmüde Volk nach Ablenkung und Unterhaltung, was den Stadtteil mit dem Kannon-Tempel erneut zum Mekka der Volksbelustigung in Tokyo werden ließ.

Wie bereits erwähnt, wurde Asakusa in verschiedene Bezirke unterteilt. Die Blütezeit des Asakusa-Rokku-Bezirks setzte nach dem Zweiten Weltkrieg ein und hielt bis zu den Sechzigern an. 1951 wurde der große Hyōtan-Teich, der nach seiner Form, einem Flaschenkürbis benannt war, zugeschüttet und das neu gewonnene Bauland verkauft. Mit dieser Transaktion sollte das Geld für den Wiederaufbau der im Krieg von Bomben zerstörten Kannon-Halle in Asakusa

aufgebracht werden. Auf dem zugeschütteten Teichgelände ließ der Medien-Konzern Tōhō sein Asakusa Takarazuka-Theater errichten. Tōhō war bereits zuvor in Asakusa tätig geworden und hatte strategische Investitionen vorgenommen. Eine Attraktion im Asakusa der Nachkriegsjahre waren die „Asakusa Striptease-Shows“, die sich einer ganz besonderen Publikumsgunst erfreuten. 1952 wurde das Asakusa Furansu-Etablissement eröffnet, das als Striplegende in die Geschichte eingehen sollte, denn hier wurden bislang nie gesehene Simultan-Strips auf den *hanamichi* des Kabuku ähnlichen Laufstegs vorgeführt (siehe Abb. 1). Die Blütezeit der Asakusa-Stripszene fällt in den Zeitraum zwischen etwa 1948 und 1952. Für ein Eintrittsgeld von 40 Yen bot das im Untergeschoß des Shōchiku Shingeki-Hauses untergebrachte Asakusa-Theater die sagenhafte Möglichkeit, für einen moderaten Preis das Stripgeschehen auf der Bühne hautnah mitverfolgen zu können. Und in der näheren Umgebung richtete im dritten Stock des Kokusai-Theaters das Central-Theater seine Bühne ein, während unter dem Taishōkan das Casino-Theater seinen Bühnenbetrieb aufnahm.



Abb. 1: Simultan-Strips (fotografiert von Tanuma Takeyoshi)

Zwischen den Stripvorführungen wurden kurze Theatersketches als Einlage präsentiert. Nicht wenigen der hier agierenden männlichen Schauspieler waren später in Japan glänzende Karrieren als Komödianten beschieden, wie etwa dem Schauspieler Atsumi Kiyoshi, der 1951 als Theatermann begann

und 1953 zum Striptheater Furansu-za wechselte. Auch der über Japans Grenzen hinaus bekannte Novelist Inoue Hisashi heuerte zunächst im Furansu-za als Stückeschreiber an. Bald wurde er für seine selbstverfassten slapstickartigen Einlagen zwischen den Stripnummern beliebt. In seinem Buch *Asakusa furansu-za no jikan* (Die Zeit im Asakusa-Furansu-za) beschreibt er anschaulich die Atmosphäre der goldenen Jahre des japanischen Striptease:

„Vor allem wurde bei den damaligen Stripshows gelacht, wenn auf der Bühne höchstes oder auch niedrigstes Niveau geboten wurde. Ein Theater hatte dafür zu sorgen, dass die Zuschauer auf ihre Kosten kamen und sich amüsierten. Nebenbei bemerkt: Dieses Striptheater beschäftigte seinerzeit mehr als zwanzig Mädchen, die Zahl der Sängerinnen und Komödianten belief sich auf knapp ein Dutzend, und darüber hinaus waren an diesem nicht gerade kleinen Etablissement auch noch rund zehn feste Musiker engagiert. Ein solches Haus würde man heute vergeblich suchen. Für die Zuschauer gab es 300 bis 400 Plätze; als Vorbilder dienten Broadway-Shows oder das Folies Bergère in Paris und das Ganze wurde frei nach japanischem Geschmack aufgezogen. Genauer gesagt, die Tanz-, Gesangs- und Sketcheinlagen (auf japanisch *konto* genannt) folgten einer Show-Choreographie, die sich an den Vaudeville- und Varietee-Shows orientierte, welche zu Beginn der Shōwa-Jahre von der legendären Truppe um den Komikerkönig Enomoto Kenichi ins Leben gerufen worden waren. Das Ganze wurde dann noch mit einigen netten Musikeinlagen verfeinert. Es mag vielleicht aufdringlich klingen, aber eines muss ich noch zur Ehrenrettung von Atsumi Kiyoshi und den damaligen Schauspielern und Tänzerinnen loswerden: Bei völlig nackten Tänzerinnen hätte damals die Polizei sogleich ein Wörtchen mitgeredet. Entblößte Brüste stellten so ziemlich die Grenze des Tolerierbaren dar. Die Tänzerinnen, die sich tatsächlich „oben ohne“ auf der Bühne zeigten, wurden „*nūdo*“ genannt, und mehr als drei davon waren meist nicht zu sehen. So kann man also getrost behaupten, dass dieses Theater nicht etwa darauf aus war, lediglich nackte Mädchen zu präsentieren, sondern vielmehr professionelles Tanztheater zu bieten. Man wollte, dass die Zuschauer glücklich und lachend heimkehren konnten. In diesem Sinne können die damaligen Stripshows im Vergleich zu heutigen Darbietungen als Hochburgen der tugendhaften Volksunterhaltung angesprochen werden, die das hohe moralische Empfinden der damaligen Japaner widerspiegeln. Am Rande sei noch angemerkt, dass eine Vorstellung jeweils zwei Teile umfasste: die eigentliche Show, welche anderthalb Stunden dauerte, und ein etwa einstündiges Komikprogramm, das sich allerdings auch etwas länger hinziehen konnte. Alles in allem war eine Aufführung aber nach drei Stunden beendet.“ (Inoue 2001:55)

Inoues Aussage in Bezug auf die Aufführungen im Furansu-za lässt sich durch ein seltenes Foto (Abb. 1) belegen. Durchweg in Anzug und Krawatte gekleidete mittlere bis höhere Angestellte erscheinen als kunstsinniges Publikum, das dem Niveau der Darstellung entspricht. Diese Bühne hätte auch in Paris oder in anderen Weltstädten keinerlei Anlass zur Beanstandung gegeben. Großkonzerne aus der Unterhaltungs- und Kinobranche sahen hier ihre Chance, ein anspruchsvolles Stammpublikum mit neuartigen theatralischen Formen in ihre Häuser zu locken. Die Popularität der Asakusa-Bühnen führte in direkter Linie zu Besucherrekorden in den neu entstandenen Lichtspielpalästen im Umfeld dieser Szene. Doch diese Entwicklung sollte den Untergang Asakusas nicht aufhalten. Bereits Mitte der 1950er Jahre verlor Asakusa als Standort allmählich an Attraktivität. Die Ursachen hierfür fassen die folgenden Kapiteln zusammen.

## 1. Entwicklung der Wirtschaft

Im Juli 1960 wurde Ikeda Hayato zum Premierminister gewählt. Gleich darauf im Dezember verkündete er seine Pläne zur Steigerung des Volkseinkommens. Vorgesehen war eine Verdopplung des Bruttosozialprodukts innerhalb eines Zehnjahreszeitraumes. Zur Realisierung dieses Vorhabens wurde ab 1960 ein Wirtschaftswachstum von jährlich rund 11% anvisiert. Bereits nach drei Jahren war das mittelfristige Ziel erreicht. Japans Wirtschaft legte so gewaltig zu, dass die Zielvorgabe „Verdopplung des Bruttosozialprodukts“ bereits im sechsten Jahr erreicht wurde. Im darauffolgenden Jahr war auch das Pro-Kopf-Einkommen der Bevölkerung auf 200% gestiegen.

Dieser gigantische Wirtschaftsaufschwung war mit einer enormen Umweltbelastung verbunden. Andererseits führte er jedoch zu einem kometenhaften Anstieg der Löhne und Gehälter von Arbeitern und Angestellten und ließ eine neue, selbstbewusste Mittelschicht entstehen, die nun in der Lage war, sich mit ihrem bescheidenen Reichtum ein gewisses Quantum an Zerstreuung und Vergnügen zu gönnen. In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wurde der Ausdruck „100 Millionen Mittelstandsbürger“ (*ichioku sōchūryū*) zum Schlagwort: 90% der arbeitenden Bevölkerung rechneten sich zur Mittelschicht und betrachteten sich als mehr oder minder wohlhabend. Es brach eine Zeit an, in der sich jeder, der sich nur ein wenig ins Zeug legte, ein eigenes Haus, ein Auto sowie alle nötigen Elektrogeräte für den Haushalt leisten konnte.

In Hibiya und auf der Ginza entstanden neue Geschäfte für mittelständische Wohlstandsgüter sowie eine Anzahl moderner Kinos, deren Besuch den eigenen Status erhöhte. Der Aufstieg der Ginza als bevorzugte Flaniermeile in

Tokyo und der hiermit verbundene Abstieg von Asakusa und Nihonbashi wurde durch das verheerende Kantō-Beben von 1923 begünstigt. Vor dem Erdbeben hatten allenfalls einige Reiche ein Auge auf die Ginza geworfen, wie Andō Kōsei in seinem Buch *Ginza saiken* (Ginza unter der Lupe) schreibt:

„Was geht hier vor? Neuerdings haben die drei großen Warenhäuser Mitsukoshi, Matsuya und Matsuzakaya hier Filialen errichtet. Und Zeitschriftenverlage wie Kaizō oder Chūō Kōron reißen sich um die neuesten Berichte von der Ginza. Auch bei den Zeitungen ist die Ginza regelmäßig im Gespräch. Schaut man sich etwas neuere Läden in den Außenbezirken an, so nennt man sich hier neuerdings gern „Ginza-dō“, „Ginza-tei“ oder „Cafe Ginza“. Allenthalben wird in den anderen Stadtteilen auch oft Wert darauf gelegt, es handle sich um Produkte „abgefüllt an der Ginza“, „a la Ginza“ oder „nach Ginza-Art“. Im Schlagergewerbe singt Saijō Yaso seine Schnaderhüpferl: „Moderne Ginza“ (1928), „Ginza Serenade“ (1931) und „Unter den Ginza-Weiden“ (1932). Matsumura Sōichi besingt den „Ginza Boy“ (1937) und Miyamoto Tabito träumt singend von seinen „Ginza-Erinnerungen“ (1937). Bis zum Jahre 1937, als die Kulturzensurbehörde die Zügel straffer anzieht, findet sich so die Ginza als Ort gehobener Lebensart in mancherlei Schlagertexten wieder. Nach dem Kriege feiert dieses Stereotyp der Ginza vor dem Hintergrund einer 100-Millionen-Wohlstandsbürger-Bewegung eine neue Auferstehung und es entstehen zahlreiche moderne Konsumtempel, die der Kaufkraft und Kaufbegierde der neuen Wohlstandsbürgerschicht entgegenkommen.“ (Andō 1977:222)

Eine ähnliche Entwicklung spielt sich auch verschiedentlich in Asakusa ab. Allerdings versäumten hier die meisten Unternehmer den Anschluss an die neue Zeit: Veraltete Einrichtungen, ein allzu mageres Angebot und wenig Publikumszulauf bedeuteten, dass allenfalls niedrige Eintrittspreise erhoben werden konnten, was für manche Besucher natürlich einen gewissen Anreiz darstellte.

## 2. Fluktuation der Bevölkerung

In den 1920er Jahren, als Asakusa auf der Spitze seiner Entwicklung als Vergnügungsviertel stand, lebten in und um Asakusa rund 450.000 Menschen. Die Einwohnerstatistik von Tokyo (Abb. 2) zeigt, dass die Bevölkerungsdichte in den Bezirken Shitaya, Asakusa und Honjō bis 1920 wesentlich größer war als in den anderen Tokyoter Bezirken. Nach dem Großen Kantō-Beben im Jahre 1923 setzte jedoch eine massive Stadtflucht ein. Privatbahnen bis in die Vor-

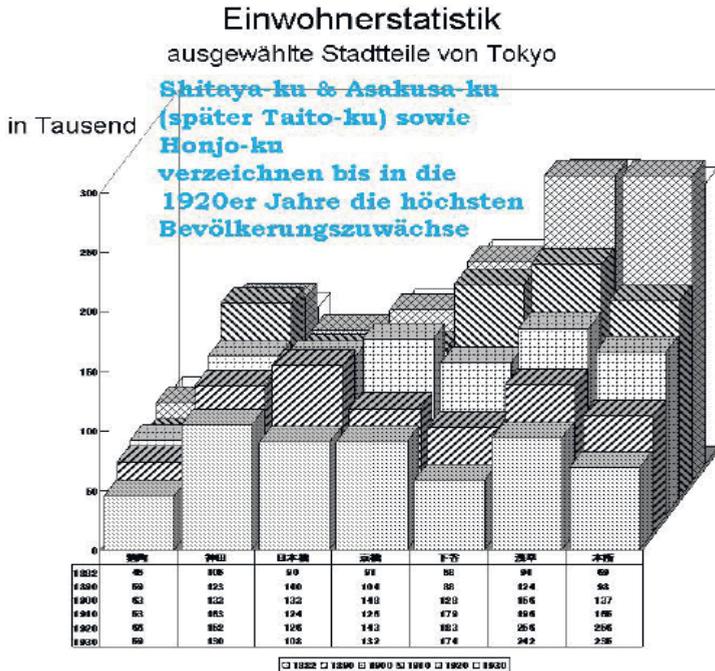


Abb. 2: Bevölkerungsdichte

städte Tokyos wurden angelegt, die ihrerseits einer Abnahme der Bevölkerung in den Stadtbezirken (bis 1930) weiteren Vorschub leisteten. Im Jahr 1950 lebten im Bezirk Taitō, der aus der Zusammenlegung der Bezirke Shitaya und Asakusa hervorging, nur noch rund eine Viertelmillion Menschen. Dies bedeutete einen Rückgang, der im Wesentlichen den Folgen des Krieges zuzuschreiben ist. Im Jahr 1960 ergab sich ein kurzfristiger Anstieg der Bevölkerung auf 320.000 Personen. Diese Entwicklung sollte sich im Zuge des Wirtschaftsaufschwunges jedoch kontinuierlich bis auf eine Einwohnerzahl von 240.000 im Jahre 1970 einpendeln.

Spricht man von der Bevölkerung Tokyos, ist auch die Abwanderung in die Randgebiete nicht aus den Augen zu verlieren. 1953 betrug die Gesamtbevölkerungsstärke Tokyos exakt eine Dreiviertel-Million und war somit größer als vor dem Krieg. Diese Zahl wuchs in der Folge Jahr für Jahr um rund 300.000 Menschen an, bis im Jahre 1962 die Schallmauer von 10 Millionen Einwohnern durchbrochen war. Das enorme Wirtschaftswachstum ab 1955 ließ die Bevölkerung der Randgebiete, die schon nach dem großen Erdbeben beständig angewachsen war, noch rapider anschwellen. In Abbildung 3 ist unschwer zu erkennen, wie stark die Bevölkerung im Umkreis von

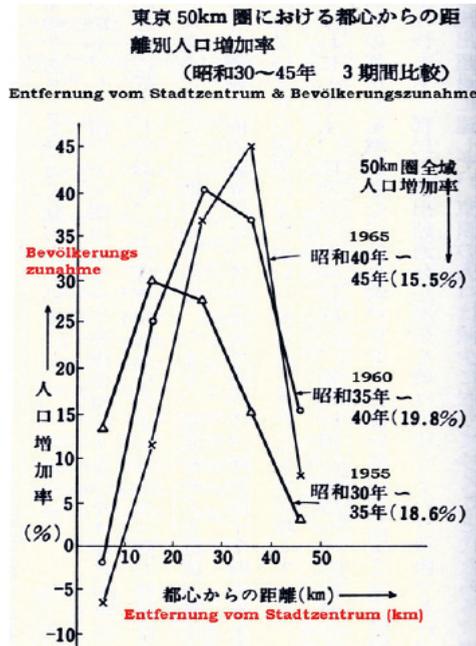


Abb. 3: Bevölkerungszunahme anhand der Distanz zum Stadtzentrum (THHI 1972:1039)

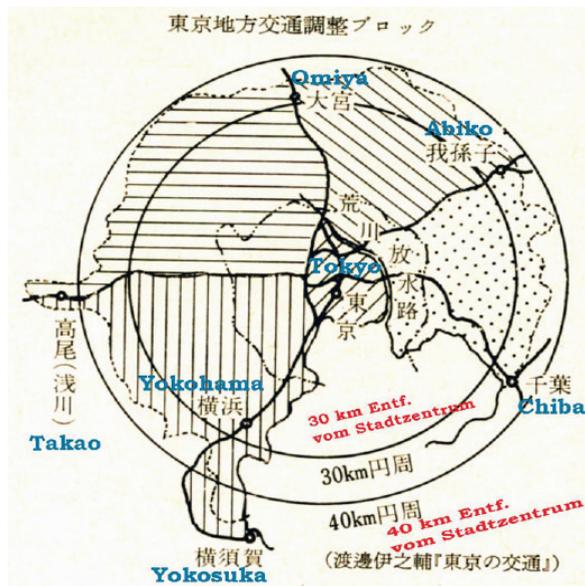


Abb. 4: Stärkste Bevölkerungszuwachsraten im Großraum Tōkyō (THHI 1972:899)

50 Kilometern um den Stadtkern anwuchs. Im Zeitraum zwischen 1955 und 1960 waren die höchsten Zuwachsraten auf einem etwa zehn bis zwanzig Kilometer vom Stadtzentrum entfernt gelegenen Radius zu verzeichnen. In den folgenden fünf Jahren ergaben sich stärkere Zuwachsraten an der zwanzig bis dreißig Kilometer entfernt liegenden Peripherie, und in weiteren fünf Jahren wuchs diese Entfernung vom Stadtzentrum auf mehr als vierzig Kilometer an, wodurch sich dicht besiedelte Gebiete mehr und mehr aufs Land hinaus-schoben. Zu den dreißig Kilometer außerhalb liegenden Gebieten zählen beispielsweise die Stadtregionen Omiya, Tachikawa und Machida. Vierzig Kilometer entfernt lagen die Städte Sagamihara, Hachiōji, Kawagoe, Kasukabe und Chiba (Abb. 4).

### **3. Ausbau des Öffentlichen Verkehrsnetzes**

Während des ungebremsen Wirtschaftsaufschwungs entstand durch die Verschmelzung von Tokyo mit den umliegenden Präfekturen Kanagawa, Saitama und Chiba ein Gebilde, das heute als „Großraum Tokyo“ bezeichnet wird. Wie sich diese Megalopolis-Entwicklung auf den Strukturwandel in den sogenannten Kopfbahnhofsregionen Shinjuku und Shibuya auswirkte, wird durch einen Blick auf den Ausbau des Schienennetzes deutlich.

Die Odakyū-Linie, von Shinjuku an die westliche Peripherie führend, wurde 1927 in Betrieb genommen. Ein Jahr später folgte die Keiō-Linie. Sie verbindet Tokyo mit Hachiōji. Die heutige Tōkyū-Linie mit ihrer Tokyoter Endstation Shibuya entstand 1928 aus einer Gleisverlagerung. Bereits im Jahre 1916 wurde nach der Fertigstellung des Hauptbahnhofs Tokyo eine innerstädtische Doppelringbahn (Yamanote-Linie) in Betrieb genommen. Shinjuku und Shibuya als wichtige Knotenpunkte waren stark frequentierte Umsteigebahnhöfe, die Tokyo mit seinen westlichen Randbezirken verbanden.

Abb. 5 dokumentiert die Zahl der Nutzer der wichtigsten Bahnhöfe Tokyos: Im Jahre 1960, zu Beginn des Wirtschaftsbooms, nutzten täglich bereits mehr als eine Million Menschen den Bahnhof Shinjuku. Diese Tendenz war steigend. 1964 wurde auch in Shibuya ein ähnlich zunehmendes Personenaufkommen gemessen, wenn auch nicht ganz so hoch wie in Shinjuku.

Rund drei Jahrzehnte zuvor hatte man in Asakusa voreilig die Kassen klingeln hören, als 1931 die Tōbu-Eisenbahnlinie ihren Endbahnhof in das Erdgeschoss des Nobelkaufhauses Matsuya verlegte und damit das erste „supermoderne Kaufhaus mit eigener Bahnanbindung“ ins Leben rief: Die Idee war grandios, an der Ausführung allerdings haperte es. Hätte es doch einer weiteren Anbindung an die damalige staatliche Eisenbahn bedurft, um einen konstanten Besucherstrom in dieses Kaufhaus zu locken.

Als sich später an den Strecken zwischen Tokyo Hauptbahnhof und Shinjuku mehr und mehr Bildungseinrichtungen und Universitäten ansiedelten, waren es nicht mehr nur Pendler, die ihre Route über Shinjuku nahmen - auch viele junge Leute und besonders Studenten befanden sich darunter. Asakusa jedoch lag isoliert und abseits des modernen Treibens und glitt somit immer tiefer in die Stagnation ab.

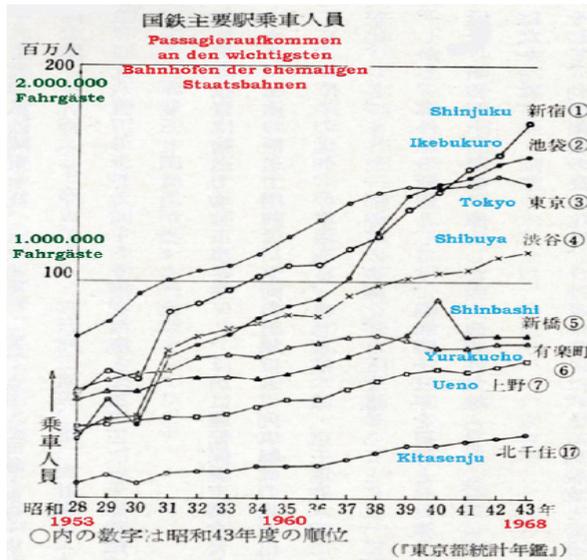


Abb. 5: Passagieraufkommen an wichtigen Bahnhöfen Tōkyōs (THHI 1972:957)

#### 4. Der Siegeszug des Fernsehens

Der Siegeszug des Fernsehens beschleunigte den Niedergang der Unterhaltungskultur in Asakusa. 1953 wurde in Tokyo mit der Ausstrahlung von Fernsehprogrammen begonnen. Die ersten Sender waren der halbstaatliche japanische Fernsehsender NHK und der Privatsender NTV. Von der ersten Stunde an wurden komplette Bühnenaufführungen aus Asakusa vor den Fernsehkameras nachempfunden, allerdings ohne die beliebten Stripeinlagen, die begrifflicherweise von der Medienzensur gestrichen wurden.

Atsumi Kiyoshi, der ehemalige Strip-Animator, verließ 1957 seinen Arbeitsplatz beim Furansu-Etablissement in Asakusa und wechselte zum Fernsehen, das ungleich lukrativere finanzielle Anreize bot. Die beliebte Sendung „Densuke“ (siehe Abb. 6) mit dem Komödianten Ōmiya Toshimitsu wurde erstmals 1959 ausgestrahlt. Ōmiya wirkte seit dem Kriege als gefeierter Star

in Theaterbetrieben des Shōchiku-Unternehmens. Auch der Großmeisters der japanischen Unterhaltungs-Branche, Hagimoto Kin'ichi, war Ende der 1950er Jahre über das Tōyō-Theater zum Furansu-za gelangt, wo er seinen späteren Partner Sakagami Jirō kennenlernte. Mit ihm trat er 1968 als legendäres Duo „Conte 55“ seinen Siegeszug im Fernsehen an. Inoue Hisashi wird heute als bekannter Schriftsteller gefeiert. Zu Beginn seiner Karriere war er jedoch zunächst einmal als Stückelieferant im bekannten Striplokal Furansu-za tätig. Danach schrieb er als Auftragsarbeit für den Sender NHK ein TV-Marionettentheater-Drehbuch mit dem Titel „Hyokkori Hyōtanjima“. Diese Sendung, die im Jahre 1964 als erste Farbfernsehensendung Japans überhaupt ausgestrahlt wurde, entwickelte sich zum Megahit. Sie sicherte Inoue Popularität und lukrative Aufträge für die Dauerserie des Komikertrios „Tenpuku-Trio“ (Abb. 7). Und bald avancierte er zu einem der beliebtesten Drehbuchautoren dieses Genres für das Fernsehen.



Abb. 6: Densuke



Abb. 7: Tenpuku-Trio

Durch das Medium Fernsehen wurde die Kleinkunst „made in Asakusa“ zwar innerhalb weniger Jahre landesweit bekannt und geschätzt; dies hatte jedoch zur Folge, dass die Stars geschlossen zum Fernsehen abwanderten, ihren Bühnen den Rücken kehrten und Asakusa Rokku letztlich nur von den einstigen „wilden Jahren“ zehren konnte. Die Symbiose von Bühne und Fernsehen endete für die Bühnen in Asakusa mit einem Fiasko – in dieser Hinsicht hatten deutsche Volksbühnen, wie etwa das Millowitschtheater in Köln oder das Ohnsorg-Theater in Hamburg, wohl die besseren Karten, da die Fernseharbeit hier als zusätzliche Werbung für den Theaterbetrieb diente und Willy Millowitsch oder Heidi Kabel weiter auch als Stars auf der Bühne verehrt wurden.

In Asakusa dagegen wurden die Bühnen zweckentfremdet: Ein Theater diente später als Pachinko-Halle, ein anderes wurde in eine Bowlingbahn umfunktioniert. Auch die Stripperinnen verschwanden von der Bühne, und ihre ehemaligen Wirkungsstätten präsentierten sich nun als Brettbühnen für Rakugo oder Manzai. Diese wurden jedoch auch bald vom Fernsehen entdeckt und vereinnahmt.

Wer sich etwas in japanischer Befindlichkeit auskennt, wird möglicherweise zu der Ansicht neigen, der Niedergang der Bühnen in Asakusa sei nicht zuletzt auch auf die Mentalität des „Tokyoters an sich“ zurückzuführen; denn die Menschen im Raume Kantō pflegen in der Regel nicht ganz so spontan, begeisterungsfähig und lebenslustig aus sich herauszugehen wie beispielswei-

se ihre Landsleute in Ōsaka im Westen des Landes. Ob diese Annahme zutrifft, mag ein jeder für sich selbst entscheiden. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass im eher mediterran veranlagten Ōsaka die Symbiose von Bühne und TV zu einer gegenseitigen Bereicherung beider Aufführungsformen führte. Im etwas kühleren Tokyo dagegen war man durchaus zufrieden, wenn man es sich daheim in den eigenen vier Wänden gemütlich machen konnte und nicht erst durch die halbe Stadt fahren musste, um gelegentlich wieder einmal im Theater herzlich lachen zu können.

## 5. Wachsende Popularität von Shinjuku

Wie bereits erwähnt, bewirkte der landesweite Economy-Boom in Asakusa ein allgemeines Erlahmen der Unterhaltungsindustrie. Shinjuku dagegen, die Drehscheibe zu den westlichen Vororten und dem Einkaufszentrum mit dem seinerzeit größten Warenhausangebot, entwickelte sich zum neuen Vergnügungsviertel der Hauptstadt. Denn auch die Tokyoter wollten natürlich nicht nur fernsehen, sondern hin und wieder auch einmal die eigene Wohnung verlassen, um sich unter Leuten zu amüsieren.

Aus der Tab.1 „Vergnügungsviertel im Umbruch & Entwicklung im Fernsehgeschäft“ (ab Seite 55) ist zu ersehen, dass am 1. Mai 1968 und am folgenden 25. Juni, dem internationalen Friedenstag, in Shinjuku äußerst gewalttätige Demonstrationen stattfanden. Die Demonstranten, darunter nicht wenige romantisch gesinnte politische Jungvisionäre, trafen sich einige Jahre später in politischen Cafés, in sogenannten *utagoekissa*, in denen heiß über die künftige Revolution disputiert und entsprechende Lieder gesungen wurden. Später kam es dann im Oktober 1968 anlässlich des Welt-Antikriegstages zu einem brutalen Zusammenstoß von Studenten und Sondereinsatztruppen der Polizei.

Nicht weit vom Bahnhof Shinjuku liegt das berühmt-berüchtigte Viertel Kabukichō, ein fernöstliches „Sankt Pauli“, in dem zahlreiche Regeln und Gesetze der normalen bürgerlichen Gesellschaft außer Kraft gesetzt zu sein scheinen. Schon vor dem Krieg existierte in der Nähe ein Viertel namens Sankōchō, in dem außer dem Bordellgewerbe kaum ein anderer Unternehmenszweig vertreten war. Als 1958 die Prostitution verboten wurde, wanderten diese Betriebe Richtung Kabukichō ab, und es wurden im Schatten des neuen Stadtteils Etablissements gegründet, die mehr oder weniger getarnt am Rande der Legalität operierten. Kabukichō war das damalige Mekka für Büroangestellte und Studenten, die sich amüsieren wollten. In Shinjuku herrschte somit ständig eine prickelnde und latent explosive Atmosphäre, genährt von politischer Agitation, gelegentlichen Polizeieinsätzen und verstecktem Sex – ein brisantes Gemisch,

das auf viele eine magische Anziehungskraft ausübte. Theateravantgardisten wie Kara Jūrō errichteten beispielsweise an Shinjokus Hanazono-Schrein nicht-lizenzierte, d.h. illegale, „fliegende“ Bühnen, die sich besonders unter jungen Menschen großer Popularität erfreuten. Die japanischen Massenmedien widmeten sich zwischen 1967 und 1969 in ihrer Berichterstattung eingehend dieser Entwicklung: „Shinjuku, eine gigantische Amöbe“ titelte das *Asahi Journal*. In der Zeitschrift *Chūō Kōron* hieß es: „Shinjuku, Stadtviertel der Besetzer und Erdverbundenen“. Das Blatt *Shūkan Genron* schließlich überschrieb eine Reportage mit „Shinjuku, Stadtviertel mit florierender Untergrundtheaterszene“. Auch auf dem Schlagersektor fanden die Ereignisse in Shinjuku ihren Niederschlag. 1969 lag Fuji Keiko mit ihrem Song „Die Frau von Shinjuku (Shinjuku no onna)“ in der Hitparade an erster Stelle, und nicht nur im Japan-Blues wurde das Thema Shinjuku in zahlreichen Variationen aufgegriffen: „Shinjuku-Blues (Shinjuku burūsu)“, „Aufgewachsen in Shinjuku (Shinjuku sodachi)“, „Regen über Shinjuku (Ame no Shinjuku)“ – um nur einige Titel zu nennen (Yoshimi 1987:273).

Auf dem Gebiet an der Westseite des Bahnhofs von Shinjuku, gegenüber vom Einzugsgebiet von Kabukichō, befanden sich bis Mitte der 1960er Jahre die Klärteiche der Tokyoter Wasserwerke. Später wurden die Grundstücke von Konzernen wie Sumitomo und Mitsui aufgekauft, die hier ihre Bürotürme und Wolkenkratzer errichteten. Die Angestellten dieser Großunternehmen zählten zu den Besserverdienenden, die sich den Gang in Geschäfte mit einem gediegenen Angebot leisten konnten. In Shinjuku eröffneten nun Filialen für Markenartikel und Kaufhäuser der gehobenen Klasse ihre Pforten. Innerhalb weniger Jahre waren Luxusgüter nicht mehr ausschließlich auf der Ginza, sondern auch in Shinjuku erhältlich.

Das Jahr 1973 stellte insofern einen Wendepunkt dar, da Shinjuku seine Bedeutung als aufnahmebereites Sammelbecken für junge Menschen vom Lande verlor, die in der Hauptstadt ihr Glück suchten. Kuzui Kinjirō, der damalige Leiter des Art Theater Shinjuku, beschrieb diesen Umbruch wie folgt:

„In jenem Jahr (1973) wurden im Zuge der städteplanerischen Straßenerweiterung die im Gyoen-Viertel, nahe Shinjuku Tōei, dicht an dicht gedrängten Trinkbuden und Minibars auf einen Streich hinweggefegt, was die hier in Scharen hausenden Jugendlichen dazu zwang, ihre sicheren Nester zu verlassen und sich in der sogenannten „Golden-Gai“ im 2. Bezirk von Shinjuku hinter dem Hanazono-Schrein eine neue Bleibe zu suchen. Der ehemalige Szenetreff für Shingeki-Theaterleute, die Donzoko-Kneipe, das Teatro la Cave, auch die Bereiche hinter dem Kulturhaus oder die nächste Umgebung von Kanamechō, waren samt und sonders durch das

Auseinanderfallen oder die Auflösung von Theatern betroffen, was dazu führte, dass die alten Gesichter nach und nach fortblieben. Die Schauspieler, die damals ihr Letztes auf der Bühne gaben, um sich hernach wieder mit billigem Schnaps in Form zu trinken, waren nahezu ausnahmslos beim Fernsehen gelandet und flanierten nun wie all die anderen Stars der Showbranche auf den Boulevards der feinen Gegenden von Harajuku, Aoyama und Roppongi. Lediglich ein Häuflein Unbeugsamer aus der 60er-Protestgeneration blieb in Shinjuku zurück, um sich in seiner verlorenen Festung „Golden Gai“, die scheinbar sämtliche Veränderungen unbeschadet überstanden hatte, die Wunden zu lecken und dem geliebten Stadtteil Shinjuku nachzutrauern.“ (Kuzui 1986:230-233)

Die Ausbrüche jugendlicher Energiewirbel, die durch das Shinjuku der 1960er Jahre feigten, ebten nach dem Ölschock im Jahre 1973 eben so schnell ab, wie sie aufgetreten waren. Wenige Jahre später entstand in Shinjuku ein gewaltiges Büroviertel (Neues Stadtzentrum – Shintoshin), und damit wurde Shinjuku endgültig jener mächtigen Anziehungskraft beraubt, die es einst zum Brennpunkt jugendlicher Träume und Hoffnungen hatte werden lassen. Mitte der 1970er Jahre wandte sich Japans Jugend schließlich Shibuya zu, einem anderen attraktiven Stadtviertel, das im Einzugsbereich der Kōen-dōri-Straße den freiwerdenden Energien und Wünschen der Jugendlichen neue Möglichkeiten zur Verwirklichung bot.

1991 zog die Stadtverwaltung aus dem ehemaligen Verwaltungszentrum in Marunouchi nach Shinjuku um und errichtete dort ihren imposanten Wolkenkratzer (Tocho) im Stile einer gotischen Kathedrale. In Asakusa dagegen bewegte sich kaum etwas: Weder wurden Verwaltungsgebäude errichtet, noch existierten nennenswerte Hochhäuser oder Büros. Die in der Edozeit beliebten Asakusa-Stadtpilgerwege wie z. B. die vom Asakusatempel nach Okuyama und Yoshiwara, wo unterwegs religiöse, schaulustige und auch sexuelle Bedürfnisse befriedigt werden konnten, fanden im Asakusa der Neuzeit keine moderne Entsprechung. Lediglich die hier traditionell ansässige Bevölkerung blieb ihrem Stadtteil treu. Im Übrigen wurden Touristen und Ausländer per Bus zum bekannten Asakusa-Tempel gekarrt, schossen einige Fotos, knabberten Hühnchenfleisch am Spieß und fuhren weiter nach Shinjuku oder sonstwohin.

## **6. Strategische Entwicklung von Shibuya**

Der Bahnhof von Shibuya liegt auf der Tokyoter Ringbahn zwischen Shinjuku und dem Hauptbahnhof Tokyo. Auch bei diesem Bahnhof handelt es sich um einen Kopfbahnhof, in dem zahlreiche Linien zusammentreffen.

Im Vergleich zu Shinjuku verlief die allgemeine Entwicklung hier jedoch etwas weniger aufregend. Es begann Ende der 1960er Jahre, als in Shibuya nacheinander zwei große, von Eisenbahngesellschaften errichtete Kaufhäuser ihre Pforten öffneten. Eine wichtige Straße wurde als Flaniermeile ausgebaut und nach ausländischem Vorbild als „Parkstraße“ (Kōen-dōri) benannt. Mit Seibu und Parco folgten weitere Kaufhäuser nach, die ebenfalls im Besitz lokaler Eisenbahnlinien waren. Bis Mitte der 1970er Jahr entwickelte sich danach in der gesamten Umgebung von Shibuya und dem angrenzenden Harajuku eine gewaltige Mode-, Trend- und Einkaufslandschaft für junge Leute, in deren Zentrum der größte Sender Japans, die Sendezentrale von NHK, residiert.

1969 startete das Kleinkunsttheater Shibuya Janjan seine erste Vorstellung und spielte sich rasch zum Mekka für hochklassige Theateraufführungen hoch (Drama, Musik und Tanz). Shibuya galt ursprünglich als Wohndistrikt für wohlhabende Hauptstadtbewohner, die sich in ruhiger gelegenen Bezirken wie Shōto oder Udagawamachi vom übrigen Tokyo-Rummel abzugrenzen trachteten – eine Tendenz, die auch heute noch deutlich zu spüren ist.

Zuerst eröffnete das Parco-Kaufhaus in der Parkstraße, das sich als Kaufhaus für Modebewusste verstand und vor allem eine junge und gebildete Klientel aus Kreisen des Geldadels als Kundschaft anzulocken versuchte. Für Zeitgenossen, die sehen und gesehen werden wollten, gaben solche Geschäftsstraßen und Kaufhäuser die ideale Bühne ab. Zu der Strategie von Parco, die sich auf den Stadtteil Shibuya und die an die Parkstraße angrenzenden Gebiete richtete, bemerkte die Redaktion der Parco-Zentrale:

„Zunächst gilt es, ein bestimmtes Käufersegment in einem Stadtviertel zu bündeln. Dies bedeutet aber nicht, dass man nur darauf schaut, Hausfrauen, Studenten, Teens oder Leute aus der Nachbarschaft anzuvisieren. Vielmehr kommt es darauf an, eine Klientel zusammenzubringen, die über ein ähnliches Muster von Wertvorstellungen verfügt. Die Loslösung von der alten Nachbarschaftsfloskel „wir und unsere Stadt“ bringt es mit sich, dass Leute mit einem ähnlichen Wertekatalog zusammenfinden. Deren weitgehend übereinstimmende Sicht der Dinge wird hierdurch verstärkt, und damit ergeben sich völlig neue Assimilationsmöglichkeiten. Die Community wird schließlich zu einem gefestigten Wertekanon finden. Ist die Ausrichtung auf bestimmte Werte erst einmal vorgegeben, kann schließlich ein Marktsegment etabliert werden, das es zu verdichten und weiterhin auszubauen gilt. Als letztes Ziel sollte die gesamte Stadt in ihrer eigenen Sensibilität aufgehen. Ein urbanes Umfeld voller Sensibilität ist ein Ort, in dem man sich gern aufhält und in dem man sich gern bewegt.“

Und in einem Stadtteil mit einem solchen Sensibilitätsniveau finden sich auch rasch weitere Menschen ein, die einen ähnlich anspruchsvollen Lebensstil bevorzugen. Auf diese Weise entsteht ganz automatisch ein Umfeld, in dem ein sensibles Gefühl für echte Werte erzeugt und gepflegt werden kann. Solch ein Stadtteil bringt verschiedene mediale Faktoren ins Spiel, die den Stadtteil schließlich selbst als ein zukünftiges, potentielles Gesamtmedium determinieren.“ (Across 1983:34-35)

Mit ihrer klaren und eingängigen Strategie war der Seibu-Gruppe in der Parkstraße ein großer Erfolg dabei beschieden, eine bestimmte Segmentgruppe als Käuferschicht aufzubauen. Der „niveauvolle Mensch“ als Verfechter gemeinsamer Wertvorstellungen sollte die Parkstraße als Bühne für seinen persönlichen Auftritt wählen, um dort gemeinsam mit Gleichgesinnten ein modisches und theatralisches Schauspiel zu inszenieren, das alle Beteiligten gleichzeitig als Akteure und Zuschauer erscheinen ließ.

In Asakusa dagegen war nicht im Traum über solche Strategien nachgedacht worden. In Hisashi Inoues Buch *Asakusa – Die Zeit im Furansu-za* führt der Autor ein Gespräch mit Atsumi Kiyoshi, in dem Inoue auf die Gründe für den Abstieg Asakusas eingeht und gleichzeitig auch Vergleiche mit Shibuya einfließen lässt:

„Inoue: Es ist schon merkwürdig, dass im Zuge des japanischen Wirtschaftsaufschwungs Asakusa so ganz im Abseits landen musste. Irgendwie ist hier doch etwas falsch gelaufen. Ich denke, man hätte es wie in einer italienischen Stadt machen müssen: Nach außen hin unbedingt alles so lassen, wie es ist, und nur im Inneren Hand anlegen. Isozaki Shin, der weltbekannte Architekt, hat es mal auf den Punkt gebracht: „Besucher anzuziehen ist keine große Kunst. Es genügt, seine heutige Lebensform konsequent 100 Jahre beibehalten, und schon wird man eine echte Touristenattraktion sein.“ In Asakusa haben sie aber nach und nach alles verändert; diese Versuche Roppongi zu imitieren und dabei immer allem nachzuäffen. Hätten sie das Kinoviertel aus den ersten Shōwa-Jahren oder die Gegend um den Hyōtan-Teich einfach so belassen wie früher, würden die Leute schon aus Begeisterung kommen, weil alles so schön nostalgisch aussieht.

Atsumi: Stimmt. Wenn man das so gelassen hätte, hätte das die Leute sicher angezogen.

Inoue: Wo Leute zusammenfinden, werden auch Informationen ausgetauscht. Ich meine keine großen Gespräche, sondern einfach so im Vorbeigehen, in der flüchtigen Unterhaltung. Das mögen die Leute doch so. Drum sag ich immer, den größten Effekt bringen Theater und Kinos, da

wo die Jugend zusammenkommen kann. Um Gottes Willen und bloß nicht nur eine einzelne Bühne! Nein, hier eine und auf der anderen Seite noch eine. In Shibuya haben wir doch den „Spanienhügel“. Dort steht die NHK-Konzerthalle. Das Parco-Kaufhaus ist daneben, dann die Shibuya-Kōkaidō, eine weitere große Halle, und schließlich das Jan-Jan-Theater; eben alles so trefflich schön dicht nebeneinander, dass die Theaterbesucher hier einfach gern hinkommen. Dieses Sammelsurium ist der Garant für schönste Kreativität. Gar nicht zu reden von den ganzen Modeshops, die hier in den Gebäuden auf junge Kundschaft warten. Asakusa sollte sich da ein Beispiel nehmen und einfach nur nach vorne schauen. Man könnte einen Zeitschriftenverlag gründen, der junge Leute anzieht. Oder gestandene Entertainer wie Tamori könnten hier ein eigenes Fernsehstudio aufziehen. Musik liegt hier doch förmlich in der Luft. Und warum nicht auch ein junges Theater? Auf jeden Fall braucht es entsprechende Einrichtungen, dass es die jungen Leute wieder nach Asakusa zieht. Wenn man nur wollte, könnte man das am Sensōji mit Leichtigkeit bewerkstelligen. Und wenn die Leute dann nach Asakusa kommen, werden sie begeistert sein, wie gut und billig man hier essen kann, wie preiswert sich hier einkaufen lässt, und sie werden das weitererzählen und immer mehr Menschen wollen dann nach Asakusa kommen. Nach dem Krieg gab es in Asakusa Sachen zu essen, Schuhe, Kleidung und natürlich auch Sex, verbunden mit den üblichen Problemen, aber immerhin war für alle genug da und darüber hinaus zu billigen Preisen. In Asakusa konnte und kann man einen Tag lang seinen Spaß haben. Da sind die Sachen billig. Asakusa kann sich rühmen, die älteste Vergnügungsstätte mit der längsten Tradition aus der Edo-Zeit zu sein. Es ist wirklich an der Zeit, das Wasser des Sumidagawa-Flusses auf seine Seite zu leiten und endlich mal Schwung in die Gegend zu bringen!“ (Inoue 2001:49-50)

Soweit Inoue Hisashis Appell zur Wiederbelebung eines halb vergessenen Stadtviertels. Ein kurzes Blick auf die heutige Situation in Asakusa zeigt: Abgesehen vom Kannon-Tempel, der sich einer konstanten jährlichen Besucherzahl erfreut, die an die Besucherzahlen von Tokyo-Disneyland heranreicht, spielt sich in den einst so lebendigen Gassen und Hinterhöfen von Asakusa nur noch wenig ab: Wie im Dornröschenschlaf liegt die alte Stadt traurig und verloren an den ruhigen Gestaden des Sumida-Flusses und wartet auf bessere Zeiten: auf moderne Kaufhäuser, Modeboutiquen, Kinos, Theater und Internetcafes, auf junge, energiegeladene Menschen, die dem Stadtviertel in nicht allzuferner Zukunft hoffentlich eine neue blühende Zukunft bescheren.

Tabelle 1.: Vergnügungsviertel im Umbruch &amp; Entwicklung im Fernsehgeschäft

Jahr	Asakusa	Shinjuku	Shibuya	Gesellschaft und Medien
1951	Auf dem Gelände des Sanyūkan entsteht das Asakusa Furansu-za (ein Striptease-Lokal).	Die städtische Straßenbahn wird von der Shinjuku- in die Yasukuni-Straße im Kabukichō verlegt.		
	Atsumi Kiyoshi wird im Asakusa-1.000.000\$-Theater (Strip-Lokal) als fest engagierter Komödiant eingestellt.			
1952	Auf dem zugeschütteten Gelände des Hyōtan-Teichs wird das Asakusa-Takarazuka-Theater errichtet.	Die neue Endstation der Seibu-Linie wird auf dem Gelände des ehemaligen Busbahnhofs in der Nähe von Kabukichō errichtet.		
	Aus dem 1.000.000\$-Striptease-Lokal wird ein Kino.	Mehrmaliger Ausbruch von politischen Unruhen in Shinjuku.		
1953	Zunahme von Striptease-Lokalen in Asakusa.			Der Sender NHK beginnt mit der Ausstrahlung von Fernseh-Programmen in Tokyo.
	Atsumi Kiyoshi wird vom Asakusa Furansu-za engagiert.			Der erste Privatsender Nihon Terebi beginnt mit der Ausstrahlung von Catch-, Sumo-, Baseballprogrammen und Dokumentations-serien.
1955	Auf dem Gelände des Shōwa-za entsteht das Asakusa Tōei-Theater. Das Koen-Theater wird unter dem Namen Ankōru („da capo“) zu einem Kino umfunktioniert.	Errichtung des Koma-Theaters in Shinjuku.		Eröffnung des Fernsehsenders Tokyo Broadcasting System
		Eröffnung von vielen Musikcafes in Kabukichō in Shinjuku. Entstehung der sogenannten <i>Juku</i> -Kultur		
1956	Inoue Hisashi wird Impresario im Asakusa Furansu-za-Striplokal.			
1957				Atsumi Kiyoshi verlässt Asakusa Furansu-za und gibt sein Fernsehdebüt.

				Eröffnung der TV-Sendestationen Fuji Television und Asahi Television
1958		Das in Shinjuku nichōme angesiedelte horizontale Gewerbe schließt allmählich seine Tore. In Kabukichō entstehen Etablissements für sexuelle Vergnügungen aller Art.		Verbot der Prostitution
1959	Das Asakusa Furansuza wird in ein fünfstöckiges Gebäude umgebaut. Im Erdgeschoss residierte das Tōyō-Theater, im zweiten das Furansuza. Hagimoto Kinichi wird vom Tōyō-Theater engagiert.			
1960				Das Kabinett H. Ikeda beschließt eine Verdoppelung des Volkseinkommens. Beginn des japanischen Wirtschaftswunders. 1967 Ziel: Einkommensverdoppelung in weniger als 10 Jahren erreicht.
1962	Aus dem Ankōru-Theater wird eine Pachinko-Halle.			
1963	Das Shōchiku-za wird geschlossen und auf dem Gelände eine Bowling-Bahn errichtet.			
1964	Aus dem Asakusa Furansuza wird mangels Kundschaft die Asakusa-Unterhaltungshalle, wo z.B. Rakugo oder Manzai aufgeführt werden.			Die Komödianten, die in den Striplokalen auftraten, wechseln zum Fernsehen über.
				Der Sender NHK startet Farbprogramme.
				Inoue Hisashi startet die Puppentheaterserie <i>Hyokkori Hyōtanjima</i> .
				Gründung der Gruppe Conte55 (Hagimoto K. & Sakagami J.). Erstes TV-Debut.

1965		Die Kläranlage (heute Westausgang des Bahnhofs) wird nach Higashimurayama verlegt.		
1967		Kara Jurō gründet das Jōkyō-Theater, mit einer roten Zelt-Bühne am Gelände des Hanazono-Schreins in Shinjuku.	Im Shibuya Dogenzaka-Bereich entsteht das Kaufhaus Tokyu.	Inoue Hisashi textet für das Tenpuku-Komödiantentrio.
		Das Gelände der Kläranlage wird in elf Parzellen aufgeteilt. Es entstehen Firmengebäude von Sumitomo und Mitsui.		
1968	Das Asakusa Tōyō-Theater schließt seine Tore.	N. Kijima veranstaltet in spontane Happening-Shows, die städtische Massenaufläufe nach sich ziehen.		Atsumi Kiyoshi übernimmt die Hauptrolle in der Fernsehserie <i>Otoko wa tsurai yo</i> .
				Komödiantengruppe Conte55 feiert Erfolgsserie. Schlagwort: „Mister 100% Sehbeteiligung“.
		Studentenunruhen (Internationaler Antikriegsgedenktag am 21. Oktober).	In Shibuya eröffnet das Kaufhaus Seibu.	
1969		In der Untergrundpassage des Bahnhofs tagelange Zusammenrottungen und Antikriegsparolen-Gesänge.		
1971	Aus dem Taishōkan in Asakusa wird eine Bowlingbahn.	Errichtung des Keio Plaza-Hotels. Im Bereich des Westausgangs verschiedene Wolkenkratzer-Projekte.		
1973			Aus der „Kuyakusho-Straße“ wird die „Parkstraße“. Trendige Geschäften wie z.B. „Parco“ (Seibu-Konzern) werden errichtet.	
1975	Das Tokiwa-za wird zu einem Kino umgebaut.			
	Kitano Takeshi tritt im Asakusa Furansu-za (zwischenzeitlich wieder zum Striplokal geworden) als Manzai-Orateur auf.			

1976	Kinos wie das Tenkikan und das Chiyodakan stellen ihren Betrieb ein.			
1977	Yasukibushi-Tanzaufführungen im Mokubakan-Theater werden vom Spielplan abgesetzt. Eröffnung des Asakusa Kōkaidō (städtische Mehrzweckhalle).		Lifestyle-Kaufhaus Tokyu Hands. Besonders die Jugend wird angezogen. Bis 1980 entstehen in dessen Umfeld Vergnügungs- und Flanierviertel.	
1980	Im Asakusa Kōkaidō werden nach langer Unterbrechung wieder Kabuki-Stücke aufgeführt.			
1982	Das Kokusai-Theater wird geschlossen. Die Tanzgruppe SKD wird aufgelöst.			
	Das Asakusa Furansu-za schließt.			
1983	Das Asakusa Rokku-za (Striplokal) schließt.			
1984	Das Asakusa Rokku-za wird neu eröffnet (noch heute in Betrieb).			
1986	Auf dem Gelände des Shōchiku Engei-za entsteht das Rox-Gebäude.			
1987	Das Asakusa Furansu-za wird neu eröffnet.			
1989			Das zur Tokyu-Gruppe gehörende Bunkamura wird in Shibuya eröffnet.	
1991		Die Tokyoter Stadtverwaltung zieht mit ihrem Rathaus von Marunouchi im traditionellen Regierungsviertel nach West-Shinjuku um.		
2000	Das Striplokal Asakusa Furansu-za wird zur Asakusa-Unterhaltungshalle, wo z.B. – auch heute noch – Rakugo oder Manzai aufgeführt werden.			

## Literatur

ACROSS (Red.)

1983 „Machi no miryoku ga kōdō ningen o yobu“ [Urbane Attraktivität zieht niveauvolle Menschen an], *Across* Bd.4. Tōkyō: Parco.

ANDŌ Kōsei

1977 *Ginza saiken* [Ginza unter der Lupe]. Tōkyō: Chūōkōron Sha.

INOUE Hisashi

2001 *Asakusa Furansu-za no jikan* [Die Zeit im Asakusa-Furansu-za]. Tōkyō: Bunshun Nesuko.

KUZUI Kinshirō

1986 *Kieta gekijō āto shiatā Shinjuku bunka* [Das verschwundene Art Theater Shinjuku Bunka]. Tōkyō: Soryūsha.

YOSHIMI Shunya

1987 *Toshi no dramaturugii* [Urbane Dramaturgie]. Tōkyō: Kobundō.

THHI / Tōkyō-to Hyakunen-shi Henshū Iinkai (Hg.)

1972 *Tokyo hyakunen-shi 6* [100 Jahre Geschichte Tōkyōs Band 6]. Tōkyō: Tokyo -to Sōmu-kyoku Sōmu-bu.



# Von der Bescheidenheit zum Supermarkt: Haushaltseinkommen, Konsum, Ernährung, 1955-1975<sup>1</sup>

FRANZ X. EDER

In der österreichischen Wirtschaftsgeschichte werden die Jahre zwischen 1955 und 1975 gerne als „Wirtschaftswunderwelt“ und „Wirtschaftswunderzeit“ bezeichnet (Sandgruber 1995:474; Eigner 1999:201). Nach den Jahren des Hungers und der Entbehrung setzte in der ersten Hälfte der 1950er Jahre ein weitgehend ungebremstes Wirtschaftswachstum ein, die Früchte des Wiederaufbaus und des Marshallplans konnten in der beginnenden Konsum- bzw. Wohlstandsgesellschaft geerntet werden (Bischof, Pelinka und Stiefel 2000). Basis dieses Konsumschubs bildeten die rasch steigenden Haushaltseinkommen: Zwischen 1955 und 1968 verdoppelten sich auch in Wien laut volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung die persönlichen Einkommen. In den 1970er Jahren stieg das Einkommen weiter, allerdings „nur“ mehr um 3 bis 7% pro Jahr. Ab 1978 wurden trotz „deficit spending“ und Vollbeschäftigungspolitik auch in Wien (und Österreich) die Folgen der weltweiten Rezession immer stärker spürbar. Die großen Einkommenszuwächse gehörten nun der Vergangenheit an.

Die Haushaltseinkommen der Wiener Arbeiter und Arbeiterinnen sowie der Angestellten wuchsen in diesem Zeitraum allerdings in recht unterschiedlichem Ausmaß (Weigl 1999:163).

Tabelle 1: Zuwächse der Bruttoeinkommen Wiener Haushalte, 1951-1975

Jahr	Angestelltenhaushalte	Arbeiterhaushalte
1951-55	34%	16%
1955-65	48%	37%
1965-75	54%	50%

Dieser differenzierten Einkommensentwicklung kam angesichts der Umstrukturierung der Wiener Wirtschaft besondere Bedeutung zu. Zwischen 1955 und den 1970er Jahren erfolgte eine massive sektorale Verschiebung

---

1 Teile dieses Artikels basieren auf Eder 2003

von der Sachgüterproduktion zum Dienstleistungsbereich. Waren 1956 noch 49% der Wiener Beschäftigten im sekundären Sektor tätig, fiel ihr Anteil bis 1983 auf 31%. Im Gegenzug erhöhte sich der Anteil der Dienstleistungen von 50 auf 69% (Meißl 1999:13ff). Die Tertiärisierung der Wirtschaft und der hohe Anteil der öffentlich Beschäftigten waren, im Zusammenspiel mit der expansiven Budgetpolitik (d.h. dem absoluten Vorrang der Vollbeschäftigung gegenüber einer ausgeglichenen Budgetgestaltung), der Grund, warum sich der Konjunkturreinbruch der 1970er Jahre in Wien verspätet auswirkte und die Einkommen eines Großteils der Wiener Haushalte bis in die frühen 1980er Jahre vergleichsweise stabil blieben.

Insgesamt erhöhte sich in den 1970er Jahren auch die weibliche Erwerbsquote (vor allem bei Frauen im Alter von 35 bis 45 Jahren). Waren Frauen in den 1950er und 1960er Jahren nach der Heirat oder spätestens nach der Geburt eines Kindes aus dem Erwerbsleben ausgeschieden, so folgten sie nun vermehrt dem so genannten „Dreiphasenmodell“. Nach eigener Erwerbstätigkeit vor der Ehe, Haushaltsarbeit und Kindererziehung nach der Heirat, traten sie vor allem bei niedrigerem Einkommen des Mannes nach einer längeren Unterbrechung wieder in das Erwerbsleben ein und trugen so zur Verbesserung des Haushaltsbudgets bei (Cyba 1995:439).

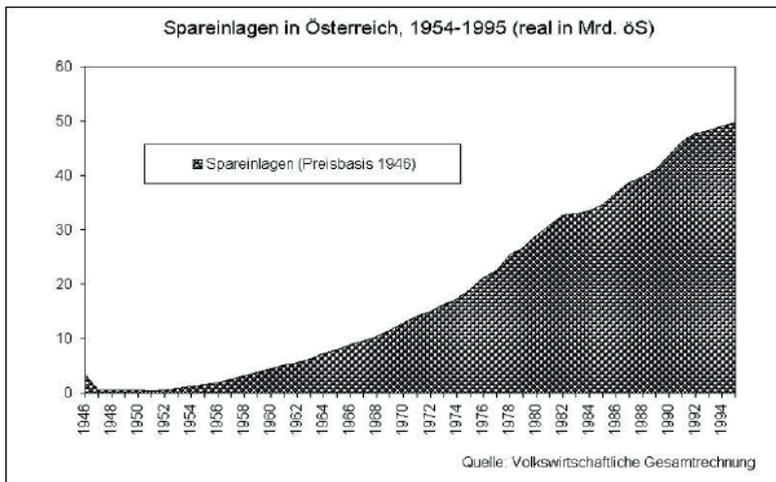


Abb. 1: Spareinlagen in Österreich

Auch für größere Anschaffungen brauchte man in den 1960er Jahren kaum mehr Gehaltsvorschüsse und Warenkredite in Anspruch zu nehmen. Die meisten Wiener und Wienerinnen konnten nun auf eigene Sparguthaben zurückgreifen. Die Spartätigkeit setzte bereits in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre

ein, bis in die Mitte der 1970er Jahre vergrößerten sich die inflationsbereinigten Sparguthaben vielfach, je nach Konjunkturlage konnten sie zwischen 8 und 12% des Einkommens ausmachen.

Steigende Realeinkommen und frei verfügbare Sparguthaben ermöglichten den Wohlstandskonsum. Damit auch alle Bevölkerungsgruppen konsumieren konnten, musste sich auch die Arbeitsmarktlage entspannen. Bereits 1962 konnte eine Arbeitslosenrate von unter 2% erreicht werden. In Wien herrschte während der folgenden zwanzig Jahre „Vollbeschäftigung“. Die Arbeitsplatzsicherheit trug zu einer expansions- und zukunftsorientierten Konsumhaltung bei. In der Zeit der „Vollbeschäftigung“ fanden nicht nur (fast) alle Menschen Arbeit, es wurde auch immer kürzer gearbeitet. Die boomende Wirtschaft kam nun in manchen Bereichen mit den vorhandenen Arbeitskräften gar nicht mehr aus und so wurden zwischen 1962 und 1975 verstärkt ausländische Arbeitskräfte insbesondere in der Türkei und in Jugoslawien angeworben.

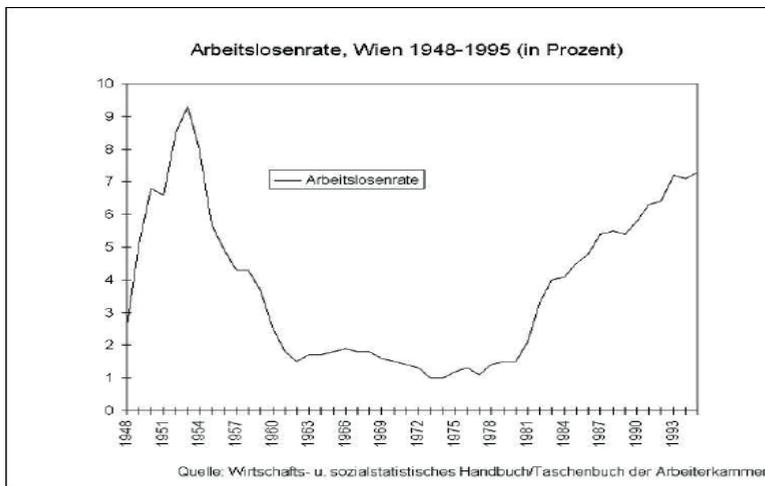


Abb. 2: Arbeitslosenrate

Mit der Reduktion der Arbeitszeit vergrößerte sich auch die „Freizeit“ und damit jene Zeit, in der man konsumieren konnte. Die Verkürzung der Arbeitszeit ging allerdings mit einer Intensivierung und Beschleunigung der Arbeit einher, die Leistungsanforderungen nahmen beträchtlich zu. In kürzerer Zeit mehr leisten und verdienen – so lautete eine Maxime der fordistischen Produktionsweise. Eine zweite hieß, für die hohen Anforderungen auch bessere Konsumchancen zu erhalten und durch den Massenkonsum die Nachfrage und die Wirtschaft anzutreiben.

Die Verlängerung der arbeitsfreien Zeit erfolgte schrittweise: Noch in den

1950er Jahren lag die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit bei über 50 Stunden. Im Jahr 1959 wurde sie von 48 auf 45 Stunden gesenkt, 1965 wurde eine dritte Urlaubswoche eingeführt. Nach zwei kleineren Kürzungen wurde ab 1975 schließlich nur mehr 40 Stunden pro Woche gearbeitet. Aus dieser Arbeitszeitverkürzung resultierte die 5-Tage-Woche und mit ihr ein weiterer „Konsumraum“, das „freie Wochenende“. 1977 folgten schließlich vier Wochen Urlaub. Durch die Arbeitszeitverkürzung entstand ein „privater Lebensstrang“, der nicht nur „freie“ Zeit brachte, sondern auch neue Anforderungen an die Lebensführung stellte (Karazman-Morawetz 1995:409).

Schon mit dem „kleinen“ Wohlstand der 1950er Jahre war die Gestaltung und Sinnggebung der arbeitsfreien Zeit virulent geworden. Man sollte diese vor allem „im Kreise der Liebsten“ verbringen. Häusliche und familiäre Konsumtion und damit verbundene Glücksproduktion waren die Themen dieser Jahre. Der Rückzug in die scheinbar apolitische Sphäre des Heimes und der Familie stellte eine Vielzahl neuer Ansprüche an die weibliche Konsum- und Verbrauchsspezialistin. In einem Haushaltsratgeber der 1950er Jahre klang dies dann so:

„Am Anfang des Hausfrauenglücks stehen Wünsche, Wünsche nach einer schönen und praktischen Wohnung, nach den kleinen Geräten und Maschinen, die das Leben der Hausfrau erleichtern, nach Möbeln und Teppichen und tausend anderen Dingen. Aber gerade dann, wenn die Wünsche besonders intensiv sind, fehlt gewöhnlich das zur Erfüllung notwendige Geld. Nun, das ist noch kein Grund zu verzweifeln und das ganze Problem als unerfüllbar beiseite zu schieben. Mit ein bißchen Mut und Lebensfreude, mit Geschick und Phantasie ist nichts hoffnungslos, und zuletzt kann so manche kleinste Wohnung das werden, was so manche große und prunkvolle nicht ist: Raum, in dem sich in erster Linie der Besitzer, dann aber auch ein Gast wohlfühlt, kein unpersönliches Sortiment von Möbeln, sondern eben Raum, der mit dem Bewohner lebt und ihm so Erholung und Ruhe und damit auch die Kraft gibt, die er in seinem Beruf braucht.“ (Lassmann 1950:13)

Zur Gestaltung sollte sich die Hausfrau unterschiedlichste Kompetenzen aneignen: Hauswirtschaft und Kindererziehung, häusliche Krankenpflege und Gesundheitsvorsorge, Kenntnisse der Hausschneiderei, der Kleintierzucht, technische Grundkenntnisse der Haushaltsgeräte, Fähigkeiten zur Ausgestaltung der Wohnung und anderes mehr. Dem zeitgenössischen Frauenbild entsprechend, sollte die Hausfrau der niemals ruhende Motor des „Heims“ sein und gleichzeitig Gefallen an dieser „lebenslänglichen“ Aufgabe finden.

Freudige und glückliche (Haus)Frauen prägen seit den 1950er Jahren auch die Konsumbilder (Kos 1994:128ff). Als „Herrscherinnen des Haushalts“ ließen sie sich angeblich durch ein großes Warenangebot und niedrige Preise genauso beglücken wie durch die neuesten Elektrogeräte. Als Bedrohung der rationalen Hauswirtschaft wurde die (noch) nicht domestizierte, dem Luxuskonsum frönende Hedonistin gesehen. Männer hingegen wurden für das Sparen und für die „großen“ Entscheidungen bzw. für den Ankauf männlich konnotierter Gegenstände (wie Autos oder Motorräder) zuständig erklärt.

Folgen wir nun dem Wandel des Konsumierens in den einzelnen Bereichen. Zu allererst kam es zu einer umfassenden Ernährungsumstellung, wobei anfänglich der Verbrauch all jener Nahrungsmittel zurückging, die die Hunger- und Aufbaujahre bestimmt hatten. Dabei spielte natürlich die Preisentwicklung eine wichtige Rolle.

Die Verbrauchszahlen einiger Nahrungsmittel zeigen die Entwicklung besonders deutlich. So reduzierte sich beispielsweise zwischen 1954 und 1964 der Kalbfleischverbrauch. Gleichzeitig wurde diese teure Fleischsorte durch das ebenfalls als „fein“ geltende, jedoch wesentlich billigere Hühnerfleisch ersetzt. Pflanzliche, geschmacksneutrale Fette wie Margarine und Speiseöl traten an die Stelle von tierischen, stark eigengeschmacklichen Billigprodukten wie Schmalz. Speck sank auf der Beliebtheitsskala, dafür stiegen Geselechtes und Schinken in der Gunst der Verbraucherinnen und Verbraucher. Butter wurde bis in die 1960er Jahre etwas mehr, wegen der Konkurrenz der billigen „Delikatessmargarine“ in der Folge aber immer weniger gegessen. Während der Verbrauch von Roggenbrot stark zurückging, aß man etwas mehr Weißbrot. Rahm und Obers, Käse und Topfen gehörten zu jenen Produkten, die ebenfalls öfters konsumiert wurden. Die großen Zuwächse bei Südfrüchten und Frischobst, bei Bohnenkaffee, Schokoladewaren und nichtalkoholischen Getränken signalisieren in besonderem Maße den Wohlstandsgewinn. Drastisch gesunken ist hingegen der Verbrauch des Notnahrungsmittels Kartoffel.

Zusammengefasst brachte die Ernährungsumstellung der 1950er und 1960er Jahre eine deutliche Erhöhung der eiweiß- und vitaminreichen Nahrung und einen Rückgang bei Kohlehydraten. Diese Trends setzten sich über die 1970er Jahre hinaus fort. Viele Produkte verloren dabei den Charakter eines außergewöhnlichen Nahrungsmittels, das man nur an Sonn- und Feiertagen oder zu speziellen Anlässen konsumieren konnte. Typische Beispiele dafür waren Bohnenkaffee, Fruchtsäfte oder Fleisch. Kuchen, Gebäck und Schokoladeerzeugnisse wurden ebenfalls zu alltäglichen Nahrungsmitteln. Ihre ehemals dominante Stellung fast völlig eingebüßt haben viele Getreideerzeugnisse, aber auch Milch.

Tabelle 2: Jährlicher Pro-Kopf-Nahrungsmittelverbrauch in Wien, 1954-1974  
(in Kilogramm, Liter oder Stück)

Produkt	Jahr		
	1954	1964	1974
Weißbrot u.a.	21,84	23,28	*
Schwarzbrot	55,44	44,04	*
Mehl	23,88	17,64	*
Teigwaren	5,28	5,16	*
Reis	6,24	6,72	*
Rindfleisch	6,24	6,84	9,72
Schweinefleisch	11,16	12,72	14,16
Kalbfleisch	3,12	2,16	1,68
Geselchtes u. Schinken	3,48	5,04	5,28
Speck	0,96	0,72	(bei Geselchtem)
Wurstwaren	11,40	15,00	15,59
Konservenfleisch	0,72	0,48	0,48
Geflügel, Wild, Hase	2,40	8,76	9,24
Faschiertes	2,40	3,00	3,72
Innereien	2,16	2,88	2,16
Knochen	4,32	2,88	*
FrISChe FISChe	2,40	2,28	2,08
FISChe konserviert	0,96	1,44	1,13
Schmalz	5,16	1,80	2,04
Speckfilz	4,20	3,00	(bei Margarine)
Margarine	3,60	5,40	14,40
Speiseöl	4,68	7,80	(bei Margarine)
Vollmilch	127,68	110,04	80,04
Rahm u. Obers	1,56	3,24	1,80
Käse	2,40	3,72	4,92
Topfen	1,56	2,04	2,40
Butter	5,28	5,88	4,92
Eier	168,00	225,24	*
FrISC-h- u. GefrierGemüse	42,12	38,04	*
Kartoffel	65,64	49,08	30,96

Hülsenfrüchte	1,68	1,80	*
Südfrüchte	10,56	25,92	*
anderes Frischobst	38,28	46,80	*
Zucker	24,24	24,96	18,24
Marmelade, Jam	1,08	1,20	*
Bohnenkaffe	0,96	3,12	*
Ersatzkaffee	2,40	1,44	*
Schokoladewaren	1,20	2,64	4,80
nichtalkohol. Getränke	3,12	18,24	58,81
Wein	7,20	15,24	18,00
Bier	17,04	34,08	34,80
Likör, Schnaps etc.	2,40	2,04	2,76
sonst. Alkohol. Getränke	0,60	1,08	1,20

Quelle: ÖSTAT, Konsumerhebungen; \* nicht vergleichbar



Abb. 3: Helmut Qualtinger als Herr Karl (<http://www.wien.gv.at>)

Noch immer gilt der „wohlbeleibte“ Herr Karl – verkörpert durch den Schauspieler Helmut Qualtinger – als Phänotypus der „Fresswelle“ der 1950er und 1960er Jahre und die „Schnitzelkultur“ als negatives Referenzmodell für die

folgenden Jahrzehnte. Das ist allerdings ein zu einfaches Stereotyp, denn nach der Mangelernährung der Kriegs- und Nachkriegsjahre wurde nicht nur ausgiebig und fetter gegessen, der Ernährungstrend ging vor allem auch in Richtung eines „besseren“ und „feineren“ Essens (Bandhauer-Schöffmann u. Hornung 1995:23ff).

Der Wandel des Nahrungsmittelverbrauchs erfolgte hand in hand mit massiven Veränderungen in den Eßgewohnheiten und in der Ernährungskultur. So mutierte beispielsweise nicht nur die Zubereitung von Reis, sondern auch die Bedeutung dieses Nahrungsmittels. Bis in die Nachkriegsjahre fungierte Reis vor allem als Suppeneinlage. Danach verwendete man ihn als „Tafelreis“ oder italienisch angehauchtes „Risibisi“ sowie als eine, im Vergleich zu Kartoffeln, delikate Zuspense. In den 1970er Jahren wurden neue Zubereitungsformen wie Curry-Reis eingeführt, der Reis avancierte, unter Beibehaltung der früheren Verwendungsmöglichkeiten, sogar zu einer Hauptspeise. Ein weiteres Beispiel für die neue Aneignung eines Nahrungsmittels ist der Zucker. Seit den 1950er Jahren stieg der Zuckerverbrauch – auch wenn die Zahlen meist genteiliges angeben – vor allem deshalb, weil man ihn nun nicht mehr in direkter Form als Süßstoff, sondern synthetisiert, „verfeinert“ und „versteckt“ in Süßigkeiten, Schokoladen und anderen industriell gefertigten Lebensmitteln zu sich nahm. Industrielle Nahrungsmittel konnten leicht in die Geschmackskultur eindringen, wenn sie ästhetisiert und positiv konnotiert wurden. Kondensmilch, die in den Nachkriegsjahren als Ersatzmilch galt, avancierte in den 1960er und 1970er Jahren zum „Geschmacksverbesserer“ für Kaffee – der bekannten „Maresi“-Milch. Konservierte Lebensmittel wurden gerne als Antwort auf die allgemeine Beschleunigung des Lebens präsentiert. Berufstätige Frauen wie gestresste Hausfrauen und Mütter sollten mit ihnen Mahlzeiten nicht nur schneller zubereiten können, sondern würden mit der Dosennahrung immer auch „etwas zu Hause“ haben. In der Praxis kamen Konserven aber vor allem dann ins Spiel, wenn besondere oder „exotische“ Nahrungsmittel verarbeitet wurden. „Dosen-Ananas“ brachten so über Jahrzehnte einen Hauch von Südsee in das Wiener Sonntagessen.

Mit der industriellen Produktion von Nahrungsmitteln und (Halb)Fertigspeisen wurde der Wert der selbst zubereiteten Mahlzeiten in Frage gestellt. Dem veränderten Verständnis der Hausfrauenarbeit begegnete man mit einer Neuauflage des Liebesparadigmas: Auch wenn synthetische Backmittel in den Gugelhupf kamen, wichtig war, dass er „mit Liebe“ zubereitet wurde (Sorgo 2005). Dies implizierte auch, dass die Hausfrau das Essen nicht „lieblos“ auf den Teller klatschte, sondern der Dekoration und Präsentation der Speisen größeres Augenmerk schenkte. „Tischlein deck Dich“ lautete etwa ein Werbslogan der Firma Iglo, mit dem man angeblich in fünf Minuten „Fisch-

stäbchen“ servieren konnte – wobei dieser Fast-Food-Akt aber zumindest auf einem schön gedeckten Tisch stattfinden sollte. „Bei Mama schmeckt’s am besten“ – dieser Satz drückte auch die Konkurrenz von individueller Essenszubereitung und Massenproduktion in Industrie und Großküchen aus. Traditionelle Hausfrauenbilder waren mit der industriellen Konservierung von Lebensmitteln nicht mehr in Einklang zu bringen. Mit der Verbreitung der Konservennahrung wurde auch das Bevorratungswissen, das als besondere Hausfrauenqualität gegolten hatte, überflüssig. Die Internationalisierung des Warenangebotes wirkte ebenfalls in diese Richtung. Die Intensivierung des weltweiten Handels brachte vor allem bei Obst und Gemüse eine immer größere Produktpalette, viele Früchte wurden nun auch außerhalb der Saison angeboten. Die ganze Fülle des Angebots bekam man allerdings nicht mehr in der Greißlerei ums Eck, sondern im neuen Selbstbedienungsgeschäft und später im „Super“-Markt zu sehen (Kühschelm 2005). In den späten 1950er und frühen 1960er Jahren wurden in den Selbstbedienungsläden auch Kühlvitrinen aufgestellt und enthielten nun ganzjährig Hühnchen, Fisch, Gemüse und Speiseeis (Breuss 2005).

Durch die Ausdifferenzierung des Angebots avancierte die Produktverpackung und Präsentation zu einem zentralen Verkaufsfaktor. Da bei der Selbstbedienung die Vermittlung durch die Verkäufer und Verkäuferinnen ausfiel, musste das Äußere der Waren für sich sprechen. Fertig verpackte und für sich sprechende Produkte brachten auch dem Lebensmittelhandel große Vorteile bei Arbeits- und Personalkosten. „Rama“ war ein frühes und besonders gelungenes Beispiel für eine solche auffällige Verpackung („golden“) und erfolgreiche Produktlinie („Delikatessmargarine“, „naturfeiner Geschmack“, „mit Eigelb und Vitaminen“). Hier wurde ein Wohlstandsimage kreiert, das die frühere „Ersatzbutter“ zu einem „vollwertigen“ Produkt machte (Andersen 1997:68). In einem wahren Verpackungsboom wurde ab Mitte der 1960er Jahre Papier und Pappe durch Kunststoffe ersetzt. Verpackungsmaterialien, wie insgesamt die aus dem privaten Konsum stammenden Abfälle, führten in den 1970er Jahren aber auch zur „Müll-Lawine“ und zu Diskussionen darüber, ob nicht der Massenkonsum die Umwelt und damit die Lebensbedingungen gefährdete.

Nahrungsmittel konsumierte man in dieser Zeit vermehrt außerhalb des Haushaltes. Bei den Wiener Arbeitern und Arbeiterinnen sowie den Angestellten verdoppelte sich zwischen Mitte der 1960er und Mitte der 1970er Jahre der Anteil des „Verzehrs außer Haus“ von rund 10 auf 20% der Ernährungsausgaben. Mit steigendem Einkommen und größeren Entfernungen zwischen Wohnort und Arbeitsplatz verlor auch das gemeinsame Mittagessen an Bedeutung, viele nahmen ihre Mahlzeiten nun in der Kantine oder Gaststätte ein.

Schnellimbisstände und Gaststätten mit standardisierten und mehr oder weniger vorgefertigten Speisen dienten der raschen Nahrungsaufnahme. Neben dem Wiener Würstelstand etablierten sich Espresso-Cafes und in den 1970er Jahren auch Fastfoodketten – 1977 eröffnete der erste McDonald's-Fastfoodladen am Schwarzenbergplatz.

Wer sonntags auswärts aß oder gar am Abend ein Speiselokal besuchte, demonstrierte auch Wohlstand. Der Besuch einer „Pizzeria“ galt nicht nur als Reminiszenz an den letzten Italienurlaub, sondern versprach eine, wenn auch nur begrenzte, Teilhabe am „Dolce Vita“ und womöglich eine kleine Flucht aus den täglichen Arbeits- und Leistungsanforderungen. „Mach mal Pause, trink Coca-Cola“, lautete die Werbung für jenes „Erfrischungs“-Getränk, das die Ambivalenz der fordistischen Produktions- und Konsumweise in konzentrierter Form repräsentierte. Coca-Cola stand nicht nur für den Wohlstand schlechthin, sondern auch für die amerikanische Version des Wohlstands durch Konsum. Doch am „American Way of Life“ sollten nur jene partizipieren, die arbeiteten und produzierten - und in der Pause ein Getränk konsumierten, das zu weiteren Arbeitsleistungen anspornte. Offiziell wurde Coca-Cola in Österreich 1953 eingeführt und schaffte trotz konkurrierender Austro-Colas bis 1956 eine flächendeckende Verbreitung (Bandhauer-Schöffmann 1994:23).

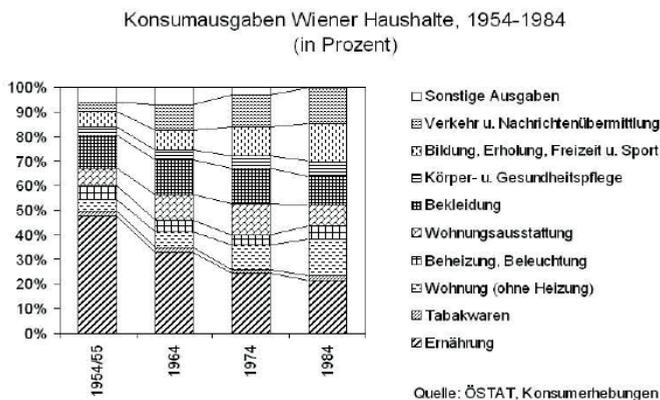


Abb. 4: Konsumausgaben Wiener Haushalte

Trotz steigender realer Konsumausgaben machten die Nahrungsmittelausgaben einen immer geringeren Teil des Haushaltsbudgets aus. Verwendeten die Wiener Haushalte 1954/55 noch beinahe die Hälfte ihres Budgets für Essen und Trinken, so reduzierte sich dieser Anteil bis 1974 auf rund 25% und damit auf einen Wert, der in der Folge nur mehr knapp unterschritten wurde.

Im Gegenzug gewannen die Ausgaben für Wohnungsausstattung und den Erhalt der Wohnung, für Bildung, Erholung, Freizeit und Sport sowie für Verkehr und Nachrichtenübermittlung immer mehr an Bedeutung.

Insgesamt stiegen die Realausgaben der Wiener Haushalte von 1954/55 bis 1964 um 80%, von 1964 bis 1974 um 29% und von 1974 bis 1984 um weitere 11%. Betrachtet man die Entwicklung der realen Pro-Kopf-Ausgaben, so wird die dramatische Ausgabensteigerung noch deutlicher: Sie wuchsen zwischen 1954/55 und 1964 um 83%, zwischen 1964 und 1974 um 51% und zwischen 1974 und 1984 um 40%. Insgesamt nahmen von 1954/55 bis 1984 die realen Haushaltsausgaben um das 2,8-fache zu, die realen Pro-Kopf-Ausgaben sogar um das 3,3-fache. Die Ausgaben für Bekleidung und Wäsche stiegen dabei besonders in den 1960er und frühen 1970er Jahren. Laut der Budgeterhebung der Arbeiterkammer wurden diese Waren zuerst von Angestelltenfamilien angeschafft, die dafür bereits in der ersten Hälfte der 1950er Jahre circa 15% mehr ausgaben. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts konnten dann nicht nur die Angestellten (plus 42% Bekleidungsausgaben), sondern auch Arbeiterinnen und Arbeiter (+33%) immer öfter diesbezügliche Wünsche befriedigen. Nachdem in der ersten Hälfte der 1960er Jahre ein weiteres, wenn auch wesentlich geringeres Wachstum (Angestellte +6,6%, Arbeiter +12,4%) zu verzeichnen war, wurde in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts eine Sättigung erreicht.

Bereits in den 1950er Jahren konnte man beim Kleidungskauf nicht mehr nur alte Kleidung ersetzen oder notwendige Stücke dazu kaufen und musste dabei vor allem auf den Gebrauchswert und die „Qualität“ der Waren achten, sondern auch Modetrends folgen. Besonders die Bekleidung jüngerer Leute richtete sich in den 1950er und 1960er Jahren immer stärker nach internationalen Trends. Die 1951 geborene Wienerin Eva W. hat diesen Wandel quasi am eigenen Leib erlebt:

„Ich bekam als Kind fast nur getragene Sachen, auch von der Mutter oder von Tanten Selbstgeschneidertes oder Gestricktes. Das fand ich normal, und es war mir ziemlich gleichgültig, was ich trug, auch, als ich älter war. Erwachsenenkleidung wurde umgeändert, – insgesamt war mein Aufzug so konservativ wie der alter Frauen.“ (Eva W.:8)

Im Teenageralter sah die Situation (in den 1960er Jahren) für sie schon anders aus:

„Jeanshosen waren revolutionär und topmodisch, als ich sechzehn Jahre alt war, aber kaum jemand trug Markenware, die Dinger wurden oft nur mit blauen, festen Stoffen nachempfunden. Zu der Zeit hatte ich auch schon

neue, modische Sachen, aber immer 'artig'.“ (Eva W.:8)

Die Elterngeneration hielt den bewahrenden Umgang mit Kleidung meist länger aufrecht. So auch Eva W.s Mutter:

„Nach irgendeinem 'letzten Schrei' war sie nie gekleidet, dazu waren meine Eltern zu sparsam. Dauerwellen waren allerdings ein Muß.“ (Eva W.:8)

Egal ob modisch oder konservativ, der demonstrative Einsatz von Kleidung diente nun wieder verstärkt der sozialen Abgrenzung und Selbstdarstellung. Für diejenigen, die Krieg und NS-Zeit miterlebt hatten, erfüllte diese distinktive Form des Konsumierens auch „die Funktion von moralischer Reinigung, Verdrängung von Schuld und Linderung von schmerzlicher Erinnerung an Verlust, Hunger, Kälte, Demütigung und Not“ (Siegrist 1997:27).

Die Überhöhung und Aufladung von Konsumgütern kam auch bei der Wohnungsausstattung zum Tragen. Obwohl es hier vordergründig um die Gestaltung des Heimes und dessen Inszenierung für die Familie ging, bereitete man die Wohnung bewusst oder unbewusst für die potentielle Öffentlichkeit auf. Spar- und Funktionsmöbel, wie die ab 1954 im Handel erhältlichen und als einfach, billig, aber dennoch formschön angepriesenen „SW-Möbel“ (Soziales Wohnen-Möbel) wurden deshalb à la longue von Nierentisch, amerikanischer (Einbau)Küche und vielen anderen, modernen Einrichtungsgegenständen verdrängt. Eine solcherart eingerichtete Gemeinde- oder Mietwohnung gehörte – wie die „Kleinfamilie“ und „gutes“ Essen – zu den (klein) bürgerlichen Lebensidealen. H.C. Artmann hat diese Träume mit schwarzer Tinte niedergeschrieben:

„ja – so a gemeinewonung miassast haum  
 a schene brafe frau de wos de gean hod  
 und jeden easchtrn in da frua dei sichas  
 en de qoschne haund!  
 des waa r amezii -  
 göö liawa freind?  
 owa leida leida: schnekn!  
 du wiasd nii in deim lem  
 fon dea mých  
 fon den zuka  
 und fon de ziwem  
 de wos a schene brafe frau  
 en da neichn amereganeshn gredenz

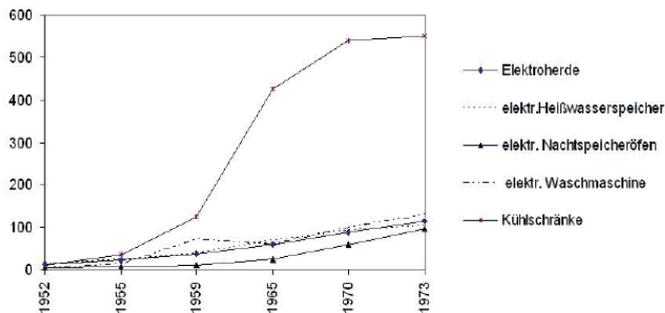
fon so ana gemeindewonung  
 faschdegt hod  
 owenoschn kena ..  
 des dan aundare fia dii -  
 woarum was da floke!“ (Artmann 1958:52)

Eine eigene Wohnung und Einrichtungsgegenstände standen Anfang der 1960er Jahre besonders bei jungen Ehepaaren ganz oben auf der Wunschliste. Erhebungen ergaben, dass aufgrund der schlechten Wiener Wohnversorgung rund 40% der jungen Eheleute über keine eigene Wohnung verfügten und das, obwohl sie recht gut verdienten. Die Ehepaare wohnten bei den Eltern oder in Untermiete und hofften in absehbarer Zeit, eine Gemeindewohnung oder eine kleinere Altbauwohnung zu mieten. 54% aller Jungverheirateten mussten zum Duschen und Baden noch ins öffentliche „Tröpferlbad“ gehen. Nach der Häuser- und Wohnungszählung des Jahres 1961 verfügten nur 66% der Wiener Wohnungen über einen eigenen Wasseranschluss und 55% über eine Toilette innerhalb des Wohnverbandes. Der Preisindex für die Wohnungsmieten und -instandhaltung lag in den 1950er Jahren noch deutlich unter dem Gesamtpreisindex, ab den 1960er Jahren stiegen diese Kosten wesentlich stärker als alle anderen Ausgabengruppen.

Wer eine eigene Wohnung hatte, machte sich an die Anschaffung moderner Haushaltsgeräte. Hier kam es in den 1950er und 1960er Jahren zu einer wahren Elektrifizierungsrevolution. „Elektrisch leben, heißt besser leben!“ lautete die Devise. Die Elektroindustrie animierte zum Kauf von Kühlschrank, Herd, Wasserspeicher und Waschmaschine. Der Kühlschrank hielt dabei am raschesten Einzug in die Haushalte. Aber auch eine Unzahl kleinerer Maschinen sollte der Hausfrau Arbeitserleichterung und Zeitersparnis bringen – ihr so Zeit schenken zur komfortablen Gestaltung des Heims. Tauchsieder, Expresskocher, Einzelkochplatte, Höhensonne, Haartrockner, Brotröster, Kaffeemühle, Kaffeemaschine, Teekanne, Wärmestrahler, Infrarotlampe, Staubsauger, Heizkissen, Bodenbürste, Reisebügeleisen, Trockenrasierer, Elektrouhr und Tischventilator waren nur einige der Elektrogeräte, die die Werbung als notwendige Ausstattungsgegenstände vorgab. Halbwegs gesicherte Daten über die tatsächliche Ausstattung der Wiener Haushalte existieren nur für einige Geräte. Der Kühlschrank hielt am raschesten Einzug in die Haushalte. Waren 1952 nur ca. 2% damit ausgestattet, so erhöhte sich der Anteil 1959 auf 18, 1970 auf 73, 1974 auf 91 und 1984 auf 96%. Der eigentliche Kühlschrankboom fand in der zweiten Hälfte der 1950er und ersten Hälfte der 1960er Jahre statt. Über elektrische Waschmaschinen verfügten in dieser Zeit noch sehr wenige Familien: Erst ab den 1970er Jahren verbreiteten sich Waschmaschinen

in den privaten Haushalten und verdrängten Handwäsche und Waschsalon. 1974 nannten 39% der Haushalte ein solches Gerät ihr Eigen.

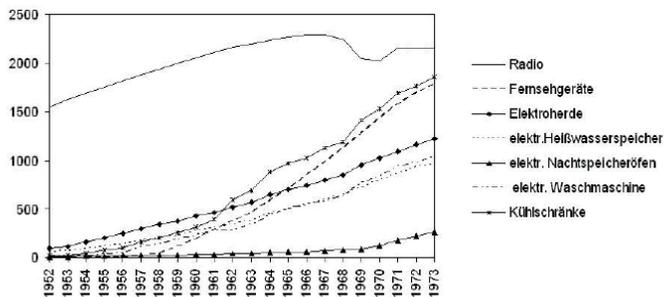
Ausstattung Wiener Haushalte mit dauerhaften Konsumgütern  
1952-1973 (in Tausend) - Teil 1



Quelle: Bundesstatistik der Elektrizitätswirtschaft

Abb. 5: Dauerhafte Konsumgüter - Teil 1

Ausstattung österreichischer Haushalte mit dauerhaften Konsumgütern,  
1952-1973 (in Tausend) - Teil 2



Quelle: Wirtschafts- u. sozialstatistisches Handbuch der Arbeiterkammer

Abb. 5: Dauerhafte Konsumgüter - Teil 2

Durch die Elektrogeräte wurde in den 1970er Jahren die „Haushaltsarbeit, die vorher dank vergrößerter Wohnungen, hoher Reinlichkeitsstandards und vermehrter Güter, die es einzukaufen und zu warten galt, eher zugenommen hatte, [...] rationalisiert und zugleich auch eine Spur mehr von Männern übernommen“ (Fischer-Kowalski 1995:204). Die wöchentliche Gesamtarbeitszeit, also die Summe der pro Woche für Berufsarbeit, Haushaltsarbeit und Kin-

derbetreuung benötigten Zeit, reduzierte sich zwischen 1969 und 1981 bei Männern von rund 54 auf 51 Stunden, bei Frauen von rund 80 Stunden auf 66 Stunden. Die Anschaffung von Haushaltsgeräten wurde vielfach erst durch die „moderne“ Ratenzahlung möglich. Waschmaschine und Kühlschrank gehörten zu jenen Maschinen, die bereits in den Elektrogeräte-Aktionen der 1950er Jahre intensiv mit Kredit- und Rückzahlungserleichterungen umworben wurden. Durch den Preisverfall der Geräte – ein Kühlschrank von Bosch kostete 1960 nur mehr rund 40% des Preises von 1951 – konnten sie nun auch bei geringen Einkommen erworben werden. Der Preisverfall resultierte nicht nur aus der gestiegenen Nachfrage, sondern auch aus der Öffnung des österreichischen Marktes für ausländische Produkte. Nachdem sich Österreich 1953 dem System des freien Außenhandels angeschlossen hatte, kam es bei vielen Konsumgütern zu einer Verbilligung der zuvor geschützten inländischen Produkte bei gleichzeitiger Differenzierung des Angebots.

Als im Jahr 1955 das österreichische Fernsehen in Betrieb ging, bedeutete dies ebenfalls einen massiven Produktionsanreiz für die österreichische Industrie. Zwischen 1955 und 1961 entfielen rund 60% des Zuwachses der österreichischen Konsumgüterproduktion allein auf Fernsehgeräte und Magnetophone. Die 1958 existierenden 25.000 Wiener Fernsehanschlüsse waren allerdings meist in Gasthäusern und Elektrofachgeschäften installiert und wirkten dort als wahre Publikumsmagneten (Bernold 1996:522). Wer sich, wie die Familie von Eva W., schon wenige Jahre nach der Einführung des Fernsehens ein privates Gerät anschaffen konnte, besaß mit dem „Patschenkino“ natürlich eine Sensation:

„Einen Fernseher bekamen wir erst, als ich schon in die Volksschule ging. Wer noch keinen eigenen Apparat hatte, besuchte irgendwelche Bekannten mit so einem Gerät, und in großer Runde saß man dann vor populären Sendungen! Aus den in die Küche getragenen Fauteuils blickten wir also in den Fernseher im Kabinett, – so konnte man mich wegschicken, wenn Schlafenszeit war, oder ich eine Sendung nicht sehen durfte.“ (Eva W.:5)

In den 1960er Jahren stieg die Ausstattung der Privathaushalte rasch an, 1968 wurde österreichweit die Millionenmarke überschritten. 1974 besaßen bereits 69% der Wiener Haushalte ein Schwarz-Weiß-Gerät, 14% sogar einen Farbfernseher. Bis 1984 wird sich dieses Verhältnis auf 19% Schwarz-Weiß- und 61% Farbfernseher verkehren.

Mit den im Familienkreis konsumierten Fernsehsendungen wurde eine häusliche Unterhaltungs- und Freizeitform kreiert, die die innerfamiliäre Kommunikation nachhaltig beeinflusste und „die Herausbildung und Stan-

„Standardisierung des familialen Innenraums als privilegierten Ort des privaten Konsums“ vorantrieb. Neben dem öffentlichen Raum wurden nun auch im eigenen Wohnzimmer Wünsche, Sehnsüchte und Gefühle nach Konsumgütern transportiert und ihre Befriedigung mit dem Ge- und Verbrauch von Gütern assoziiert. Durch den Zugriff auf das „Private“ trug das Fernsehen maßgeblich zur Kommerzialisierung des Lebens und zur Durchsetzung des Konsumismus bei (Bernold 2007:41ff). Mit der Flüchtigkeit seiner Bilder stimulierte es aber auch dazu, die Dinge nur einen – im wahrsten Sinn des Wortes – Augenblick zu besitzen. Visueller Konsum war schon zuvor durch das „Bummeln“ und „Auslagenschauen“ zu einer beliebten Freizeitgestaltung der Wiener und Wienerinnen geworden. In den 1970er Jahren ging man dann immer häufiger „shopping“. Neben dem Schauen, Angreifen und Kaufen spielte nun die Wunschproduktion eine immer zentralere Rolle. Beim Shopping wurde der reale Ge- und Verbrauch von Waren vielfach durch Imagination und Tagtraum ersetzt.

Eine weitere Möglichkeit des Freizeitkonsums eröffnete sich mit der individuellen Motorisierung. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre setzte eine „Autowelle“ ein, die man in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend zur „Verkehrslawine“ erklärte. Anfang der 1950er Jahre überstieg die Zahl der Personenkraftwagen (3,3 pro 100 Haushalte) nur knapp die der Motorräder oder Motorfahrräder. Im Gegensatz zu letzteren nahm der Autobestand allerdings rasant zu: 1961 gab es bereits 22, 1971 47 und 1981 66 Pkw pro 100 Haushalte. Besonders in den 1950er und 1960er Jahren wurde der Ankauf eines eigenen Autos als großer Schritt in Richtung Wohlstand empfunden. So auch von Irene H., bei der 1956 ein Wagen ins Haus kam:

„Es war schon eine besondere Sache, wenn man in den 1950er Jahren bereits ein eigenes Auto besaß. Wir hatten, wie viele andere zu jener Zeit, zuvor einige Jahre ein Motorrad benützt, eine Douglas, zweizylindrig, mit je 175 Kubikzentimeter Inhalt, gebaut 1925. Auf kurzen Strecken hatte sie sogar brav die ganze Familie befördert. [...] Als sich aber die Geburt unseres Sohnes ankündigte, musste eine andere Lösung gefunden werden, und sie hieß: Opel Olympia, Baujahr 1952, eine Cabrio-Limousine. Wir waren überglücklich. Besonders das Stoffdach begeisterte uns sehr, wir öffneten es bei jeder sich bietenden Gelegenheit.“ (Irene H.: Unser erstes Auto)

Das eigene Auto wurde zum Inbegriff von Mobilität und Freiheit, zum Kristallisationspunkt von Lebensentwürfen und Weltbildern, aber auch zur Chance, der durch die Vollmobilisierung an Lebensqualität verlierenden städtischen Umwelt zu entkommen. Anschaffung, Erhaltung und Betrieb des eigenen Fahr-

zeugs nahmen innerhalb der Haushaltsausgaben einen immer größeren Platz ein. Besonders in der zweiten Hälfte der 1960er und ersten Hälfte der 1970er Jahre vervielfachten sich die realen Mehrausgaben: Zwischen 1965 und 1970 stiegen sie auf das dreifache, 1970 bis 1975 um weitere 30 bis 50%.

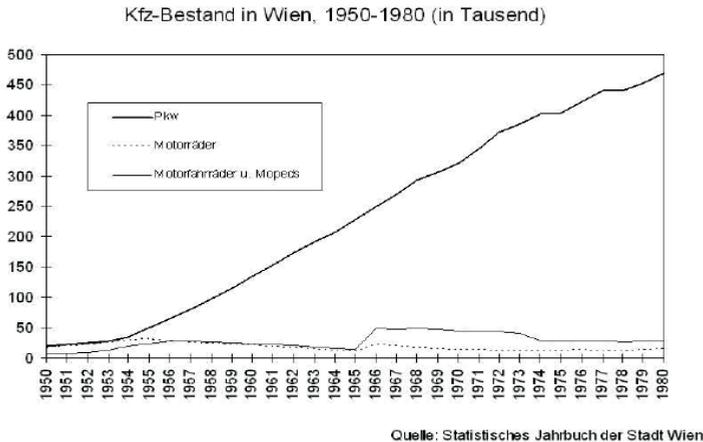


Abb. 6: Kfz-Bestand in Wien

Spätestens als die Benzinpreise infolge der Erdölkrise drastisch angehoben wurden und das Handelsministerium 1974 sogar einen autofreien Tag pro Woche verordnete, zerplatzte der Traum vom grenzenlosen Individualverkehr. Die negativen Seiten der allgemeinen Mobilisierung wurden immer sichtbarer. Luftverschmutzung und Lärmbelästigung waren genauso wenig zu übersehen wie die Überlastung des Wiener Straßennetzes.

Die Verkehrszunahme war auch Folge des sich in den 1970er Jahren beschleunigenden Wandels des Einkaufsverhaltens. 1973/74 erledigte noch der Großteil der Wiener und Wienerinnen ihren täglichen Einkauf in der unmittelbaren Umgebung der Wohnung und benützte dabei ungefähr zu gleichen Teilen Bedienungs- und Selbstbedienungsläden. Für Großeinkäufe von Lebensmitteln und insbesondere für den Erwerb von Bekleidung, Möbel und Elektrogeräten fuhr man auch schon in den Supermarkt. Viele der neuen Supermärkte, die nicht nur mit Angebot und Preisen, sondern auch mit Gratisparkplätzen lockten, wurden an der Peripherie gebaut und waren bequem erreichbar. Die Errichtung der „Shopping City Süd“ (1976) hatte zur Folge, dass erhebliche Kaufkraft von Wien nach Niederösterreich abfloss und das Verkehrsaufkommen stieg (Békési 2005). Das Erfolgsrezept der SCS lautete:

„Einkaufen mit dem Auto, Einkaufen und Erlebnis und Freizeitspaß und Einkaufen für jede Bedarfsdeckung an einem Fleck.“ (Jung/Richter 1999:13)

Schon in den 1960er Jahren versuchte man der Peripherisierung durch Einkaufszentren in den Bezirken, etwa dem „EKAZENT“ Hietzing (eröffnet 1964), entgegenzutreten und dort städtische Shopping-Malls mit Geschäften, Kino und Hotel zu etablieren (Mattl 2006).

In den 1950er und 1960er Jahren verwendete man den eigenen Pkw auch für Ausflüge und Urlaubsreisen. Die Ausgaben für Erholung und Urlaub wuchsen jedoch nicht kontinuierlich, sondern schubweise, nämlich in zwei Phasen: Einmal in den 1950er und frühen 1960er Jahren sowie in den 1970er Jahren. In der ersten Phase standen neben den Sonntagsausflügen in die nähere Umgebung vor allem österreichische Destinationen im Mittelpunkt. Wohlhabendere Wiener und Wienerinnen fuhren auch schon an die Adria und konnten damit einen viel besungenen Traum realisieren. Mit steigenden Einkommen und verlängertem Urlaubsanspruch leisteten sich immer größere Bevölkerungsgruppen eine Auslandsreise. Von den 44% der Wiener Haushalte, deren Mitglieder 1972 auf Urlaub gingen, fuhr dann bereits ein Drittel ins Ausland. Mitte der 1970er Jahre trat man – wenn es das Einkommen erlaubte – auch wegen des vierwöchigen Urlaubsanspruchs und des „verlängerten Wochenendes“ Mehrfach- und Kurzurlaube an. Die Zahl der Auslandsurlaube und -reisen überstieg die Inlandsaufenthalte, wobei weiter entfernte Destinationen wie Griechenland, Spanien und die Türkei immer beliebter wurden. Im Inland avancierte das „sonnensichere“ Kärnten zum bevorzugten Urlaubsziel.

In den 1950er und 1960er Jahren hatte die Freiheit auf zwei oder vier Rädern als Zeichen von Wohlstand und modernem Lebensstil gegolten, in den 1970er Jahren wurde die Mobilität zur Selbstverständlichkeit. „Mobil“, „modern“, „frei“, das waren die Schlagwörter, mit denen man in den Nachkriegsjahrzehnten die positiven Seiten der Konsumgesellschaft herausgestrichen hatte. Konsumkritiker hingegen agierten, egal welcher weltanschaulichen Position sie entstammten, bis um 1970 im Stil der traditionellen westeuropäischen Luxuskritik. Massenkonsum wurde von ihnen „als Quelle von moralischer Verderbnis, Dekadenz und Sinnkrise [...] oder als Ende der Bürgerlichkeit, als Entfremdung oder Verschleierung der Abhängigkeits- und Herrschaftsstrukturen in Kapitalismus und Industriegesellschaft“ (Siegrist 1997:25) gesehen. Den ersten wirklichen Höhepunkt erlebte die Diskussion um den Konsum schon in den 1950er Jahren. Ausgelöst wurde sie durch den Konsumhedonismus der „Halbstarken“ oder „Eckensteher“: „Da Wüde auf seine Maschin“, Jeans und Lederjacken, schwingende Röcke und toupierte Frisuren galten die-

sen Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Distinktionsmittel gegen die Verzichts- und Sparsamkeitsethik der Kriegsgeneration, aber auch als Absage an die Heimatseligkeit der österreichischen Hoch- und Populärkultur (Luger 1995:500). Durch den Konsum ausländischer Produkte, ihr halbstarres Auftreten und den sexuell konnotierten Rock 'n' Roll-Tanz verweigerten sie sich demonstrativ der Familien- und Akkumulationsideologie und betonten die individuelle Befriedigung im Hier und Jetzt. Während der 1960er Jahre waren immer größere Bevölkerungsteile in der Lage, am Wirtschafts- und Konsumwunder zu partizipieren. Mit wachsendem Wohlstand verringerte sich die Differenz zwischen den Konsummustern der einzelnen sozialen Schichten, und bürgerliche Konsumstandards breiteten sich immer mehr aus (Hornung 1990:113). Hatte man über die Jahrhunderte hinweg an Kleidung, Wohnen und Essen feststellen können, welcher sozialen Schicht eine Person angehörte, so verloren nun Güter und Dienstleistungen zunehmend ihre soziale Trennschärfe. Einheit in der Vielfalt, lautete das moderne Konsummuster.

Angebotsrevolution und zunehmende Unübersichtlichkeit hatten zur Folge, dass schon in den 1960er Jahren Institutionen gegründet wurden, die dem Massenkonsum zwar grundsätzlich positiv gegenüberstanden, ihn aber gleichzeitig kritisch und professionell aufbereiten sollten. Neue Konsumexperten und Konsumentenschützer traten mit dem Anspruch auf, die Beziehung zwischen Markt und Konsumenten sowie Konsumentinnen nach den „vier Grundrechten der Verbraucher“ – Sicherheit, Information, Auswahl und Anhörung – zu durchleuchten. Als wichtigste diesbezügliche österreichische Institution wurde von den Sozialpartnern 1961 der „Verein für Konsumenteninformation“ ins Leben gerufen. Konsumentenberatung und Werbeindustrie waren auch die Instanzen, die das aus der Zwischenkriegszeit stammende Subjekt der „Verbraucherin“ in die mündigen „Konsumentinnen“ und „Konsumenten“ überführten (Ellmeier 2006).

Der Markt der VerkäuferInnen verwandelte sich in den 1960er Jahren in einen der Käufer, die abstrakten „Verbraucherinnen“ und „Verbraucher“ wurden zu „Konsumenten“ und „Konsumentinnen“. Angesichts dieser Entwicklung ging man an die empirische Erforschung des Konsumverhaltens und versuchte soziologische und psychologische Erklärungen für das Handeln der Konsumentinnen und Konsumenten zu finden. Die Konsumentenforschung geriet dabei zwischen widersprüchliche Interessenslagen: einerseits den wirtschaftlichen Zielen der Produzenten, die bei Angebotsüberhang Informationen über die Verhaltensweisen und Wünsche der Käufer benötigten, um ihr Marketing neu justieren zu können; andererseits sollte die Erforschung der psychischen und sozialen Kriterien des Güter- und Dienstleistungskonsums auch kritisch-emanzipatorische Ansprüche bedienen.

Den Zwängen der Konsumgesellschaft überhaupt entkommen wollten

die Hippies und ein Teil der Studenten und Studentinnen. Im Gegensatz zu den Halbstarke lautete ihr Credo in den späten 1960er und 1970er Jahren nicht Konsumhedonismus, sondern Konsumaskese. Mit der Frontstellung gegenüber der „Überflussgesellschaft“ und konsumistischen Lebenseinstellung distanzierten sie sich auch von den ökonomischen Errungenschaften ihrer Eltern und deren scheinbar apolitischen, auf wirtschaftliche Akkumulation fixierten Lebensstil. Obwohl hier Bedürfnislosigkeit zur Schau getragen und insbesondere bei Kleidung und Wohnen Konsumzwänge negiert wurden, reagierte die Wirtschaft rasch und flexibel auf die veränderte Nachfrage. Als neue Konsumtrends wurden zum Beispiel „Casual wear“, die unmodische Bekleidungsmode und „Selbstbaumöbel“ à la IKEA, die der automatisierten industriellen Massenfertigung entstammten, erfunden. Auch damit entstanden distinktive Ausdrucks- und Verständigungsformen für junge Menschen und ein Jugendkult(ur)markt, der das anwachsende Konsumpotenzial dieser Generation bediente.



Abb. 7: IKEA-Katalog von 1981/82

Die konsumkritische Haltung besonders jüngerer Menschen resultierte zweifelsohne auch aus den negativen Folgen, die die industrielle Produktion und der Massenkonsum für Umwelt und Leben brachten. Die „Grünbewegung“ trug dann das „Umweltbewusstsein“ und den Gedanken des „Umweltschutzes“ in eine breitere Öffentlichkeit. In den 1980er und 1990er Jahren wurde

aber immer klarer, dass der Siegeszug des Konsumismus trotz steigendem Umweltbewusstsein und vermehrter Konsumkritik auch und gerade bei jüngeren Menschen nicht mehr aufzuhalten war.

## Literatur

ANDERSEN, Arne

1997 *Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

ARTMANN, H. C.

1958 *Med ana schwoazzn dintn*. Salzburg: Müller.

BANDHAUER-SCHÖFFMANN, Irene und Ela HORNING

1994 „Die Amerikanisierung des Geschmacks. Coca-Cola in Österreich“, *Historicum* (Herbst 1994), 22-28.

1995 „Von der Erbswurst zum Hawaii-Schnitzel. Geschlechtsspezifische Auswirkungen von Hungerkrise und ‘Freßwelle’“, Thomas Albrich u.a. (Hg.): *Österreich in den Fünfzigern*. Innsbruck und Wien: Studienverlag, 11-34.

BÉKÉSI, Sándor

2005 „Lücken im Wohlstand? Einkaufswege und Nahversorgung in Wien nach 1945“, Susanne Breuss (Hg.): *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945* (Ausstellungskatalog). Wien: Cernin, 38-45.

BERNOLD, Monika,

2007 *Das Private sehen. Fernsehfamilie Leitner, mediale Konsumkultur und nationale Identitätskonstruktion in Österreich nach 1955*. Wien et al.: Lit-Verlag.

BISCHOF, Günter und Anton PELINKA (Hg.)

1995 *Austria in the Nineteen Fifties*. New Brunswick und London: Transaction Publisher.

BISCHOF, Günter, Anton PELINKA und Dieter STIEFEL (Hg.)

2000 *The Marshall Plan in Austria*. New Brunswick und London: Transaction Publisher.

BREUSS, Susanne

2005a *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945* (Ausstellungskatalog). Wien: Czernin.

2005b „Jede Frau kann zaubern. Technik, Tempo und Fortschritt in der Küche“, Susanne Breuss (Hg.): *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945* (Ausstellungskatalog). Wien: Czernin: 110-121.

BREUSS, Susanne und Franz X. EDER (Hg.)

2006 *Konsumieren in Österreich - 19. und 20. Jahrhundert*. Wien, Innsbruck und Bozen: Studienverlag.

BUTSCHEK, Felix

1985 *Österreichische Wirtschaft im 20. Jahrhundert*. Wien und Stuttgart: Fischer Verlag.

CYBA, Eva

1995 „Modernisierung im Patriarchat? Zur Situation der Frauen in Arbeit, Bildung und privater Sphäre“, Reinhard Sieder, Heinz Steinert und Emmerich Tálos (Hg.): *Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik: 435-457.

EDER, Franz X.

2003 „Privater Konsum und Haushaltseinkommen im 20. Jahrhundert“, Franz X. Eder et al.: *Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum. Wien im 20. Jahrhundert*. Innsbruck, Wien und München: Studienverlag, 201-285.

EIGNER, Peter und Andrea HELIGE (Hg.)

1999 *Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien und München: Verlag Christian Brandstätter.

ELLMEIER, Andrea

2006 „Mrs. Consumer und Mr. Keynes im Nachkriegsösterreich. Der vergessene Sozialpartner ‚KonsumentIn‘“, Susanne Breuss und Franz X. Eder (Hg.): *Konsumieren in Österreich - 19. und 20. Jahrhundert*, Wien, Innsbruck und Bozen: Studienverlag: 233-256.

FISCHER-KOWALSKI, Marina

1995 „Sozialer Wandel in den 1970er Jahren“, Reinhard Sieder, Heinz Steinert und Emmerich Tálos (Hg.): *Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 200-212.

H., Irene

o.A. *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

HORNUNG, Ela

1990 „‘Sie sind das Glück, sie sind die Göttin’. Glück und Arbeit in bürgerlichen Hauswirtschaftsratgebern“, Monika Bernold et al. (Hg.): *Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private*. Wien: Picus, 105-133.

JUNG, Gernot und Brigitta RICHTER

1999 „Shopping City Süd. Im Spannungsfeld zwischen wirtschaftlichem Erfolg und Konfliktpotential“, *Raum und Ordnung 1*: 13-17.

KARAZMAN-MORAWETZ, Inge

1995 „Arbeit, Konsum und Freizeit im Verhältnis von Arbeit und Reproduktion“, Reinhard Sieder, Heinz Steinert und Emmerich Tálos (Hg.): *Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik: 409-425.

KOS, Wolfgang

1994 „Zukunftsfroh und Muskelstark. Zum öffentlichen Menschenbild der Wiederauf-

baujahre“, Wolfgang Kos (Hg.): *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*. Wien: Sonderzahl-Verlag.

KÜHSCHELM, Oliver

2005 „Selbstbedienung und Supermärkte. Das Versprechen von Zeitersparnis, Wahlfreiheit und unerschöpflicher Fülle“, Susanne Breuss (Hg.): *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945* (Ausstellungskatalog). Wien: Czernin: 46-60.

LASSMANN, Edith

1950 „Wir wollen wohnen nicht bloß hausen“, Mathilde Dutzi et al. (Hg.): *Richtige Haushaltsführung. Aus Praxis und Erfahrung*. Wien: Marathon Edition: 13-30.

LUGER, Kurt

1995 „Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur von 1945 bis 1995“, Reinhard Sieder, Heinz Steinert und Emmerich Tálos (Hg.): *Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik: 497-510.

MATTL, Siegfried

2006 „Konsumtion und Stadtentwicklung“, Susanne Breuss und Franz X. Eder (Hg.): *Konsumieren in Österreich - 19. und 20. Jahrhundert*. Wien, Innsbruck und Bozen: Studienverlag: 86-103.

MEIBL, Gerhard

1999 „Arbeitsort Wien. Die Entwicklung der Wiener Wirtschaft nach 1945 aus dem Blickwinkel der Betriebs- und Arbeitsstättenzählung“, Josef Schmee und Andreas Weigl (Hg.): *Wiener Wirtschaft 1945-1998. Geschichte – Entwicklungslinien – Perspektiven*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 13-37.

SANDGRUBER, Roman

1995 *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wien: Ueberreuter.

SIEGRIST, Hannes

1997 „Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa“, Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka (Hg.): *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*. Frankfurt a. M. und New York: Campus: 13-49.

SORGO, Gabriele

2005 „Koche nur mit Liebe. Die Multifunktionshausfrau“, Susanne Breuss (Hg.): *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945* (Ausstellungskatalog). Wien: Czernin: 75-89.

W., Eva

o.A. *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

WEIGL, Andreas

1999 „Personelle Einkommensentwicklung und -verteilung in Wien 1945-1997“, Josef Schmees und Andreas Weigl (Hg.): *Wiener Wirtschaft 1945-1998. Geschichte – Entwicklungslinien – Perspektiven*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 155-192.

# Die „Saison der Politik“ und eine „heiße Viertelstunde“ – Die Studentenbewegungen in Österreich und Japan

ROLAND DOMENIG

Die Jahre von Mitte bis Ende der 1960er Jahre waren weltweit von Hochschulkämpfen und Universitätskrisen bestimmt. Verglichen mit den Studentenbewegungen<sup>1</sup> in Frankreich, Deutschland oder den Vereinigten Staaten war die Studentenbewegung in Österreich verhältnismäßig schwach, weshalb die Frage, ob „1968“ in Österreich überhaupt stattgefunden hat und welche gesellschaftspolitische Bedeutung die Studentenbewegung hatte, auch 40 Jahre später noch unterschiedlich bewertet wird. Ganz anders Japan. In keinem anderen Land erreichten die Universitätskämpfe ein solches Ausmaß wie dort. Am Höhepunkt der Hochschulauseinandersetzungen 1968/1969 waren mehr als 100 japanische Universitäten aus dem privaten und öffentlichen Bereich von Streiks und Boykottmaßnahmen betroffen. Die Konflikte blieben nicht auf die Hochschulen beschränkt, sondern griffen auch auf zahlreiche Oberschulen über, in denen ebenfalls Barrikaden errichtet und Streiks organisiert wurden.

„Die Studentenbewegung ist eine soziale und politische Bewegung, an der die Teilnehmer nicht aus materiellen Interessen partizipieren. Wenn man die Gruppe der Studenten als ein soziales Stratum begreift, dann findet man dort eine große Variabilität philosophischer und politischer Auffassungen vor, die weder die soziale Herkunft des individuellen Studenten widerspiegelt, noch die Grundlage für eine homogene politische Bewegung schafft. Ihre wissenschaftliche Erkenntnis und ihr jugendlicher Gerechtigkeitsinn jedoch befähigt sie, in Krisenzeiten als Einheit für einen umfassenden sozialen Wandel gegen die reaktionäre herrschende Klasse zu kämpfen.“ (Voss 1976:8)

Dem Vorsitzenden der gesamtjapanischen Studentenvertretung Zengakuren, Kuroha Yoshihisa, zufolge, von dem diese Definition des Phänomens Studentenbewegung aus dem Jahr 1964 stammt, handelt es sich bei der Studentenbe-

---

1 Ich verwende der Diktion des beobachteten Zeitraums folgend durchgehend die Bezeichnung „Studenten“ anstelle der heute üblichen geschlechtsneutralen Bezeichnung „Studierende“. Obwohl der Großteil der studentischen Proteste von Studenten getragen wurde, waren natürlich auch Studentinnen in der Studentenbewegung engagiert.

wegung um eine eindeutig politisch orientierte, breit angelegte Bewegung, die gesellschaftliche Veränderungen anstrebt. Nach Habermas wird dieses politische Engagement der Studenten dadurch gefördert, dass die Universität selbst Agentur des sozialen Wandels ist und allein der Umstand, einer Universität anzugehören, bereits zur Parteinahme gegen den Traditionalismus der überkommenen Gesellschaftsstrukturen beiträgt (Voss 1976:12).

Die genannten Charakteristika einer Studentenbewegung sind für alle ideologischen Richtungen – von konservativ-traditionalistisch bis kommunistisch – gleichermaßen zutreffend. In Japan und vermutlich auch in Österreich kann man von einer Bewegung der konservativen bis ultrarechten Studenten jedoch nicht sprechen. Diese waren zwar in einzelnen Gruppen straff organisiert, verfügten aber über keine Massenbasis innerhalb der Studentenschaft. Das politische Geschehen, so es von Studenten beeinflusst war, war von einer eindeutig linken Studentenbewegung geprägt.

Die Gründe bzw. auslösenden Momente für studentischen Protest in den einzelnen Ländern und an den einzelnen Hochschulen waren außerordentlich vielschichtig: die Ausbildungssituation an den Universitäten, Fragen der studentischen Mitbestimmung, Gebührenerhöhungen, Veruntreuung von Universitätsgeldern, Vergangenheitsbewältigung, die akademisch-industrielle Kooperation, die Verlegung des Uni-Campus oder die schlechten Studienbedingungen allgemein.

So vielfältig wie die Auslöser für Studentenproteste sind die möglichen Erklärungsansätze für den studentischen Protest: Soziologische Ansätze heben die Auswirkungen von Organisationsmerkmalen wie Statusinkonsistenz auf das studentische Verhalten und Sozialisationsprozesse hervor, sozialpsychologische Ansätze stellen Generationskonflikt und Identitätskrise in den Mittelpunkt, politologische Ansätze wiederum untersuchen studentisches Revoltieren als Regelverletzung des politischen Systems. Erklärungsversuche der Studenten selbst zielen in der Regel auf den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang ab und betonen die politische Dimension ihres Handelns. Unverkennbar ist – zumindest in Japan – auch der Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Wachstum. Das steigende Wirtschaftswachstum ging mit einer raschen Ausweitung des tertiären Bildungssektors und einer ebenso rasch steigenden Zahl von Universitätsstudenten einher. Eine höhere Bildung war nicht mehr nur einer kleinen Bildungselite vorbehalten, sondern wurde zu einem wichtigen Merkmal der Intergenerationenmobilität. Vor allem für die Mittelschicht war höhere Bildung ein unverzichtbares Mittel für sozialen Aufstieg. Während das hohe Wirtschaftswachstum auf der einen Seite für die immer größere Zahl von Studenten mitverantwortlich war und viele junge Menschen nur aufgrund des damit einhergehenden steigenden Wohlstandes studieren konnten, richteten

sich die Studentenproteste auf der anderen Seite gegen die „Economy first“-Politik, die die sozioökonomischen Bedingungen bestimmten. Die Studenten kritisierten in diesem Zusammenhang den „Fetisch Wachstum“ und die damit verbundenen ökologischen Probleme. Ganz allgemein übten die Studentenproteste weltweit massive Kritik am kapitalistischen System und stellten das Primat der Wirtschaft in Frage.

Im Folgenden möchte ich auf konkrete Beispiele eingehen, in welcher Form sich die Studentenproteste in Österreich und Japan äußerten. Aus praktischen Gründen werde ich mich dabei hauptsächlich auf das Jahr 1968 konzentrieren, das zum Synonym für die studentischen Protestbewegungen geworden ist. Aufgrund des vorgegebenen Rahmens können die Ausführungen jedoch nicht mehr als cursorisch bleiben.

## **1. Die Studentenbewegung in Österreich**

Die österreichischen Universitäten waren nach 1945 fest in katholisch-konservativer bzw. in deutschnationaler Hand. Die dem Österreichischen Cartellverband (ÖCV) nahe stehenden Studentenwahlplattformen erreichten bei den Universitätswahlen regelmäßig an die 50% und mehr; der Ring Freiheitlicher Studenten (RFS), der die schlagenden Burschenschaften und ihre Sympathisanten vertrat, wurde von rund einem Drittel der Studenten gewählt. Die Linke hingegen hatte an den Universitäten wenig zu sagen. Das hing zum einen mit dem existierenden sozialen Numerus clausus zusammen – die Universitäten waren nicht zuletzt aufgrund von Studiengebühren und ungenügender Stipendienregelungen nach wie vor Kadernschmieden des Bürgertums –, zum anderen mit Kontinuitäten auf Seiten der Lehrenden. Die Entnazifizierung wurde an vielen Universitäten in den 1950er Jahren wieder zurückgenommen, während Emigranten oder Professoren mit liberaler oder linker Einstellung praktisch keine Chance auf einen Lehrstuhl hatten (Ebner und Vocelka 1998:24). Bei den ersten Hochschülerschaftswahlen nach dem Krieg kamen sozialistische und kommunistische Studenten auf knapp ein Viertel der Stimmen, allerdings waren damals die deutschnationalen Kräfte noch nicht zugelassen. Später kam der Verband Sozialistischer Studenten Österreichs (VSSStÖ) auf nie mehr als 10–15%; die als Verband Demokratischer Studenten (VdS) antretenden Kommunisten erzielten, wenn sie überhaupt antraten, selten mehr als 1% (Ebner und Vocelka 1998:24).

Kontinuität kennzeichnete die österreichischen Universitäten auch in den 1960er Jahren. Diese zeigte sich vor allem darin, dass studentische Politik stark von den politischen Parteien beherrscht war. Die im Rahmen der Hochschülerschaft, der gesamtuniversitär organisierten studentischen Repräsenta-

tion, praktizierte studentische Politik wurde bis Mitte der 1960er Jahre entweder von der von ÖVP und insbesondere vom Cartellverband kontrollierten Mehrheitsgruppe Wahlblock, vom von der FPÖ kontrollierten Ring Freieiliger Studenten oder vom von der SPÖ kontrollierten Verband Sozialistischer Studenten Österreichs betrieben. Andere Gruppierungen, wie etwa der Kommunistische Studentenverband, spielten so gut wie keine Rolle. Das Drei-Parteien-System auf der Makroebene fand eine vollständige Entsprechung auf der studentischen Ebene, allerdings mit anderen Stärkeverhältnissen: Die sozialistischen Studenten waren verhältnismäßig schwach, die beiden bürgerlichen Fraktionen deutlich stärker als die entsprechenden politischen Parteien. Bereits vor der Studentenbewegung funktionierten die studentischen Fraktionen als Karriereschienen für den Aufstieg in den jeweiligen Parteien (Pelinka 1998:149).

### **Der Fall Borodajkewycz**

Doch gerade der notorisch schwache und in interne Fraktionskämpfe verstrickte VSSStÖ brachte den größten Universitätsskandal der österreichischen Nachkriegsgeschichte ins Rollen, in dessen Zentrum Taras Borodajkewycz, Professor für Handelsgeschichte an der Hochschule für Welthandel (der heutigen Wirtschaftsuniversität), stand. Borodajkewycz, der bereits vor dem Anschluss Mitglied der NSDAP war und nach dem Krieg als Vermittler zwischen der ÖVP und ehemaligen Nazigrößen fungierte, trug seine Sympathien für das NS-Regime offen zur Schau und ließ in seinen Vorlesungen immer wieder antisemitische Bemerkungen fallen. Zu einem ersten Skandal kam es 1962, als Heinz Fischer, der spätere österreichische Bundespräsident, in Artikeln in der *Arbeiterzeitung* und im *Forum* Borodajkewycz wegen seiner fragwürdigen Vorlesungspraxis auf Grundlage von genauen Mitschriften eines Studenten angriff. Weil er die Quelle der von ihm geäußerten Anschuldigungen nicht nennen wollte – es handelte sich um den späteren Verkehrs- und Finanzminister Ferdinand Lacina, dessen Studienabschluss durch eine Offenlegung möglicherweise gefährdet gewesen wäre –, wurde Fischer in einem von Borodajkewycz angestregten Presseprozess wegen Ehrenbeleidigung zu einer Geldstrafe verurteilt. Borodajkewycz fühlte sich durch das Gerichtsurteil in seinen Ansichten bestätigt und sah keine Veranlassung, in seinen Vorlesungen auf antisemitische Äußerungen zu verzichten. In der Folge waren seine mündlichen und schriftlichen Äußerungen immer wieder Thema von parlamentarischen Anfragen (Ebner und Vocelka 1998:24).

Zum Wendepunkt in der Affäre wurde eine vom VSSStÖ am 23. März 1965 veranstaltete Pressekonferenz, die dazu führte, dass der Fall Borodajkewycz

weitere Kreise der Öffentlichkeit erreichte. Vor allem die überparteiliche Österreichische Widerstandsbewegung und die Tageszeitungen *Kurier* und *Neues Österreich* machten nun Front gegen Borodajkewycz. Eine von der Österreichischen Widerstandsbewegung am 29. März 1965 organisierte Kundgebung in Wien wurde von Studenten des Rings Freiheitlicher Studenten gestört. Bei einer weiteren Demonstration gegen Borodajkewycz zwei Tage später traten erneut gewalttätige rechte Studenten in Erscheinung, die bei der Oper Exemplare des *Kurier*, der gegen Borodajkewycz Stellung bezogen hatte, auf einem Scheiterhaufen verbrannten. Wenig später kam es beim Hotel Sacher zu Handgreiflichkeiten. Der KZ-Überlebende und ehemalige Widerstandskämpfer Ernst Kirchweger wurde von einem neonazistischen Studenten attackiert und so schwer verletzt, dass der kommunistische Pensionist drei Tage später seinen Verletzungen erlag. Kirchweger gilt als das erste Todesopfer politischer Gewalt in der Zweiten Republik, und sein Begräbnis am 8. April 1965 wurde zur größten antifaschistischen Kundgebung seit 1945.

Noch im April 1965 wurde das Ehrenbeleidigungsverfahren gegen Heinz Fischer wieder aufgenommen. Auf Grund der Aussage von Lacina, der mittlerweile sein Studium abgeschlossen hatte, wurde das Urteil gegen Fischer aufgehoben und Borodajkewicz' Berufung abgewiesen. Schließlich wurde Borodajkewycz – nach langem Widerstand des zuständigen ÖVP-Unterrichtsbürochefs Theodor Piffel-Perčević – im Mai 1966 bei vollen Bezügen zwangsweise pensioniert<sup>2</sup>.

Für die österreichischen Hochschulen hätte die Ermordung von Kirchweger ähnliche Folgen haben können wie die Ermordung von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 für die deutschen Universitäten. Im Gegensatz zu Deutschland jedoch, wo es 1967 zu einer Ausbreitung und Radikalisierung der Studentenbewegung kam, entwickelte sich in Österreich keine autonome Studentenbewegung. Es gab nicht einmal einen stärkeren Zulauf zur studentischen Linken; bei den nächsten Hochschülerschaftswahlen konnte im Gegenteil der Ring Freiheitlicher Studenten seine Position weiter ausbauen (Ebner und Vöckel 1998:25).

## Das Jahr 1968

Das Jahr 1968, in dem weltweit die Studentenunruhen ihren Höhepunkt erreichten, verlief in Österreich ziemlich friedlich. Zwar blieb in Österreich zumindest Wien von den internationalen Entwicklungen nicht ganz verschont, doch während in Deutschland, Frankreich oder auch Japan Pflastersteine flo-

---

2 Für eine genaue Darstellung des Falls Borodajkewycz siehe Fischer 1966.

gen, tickten die Uhren in Österreich anders.<sup>3</sup> Am 13. Februar 1968 fanden sich 1.200 Personen vor dem Amerika-Haus ein, um gegen den Krieg in Vietnam zu protestieren. Am 22. Februar konnten die Polizeikräfte einen Sitzstreik auf der Rampe zur Oper und die Blockade des Kärntnerrings gerade noch verhindern, nicht aber, dass während der Eröffnungspolnaise des Opernballs Flugblätter auf die Tänzer niedergingen, in denen der Krieg der USA in Vietnam angeklagt wurde. Am 11. April, dem Tag des Attentats auf den deutschen Studentenführer Rudi Dutschke, brannten in der Bundesrepublik Deutschland Pakete mit Zeitungen aus dem Springer-Verlag, dessen Kampagne gegen die Studentenbewegung erhebliche Mitschuld an der Gewalttat hatte. In Österreich begnügte man sich mit einem Protestmarsch zur Redaktion der *Hörzu*. Am 25. April kam es an der Universität Wien zu einem Sitzstreik, als der Rektor die Tore schließen ließ, um durch strikte Ausweiskontrollen die Aktivitäten von „Aktionskomitees“ zu unterbinden.

Beim Maiaufmarsch am 1. Mai erreichte der politische Konflikt zwischen dem linken Flügel des VSSStÖ und der SPÖ einen Höhepunkt, als Vertreter der studentischen Linken, die gemeinsam mit Arbeiterinnen und Arbeitern von Elin gegen geplante Kündigungen im Wiener Elin-Werk demonstrierten, mit Zwischenrufen die Rede des Wiener Bürgermeisters Bruno Marek störten. Im weiteren Verlauf kam es auf dem Rathausplatz zu Tumulten zwischen den Demonstranten und den Teilnehmern des dort stattfindenden Blasmusikfestes der SPÖ, die durch das Eingreifen der Polizei beendet wurde, wobei mehrere Studenten von der Polizei verprügelt wurden. Der Publizist Günter Nenning, der im *Neuen Forum* Unterstützungserklärungen für die Studenten veröffentlicht hatte, wurde daraufhin vom Parteivorsitzenden der SPÖ und späteren Bundeskanzler, Bruno Kreisky, als „Wurstel“ bezeichnet (Pelinka 1998:149).

Nach dem als „Blasmusikrummel“ bekannt gewordenen Zwischenfall am 1. Mai konstituierte sich aus ausgetretenen oder ausgeschlossenen Mitgliedern des VSSStÖ sowie Mitgliedern der Kommune Wien der Sozialistische Österreichische Studentenbund (SÖS). Im Anschluss an ein Teach-In des SÖS am 19. Mai mit dem iranischen Publizisten Bahman Nirumand, der großen Einfluss auf den Internationalismus der Studentenbewegung hatte, zum Thema „Weltrevolution und internationale Reaktion“ kam es zur Besetzung des Hörsaals sowie zu Auseinandersetzungen mit RFS-Studenten. Bevor der SÖS, gegen den das Innenministerium einen Untersagungsbescheid erlassen hatte, am 14. Juni per Flugzettel seine Selbstaflösung bekannt gab, organisierte er am 7. Juni die Uni-Aktion „Kunst und Revolution“, die in Österreich heute noch am stärksten mit dem Jahr 1968 assoziiert wird.

3 Die folgenden Ausführungen beruhen auf der Zeittafel in Forum Politische Bildung 1998:158–160.

Es ist durchaus bezeichnend, dass in Wien nicht blutige Straßenkämpfe den Höhepunkt der Auseinandersetzungen darstellten, sondern eine Kunstaktion der Wiener Aktionisten. In Österreich gab es lediglich eine „zahme Revolution“ – so der Titel eines Buches von Paulus Ebner und Karl Vocelka über das Jahr 1968 und seine Bedeutung für Österreich (Ebner und Vocelka 1998). Noch pointierter formulierte es der Publizist Fritz Keller, der die heimischen Proteste als „heiße Viertelstunde“ bezeichnete (Keller 1983), so lange jenes Kunst-Happening dauerte, das als „Uni-Ferkelei“ in die Annalen einging.

### **Die „Uni-Ferkelei“ – Kunst und Revolution**

Am 7. Juni 1968 veranstalteten Günter Brus, Otto Mühl, Hermann Nitsch, Oswald Wiener, Peter Weibel, Valie Export und andere Vertreter des Wiener Aktionismus im Hörsaal 1 des Neuen Institutsgebäudes der Universität Wien vor rund 300 Zuschauern eine Aktion mit dem Titel „Kunst und Revolution“. Ob es sich bei der Aktion um Kunst handelte oder – wie es die Presse titulierte – eine Ferkelei, darüber schieden sich die Geister, revolutionär war die Aktion allemal. Peter Weibel erinnert sich an die Aktion folgendermaßen:

„In den letzten Minuten hatte sich Brus bereits ausgezogen und stand schon nackt auf dem Pult, als Weibel dieses verließ. Während Wiener über ein drahtloses Mikrophon seinen Vortrag hielt, schi Brus auf den Boden des Hörsaals, verschmierte sich den Scheißdreck am Leib, stach mit seinen Fingern den Ösophagus hinab, würgte, erbrach, sang zum Scheien die Bundeshymne, urinierte, onanierte – ein unerhörtes Klima, Augenblicke der Panik und Vernichtung, wo das Bewußtsein zu kollabieren drohte, weil das Gehirn die Verarbeitung der ihm zugetragenen Informationen verweigerte, minutenlang, bis zu dem Moment, wo Mühl unprogrammgem mit seinen Mitarbeitern aufs Podium kam und ebenfalls seine Aktionen begann; durch den Lärm des ausgepeitschten Laurids wurden Wieners Sätze unhörbar, der jedoch unbeirrt in seinem Vortrag fortfuhr.“ (Weibel und Export 1970:262–263)

Die von der Boulevardpresse aufgeschreckte Öffentlichkeit tobte ob der „Uni-Ferkelei“, und die sterreichische Justiz antwortete auf den Skandal mit mehrmonatigen Gefängnisstrafen für Günter Brus und Otto Mhl. Der umstrittene Gerichtsgutachter und Psychiater Heinrich Gross, der für Tötungen am Spiegelgrund während der NS-Zeit verantwortlich gemacht wurde, wurde dabei

vom Gericht beauftragt, Gutachten über die Aktionisten zu erstellen.<sup>4</sup>

Die Aktion, die in Österreich den Höhepunkt von „1968“ darstellte, provozierte zwar einen Mediensturm der Entrüstung, im Vergleich zu den sozialrevolutionären Aktionen in den USA, in Frankreich, Deutschland, Mexiko oder Japan im selben Jahr blieb sie jedoch nicht viel mehr als eine nebensächliche Episode. Gerade an dieser Aktion zeigte sich Jutta Landa zufolge die Unzulänglichkeit des Wiener Aktionismus als gesellschaftsveränderndes Instrument, denn die im Happening angestrebte Provokation von Kreativität, durchgeführt mit Hilfe verschiedener Techniken der Erwartungsenttäuschung und Erkenntnisverunsicherung, seien krass überzogen worden. Statt Erkenntnisverunsicherung erfolgte die Festigung der unerwünschten konservativen öffentlichen Meinung (Landa 1988:50).

## **Die Folgen der Studentenbewegung**

Zu den unmittelbaren Folgen der Studentenbewegung in Österreich gehören die von der SPÖ-Regierung unter Bruno Kreisky Anfang der 1970er Jahre eingeleiteten Reformen des österreichischen Bildungssystems. Eine der Hauptforderungen der Studentenbewegung war eine Öffnung der Universitäten – sowohl eine Öffnung der Entscheidungsstrukturen also auch eine soziale Öffnung. Die von Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg ausgearbeitete Hochschulreform und das Universitätsorganisationsgesetz von 1975 brachten eine Demokratisierung der Universitäten und einen Durchbruch zur universitären Mitbestimmung der Studenten und des Mittelbaus durch Einführung einer Drittel-Parität in wichtigen Entscheidungsgremien.

Neben der Hochschulreform waren die primären Folgen der Studentenbewegung von 1968 in Österreich im Vergleich etwa zur Bundesrepublik Deutschland, zu Frankreich oder den USA sicherlich von geringerer Bedeutung, sie zeitigte jedoch eine Reihe wichtiger sekundärer Folgen.

Zunächst bewirkte die Studentenbewegung von 1968 eine massive Entfremdung zwischen Studenten und den politischen Parteien. Die politische Landschaft auf studentischer Ebene begann unberechenbar zu werden und damit ihre Nützlichkeit für die Parteien zu verlieren. Bis etwa 1968 erfüllten die jeweiligen studentischen Fraktionen eine wichtige Funktion als Karriereschienen für den Aufstieg in die jeweiligen Parteien, und eine Reihe bedeutender Politiker, wie etwa Heinz Fischer und Karl Blecha (VSSStÖ), Alois Mock und Heinrich Neisser (Wahlblock) oder Alexander Götz (RFS) begannen ihre politische Karrieren in den studentischen Vertretungen. Nach 1968 riss jedoch

---

4 Eine detaillierte Diskussion der Aktion und ihrer Bedeutung findet sich in Jahraus 2000.

die Karriereleiter studentischer Politik direkt in die Führungsetagen des politischen Systems nahezu ab (Pelinka 1998:150).

Gleichzeitig trug die Studentenbewegung in Österreich maßgeblich zum „linken Zeitgeist“ der 1970er Jahre sowie zur Hegemonie der Sozialdemokratie bei. Der SPÖ unter Bruno Kreisky gelang es, im Wettbewerb mit den anderen Parteien die Studentenbewegung thematisch für sich zu nützen. Laut dem Politologen Anton Pelinka gehörte, nicht zuletzt als Konzession an den Geist der Studentenbewegung, von Beginn an auch die Jugend zum additiven Pluralismus der SPÖ, was sich nicht zuletzt darin zeigte, dass 1970 mit Hannes Androsch ein erst 32jähriger zum Finanzminister ernannt wurde (Pelinka 1998:150–151).

Die Studentenbewegung der späten 1960er Jahre kann aufgrund ihrer Positionierung und Dynamik keinem der politischen Lager zugeschrieben werden. Sie brachte vielmehr Bewegung in das gesamte politische System. In gewisser Weise war die Studentenbewegung eine Vorbotin der Zersplitterung des Parteiensystems. Als eine der wirksamsten Kräfte für diese Zersplitterung des Parteiensystems erwies sich die Etablierung einer vierten Partei, die der Grünen oder Grün-Alternativen, die in gewisser Weise die Anliegen der Studentenbewegung weiterführte. Pelinka zufolge könne an diversen politischen Karrieren nachvollzogen werden, dass die Karrieren direkt bzw. indirekt von der Studentenbewegung, zumeist über eine persönlich enttäuschende Zwischenstufe bei der Sozialdemokratie und/oder anderen linken Gruppierungen, zu den Grünen führte (Pelinka 1998:155–156).

Die Grünen bauten auf mehreren neuen sozialer Bewegungen auf, die von der Studentenbewegung ausgingen und in den 1970er Jahren das österreichische Gesellschaftssystem nachhaltig veränderten. Zu nennen sind die Friedensbewegung, die mit dem Anti-Bundesheer Volksbegehren von 1970 neuen Zulauf erfuhr, die Frauenbewegung, die u.a. die gesetzliche Verankerung der Fristenlösung 1973 durchsetzen konnte, sowie die Ökologiebewegung, die im Umweltschutzbereich tätig war und sich für die Armen dieser Welt und gegen die globale Ausbeutung engagierte.

Als vielleicht wichtigste Konsequenz der Studentenbewegung sieht Pelinka die Internationalisierung in Form einer „Entaustriifizierung“ an. Die Studentenbewegung erfüllte demnach eine Katalysator-Funktion für eine Öffnung Österreichs und eine Europäisierung, die bis dahin in Österreich relativ schwach war. Die Studentenbewegung habe deutlich gemacht, dass Österreich keine „Insel der Seligen“ ist und dass das, was in Europa und in der Welt passiert, sich – wenn auch verspätet und in abgeschwächter Form – gesellschaftlich auch in Österreich niederschlägt (Pelinka 1998:155–156).

## 2. Die Studentenbewegung in Japan

Den Beginn der japanischen Studentenbewegung kann man mit der Gründung von studentischen Selbstverwaltungsräten (*gakusei jichikai*) in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg ansetzen, zu deren Hauptaufgaben es zunächst gehörte, die Versorgung der Studenten in der wirtschaftlich schweren unmittelbaren Nachkriegszeit zu gewährleisten. Viele Studenten identifizieren sich stark mit der Kommunistischen Partei Japans (KPJ), die vor und während des Krieges verboten war und als einzige Partei gegen Japans Engagement im Zweiten Weltkrieg auftrat. Der 1948 gegründete Gesamtjapanische Dachverband der studentischen Selbstverwaltungsräte (Zengakuren) stand anfangs ebenfalls stark unter dem Einfluss der Kommunistischen Partei Japans, der politische Richtungswechsel der KPJ, die beim 6. Parteitag 1955 dem bisher verfolgten bewaffneten Kampf abschwor, sowie die Stalin-Kritik von 1956 führten jedoch zur Loslösung von der KPJ und zur Abspaltung der so genannten Neuen Linken, die fortan die Richtung von Zengakuren bestimmte. Ab den späten 1950er Jahren, vor allem aber seit Mitte der 1960er Jahre, kam es immer wieder zu Abspaltungen einzelner Gruppierungen, sodass der einst einheitliche Zengakuren in weit über 100 Splittergruppen zerfiel.<sup>5</sup>

Wichtige Bewährungsproben für die japanische Studentenbewegung waren 1958 die Massenproteste gegen die Erweiterung des Polizeibefugnisgesetzes (Keisatsukan shokumu shikkō hō) sowie 1960 die Protestbewegung gegen die Unterzeichnung des Amerikanisch-Japanischen Sicherheitsvertrages (Anzen hoshō jōyaku). Bei Zusammenstößen von Anpo-Gegnern und der Bereitschaftspolizei am 15. Juni 1960, wenige Tage vor Inkrafttreten des Sicherheitsabkommens, kam eine Studentin der Tōkyō Universität, Kanba Michiko, ums Leben. Ihr Tod hatte eine vergleichbare Bedeutung für Japan wie der Tod von Ernst Kirchweger für Österreich.

Das Scheitern der Anpo-Protestbewegung führte zu einer Phase der Neuorientierung von Zengakuren; die Übernahme der Führung durch eine Dreifraktion-Allianz (*sanpa rengō*) im Juli 1962 führte jedoch zu einer neuerlichen Politisierung der Studentenbewegung, die sich in den Hochschulkämpfen ab 1965 weiter fortsetzte. Die Studentenbewegung der 1960er Jahre war gekennzeichnet durch eine immer weiter fortschreitende Zersplitterung in sich zum Teil erbittert bekämpfende Fraktionen.<sup>6</sup> Im Zentrum der Hochschulkämpfe

5 Einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der japanischen Studentenbewegung von 1945 bis zu den Anpo-Protesten 1960 gibt Yamanaka 1961; eine detaillierte Darstellung der japanischen Studentenbewegung findet sich in der achtbändigen Dokumentensammlung von San'ichi Shobō Henshū-bu 1968–70. Auf Deutsch liegen die sehr brauchbaren Darstellungen von Seiffert 1969 und Voss 1976 vor.

6 Steinhoff 1984 analysiert die Gründe für die starke Zersplitterung der japanischen Studentenbewegung

stand deshalb nicht mehr wie bis in die 1960er Jahre der zentralistische nationale Studentenverband Zengakuren, sondern die spontan an den Universitäten gegründeten überfraktionellen Allgemeinen Universitätskampfkomitees (*zenkyōtō*).

Den Höhepunkt der japanischen Studentenproteste im Jahr 1968 stellten die Hochschulkämpfe an der Nihon Universität und an der Tōkyō Universität dar, die in Japan am stärksten mit dem Jahr 1968 assoziiert werden und im Folgenden genauer untersucht werden sollen.<sup>7</sup>

### **Der Hochschulkampf an der Nihon Universität (*Nichidai tōsō*)**

Nachdem es seit 1965 bereits an einer Zahl meist privater Universitäten wie der Keiō-Universität, der Waseda-Universität und der Meiji-Universität zu Streiks und Studentenprotesten gekommen war, kam es im Mai 1968 auch an der Nihon Universität, der mit über 100.000 Studenten mit Abstand größten Universität in Japan, zu studentischen Protesten. Während die Tōkyō Universität (Tōdai) als Ausbildungsstätte für die Eliten des Staatsapparats, der Justiz und Wirtschaft sowie der Wissenschaft an der Spitze der japanischen Hochschulpyramide stand, war die Nihon Universität (Nichidai) eine typische Massenuniversität und Ausbildungsstätte für untere und mittlere Angestelltenberufe. Da die Fakultäten und Institute der Nihon Universität über das gesamte Stadtgebiet von Tōkyō und darüber hinaus verstreut lagen, bestand für die Studenten schon deshalb wenig Möglichkeit, gemeinsam die Probleme ihrer Massenausbildungssituation anzugehen. Zudem wurde die Nihon Universität von konservativen und rechten Studentengruppen dominiert. Diese waren hauptsächlich in den universitären Sportclubs organisiert und erhielten von der Universitätsleitung finanzielle sowie sonstige Unterstützung. Der Präsident der Nichidai, Furuta Jūjirō, ein persönlicher Freund von Premierminister Satō, war sehr eng mit Regierung und Wirtschaft verbunden. Die studentischen Selbstverwaltungsräte wurden von der Universitätsleitung kontrolliert, die Studentenzeitungen unterlagen einer strengen Zensur und jedweder progressive Vorstoß linker Studenten wurde im Keim erstickt. Die Studenten der rechten Sportclubs hingegen übernahmen die Funktion einer „Campus-Polizei“ zum Schutz der Universitätsleitung. Auch die Kooperation zwischen Hochschulpitze und dem staatlichen Polizeiapparat funktionierte ausgezeichnet. Demonstranten wurden unverzüglich angezeigt und damit ausgeschaltet.

---

und die Bedeutung der ideologischen Abgrenzung zwischen den Studentengruppen.

7 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Dokumentationen in Nihon Daigaku Bunrigakubu Tōsō linkai Shoki-kyoku 1969 für die Nihon Universität und Tōdai Zengaku Kyōtō Kaigi 1969 für die Tōkyō Universität sowie Voss 1976.

Aus diesem Grund konnten linke Studentengruppen an der Nichidai kaum Fuß fassen. Die meisten Studenten fühlten sich angesichts der repressiven Situation ohnmächtig und hilflos. Umso erstaunlicher war, dass 1968 auch die Nichidai von heftigen Studentenprotesten betroffen war.

Den Anlass bot die Aufdeckung eines Finanzskandals im Zuge einer Überprüfung der Finanzgebahrung der Universität durch die Finanzbehörden, die eine doppelte Buchhaltung, die Veruntreuung von Universitätsgeldern in Milliardenhöhe, Bestechungsgelder von Eltern, deren Kinder die Aufnahmeprüfung nicht bestanden hatten, sowie Steuerhinterziehung ans Licht förderte.

Der konservativen Tradition der Universität entsprechend, lehnte die Universitätsleitung eine Rechtfertigung den Studenten gegenüber ab. Am 22. und 23. Mai 1968 fanden sich 200–300 Studenten zu kleineren Demonstrationen zusammen und forderten eine Erklärung zu den Unterschlagungen. Gleichzeitig prangerten sie die katastrophale Ausbildungssituation an der Nichidai an. Um die aufkeimenden Proteste zu zerschlagen, setzte die Universitätsleitung Studenten der Leichtathletik-Clubs ein, die auf die Demonstranten einschlugen, und bestrafte mehrere an den Demonstrationen beteiligte Studenten. Diese Vorkommnisse trugen dazu bei, dass wenige Tage später ein Allgemeines Universitätskampfkomitee (Nihon Daigaku Zengaku Kyōtō Kaigi, kurz Nichidai Zenkyōtō) gegründet wurde, das u.a. ein so genanntes *taishū dankō* forderte, d.h. Massenverhandlungen, in denen die Universitätsverantwortlichen sich der Studentenschaft stellen und mit dieser über die Unterschlagungen und den Zustand der Universität diskutieren sollte. Die Universitätsleitung ging auf dieses Anliegen freilich nicht ein, sondern setzte erneut Schlägertrupps zur Auflösung der Studentenproteste ein. Als sich am 4. Juni rund 8.000 Studenten zu einem Sit-in (*suwarikomi*) versammelten, wurden sie von einem Dach aus von Sportclubstudenten mit Steinen und Flaschen beworfen.

Da die Protestbewegung jedoch täglich stärker wurde, nahm die Universitätsleitung am 6. Juni die ausgesprochenen Bestrafungen zurück und deutete Bereitschaft zu Massenverhandlungen an. In Erwartung dieser Verhandlungen fanden sich am 11. Juni über 10.000 Studenten zusammen, die aber wie bisher von rechten Sportclub-Schlägertrupps überfallen wurden. Der blutige Kampf sollte durch die auf den Campus gerufene Bereitschaftspolizei geschlichtet werden, bevor die Polizisten jedoch eingriffen, sahen sie rund eine Stunde lang tatenlos den Brutalitäten der rechten Schlägertrupps zu. Hatten die Zenkyōtō-Studenten das Eintreffen der Polizei zunächst beklatscht, weil sie von dieser Hilfe erwarteten, so wurden sie durch deren Verhalten Zeuge des perfekt funktionierenden Zusammenspiels zwischen Universitätsleitung und Staatsmacht. Das Verhalten der Polizei war maßgeblich für die weitere Radikalisierung der Zenkyōtō-Studenten verantwortlich.

Am 12. Juni besetzten diese mehrere Universitätsgebäude und errichteten Barrikaden. Bis zum 8. Juli weiteten sich die Streiks auf alle Fakultäten der Nichidai aus. Nach zähen Verhandlungen erklärte sich Universitätspräsident Furuta schließlich bereit, am 4. August mit den Studenten in Massenverhandlungen einzutreten, das versprochene Treffen wurde von der Universitätsleitung jedoch wieder abgesagt. Stattdessen rief die Universitätsleitung erneut die Bereitschaftspolizei auf den Campus, um die besetzten Gebäude zu räumen. In den darauf folgenden Wochen wechselten sich Räumungen mit unmittelbar danach folgenden Wiederbesetzungen der Gebäude ab. Zudem gab es Massenkundgebungen von Studenten, die den Druck auf die Universitätsleitung erhöhten.

Am 30. September sah sich Furuta aufgrund der Ereignisse gezwungen, an einem *taishū dankō* teilzunehmen und vor versammelter Studentenschaft Selbstkritik zu üben. Neben der erzwungenen Selbstkritik blieb Furuta nichts anderes übrig, als den Forderungen der Studenten nachgeben. Zu einer Verwirklichung seiner Zusagen kam es allerdings nicht, denn nach Intervention von Premierminister Satō wurde die Einlösung der Forderungen ausgesetzt. Die Studenten antworteten mit Demonstrationen, Streiks und Barrikaden auf den neuerlichen Wortbruch der Universitätsspitze. Am 31. Oktober erklärte Furuta alle gegebenen Versprechen für hinfällig und leitete gleichzeitig Strafverfahren gegen Zenkyōtō-Studenten ein.

Im November spitzten sich die Ereignisse abermals zu. Am 8. November überfiel ein 400-köpfiger Schlägertrupp der Kantō-gun, einer ultrarechten Vereinigung, die besetzte Kunstfakultät der Nichidai in Ekota und ging mit Knüppeln, Schlagringen und Kendō-Schwertern gegen die studentischen Besetzer vor, ohne dass die benachrichtigte Polizei eingriff.

Streiks und Barrikaden wurden an der Nichidai zwar bis zum Jänner 1969 fortgesetzt, danach aber mit Polizeigewalt bis zum 18. Februar 1969 sukzessive zerschlagen. Die Bilanz des „Nichidai-Kampfes“ (*Nichidai tōsō*) war für die beteiligten Studenten verheerend: 1.608 Studenten waren verhaftet, jedoch keine einzige der aufgestellten Forderungen erfüllt worden.

### **Der Hochschulkampf an der Tōkyō Universität (*Tōdai tōsō*)**

Noch spektakulärer als die Studentenproteste an der Nihon Universität gingen die Proteste an der Tōkyō-Universität, der Eliteeinrichtung unter den japanischen Hochschulen, zu Ende.

Anlass waren in diesem Fall die Ausbildungsbedingungen der Medizin-Studenten, die nach Beendigung ihres Studiums eine mehrjährige unbezahlte Medizinalzeit an der Universitätsklinik ableisten mussten, ehe sie sich als

Ärzte niederlassen durften. Im Dezember 1967 wurden vom zuständigen Gesundheitsministerium zwar Änderungen an dem System vorgenommen, die Studenten mussten jedoch nach wie vor eine nur gering entlohnte zweijährige Medizinalassistentenzeit ableisten, um eine Ärzte-Zulassung zu erhalten. Aus diesem Grund beschloss die Medizinische Fakultät im Januar 1968 einen Streik sowie einen Boykott der anstehenden Abschlussprüfungen.

Am 19. Februar trieb ein Vorfall die Kontroverse auf die Spitze. Als Vertreter der Studenten den Krankenhausdirektor sprechen wollten, wurden sie von dessen Assistenten schroff abgewiesen und es kam zu einem Handgemenge. Am 11. März wurden aufgrund dieses Vorfalls siebzehn Studenten von der Fakultätsleitung bestraft, darunter ein Student, der sich am besagten Tag nachweislich nicht in Tōkyō aufgehalten hatte. Trotz des offensichtlichen Fehlers wurde die Bestrafung des Studenten nicht rückgängig gemacht. War der Konflikt bis zu diesem Zeitpunkt auf die Mediziner beschränkt, so führte dieser Vorfall zu einer Solidarisierung unter den Studenten und zu Protesten auf dem gesamten Campus.

Nachdem sich abzeichnete, dass die neue Ausbildungsordnung für Medizinalassistenten Gesetz werden sollte, ohne dass auch nur ein einziger Kritikpunkt der Studenten berücksichtigt worden war, beschloss die Fakultät, das Audi-Max der Universität in der Yasuda-Halle auf dem Hongo-Campus zu besetzen. Die vorgeschlagene Besetzung der Yasuda-Halle führte zu einer Polarisierung unter den ideologisch zerstrittenen Studentengruppen, die bis dahin solidarisch aufgetreten waren. Die KP-nahe Minsei lehnte eine Besetzung ab und trat für Verhandlungen mit der Universitätsleitung ein. Auch der Großteil der nicht organisierten Studenten stand einer Besetzung ablehnend gegenüber.

Als am 15. Juni achtzig Studenten in die Yasuda-Halle eindrangen und sich verbarrikadierten, forderte die Universitätsleitung umgehend die Bereitschaftspolizei an, um das Gebäude räumen zu lassen. Zahlreiche Studenten, die sich bis dahin indifferent verhalten hatten, solidarisierten sich nun spontan mit den Besetzern, und auf einer Protestversammlung vor der Yasuda-Halle, an der über 10.000 Studenten aller Fakultäten teilnahmen, wurde am 20. Juni ein unbefristeter Streik beschlossen.

Unmittelbar nach dem Einsatz der Bereitschaftspolizei schlossen sich die Studenten in einem Allgemeinen Universitätskampfverband (Zengaku Tōsō Rengō oder kurz: Zentōren) zusammen, an dem sich auch Graduierte und Assistenten beteiligten. Universitätspräsident Ōkōchi Kazuo sah sich aufgrund des wachsenden studentischen Drucks genötigt, Gespräche mit Studentenvertretern aufzunehmen und die anstehenden Probleme zu erörtern. Anstatt jedoch den Konflikt zu entschärfen, trug der Gesprächsverlauf eher zu einer

Eskalation bei. Dem erfolglosen Gespräch folgte am 5. Juli die Gründung eines Allgemeinen Universitätskampfkomitees (Tōdai Zenkyōtō), an dessen Spitze ein graduerter Student der Naturwissenschaften gewählt wurde, der ein sogenannter „non-sect-radical“ (*nonsekuto rajikaru*) war und keiner politischen Gruppierung angehörte. Wie an der Nichidai stellte das universitätsübergreifende Kampfkomitee auch an der Tōdai ein wichtiges Moment zur Solidarisierung über die bestehenden studentischen Fraktionen hinweg und zur Aktivierung der nicht organisierten Studenten dar.

Die Yasuda-Halle wurde neuerlich besetzt, und einem Streikaufruf schlossen sich nun auch die naturwissenschaftlichen und technischen Fakultäten an. Die Universitätsleitung versuchte zwar mit Zugeständnissen die Studenten zu befrieden, doch die sich ausbreitende Streikwelle ebte auch nach dem Rücktritt des Dekans der Medizinischen Fakultät und des Direktors des Universitätskrankenhauses nicht ab. Vielmehr weiteten sich die Besetzungen auf alle Fakultäten aus. Am 12. Oktober war der gesamte Campus in einen unbefristeten Streik getreten, woraufhin Universitätspräsident Ōkōchi am 1. November zurücktrat. Ihm folgte der jüngere und dynamische Dekan der Rechtsfakultät, Katō Ichirō, nach.

Die Militanz des Kampfverbandes stieß bei der KP-nahen Minsei und bei den nicht organisierten Studenten auf Ablehnung. Sie traten für Verhandlungen mit dem neuen Universitätspräsidenten ein. Das radikale Vorgehen der Zenkyōtō-Studenten zeigte sich beispielsweise in der Festsetzung des Dekans der Literaturwissenschaftlichen Fakultät, der wegen der Bestrafung von Studenten mehrere Tage von Mitgliedern der an der Fakultät die Mehrheit stellenden Kakumaru-Fraktion festgehalten und bis zum physischen Zusammenbruch verhört wurde. Unmittelbar nach seiner Freilassung kam es zu blutigen Fraktionskämpfen zwischen Kakumaru- und Minsei-Studenten, die den Beginn der Auseinandersetzungen innerhalb der linken Studentengruppen an der Tōkyō einläuteten. Diese innerfraktionellen Kämpfe – bekannt als *uchi-geba* (*uchi* für „innen“, *geba* die Abkürzung des deutschen Wortes „Gewalt“) – waren ein allgemeines Kennzeichen der japanischen Studentenbewegung.

Der neue Universitätspräsident stellte sich am 18. November in einem *taishū dankō* mehreren tausend Studenten einer Diskussion, die Verhandlungen endeten jedoch ohne konkretes Ergebnis. Am 22. November fand daraufhin am Hongo-Campus eine Massendemonstration statt, an der neben Zenkyōtō-Studenten der Tōdai auch zahlreiche Studenten anderer Universitäten teilnahmen. Ende November zeigten sich jedoch bereits erste Ermüdungserscheinungen. In dem Bemühen, die Universitätsaufnahmepfungen Anfang des kommenden Jahres planmäßig durchführen zu können, deren Aussetzung Bildungsminister Sakata angedroht hatte, unterbreitete Katō am 2. Dezember ein Kompromissangebot,

das von den Minsei-Studenten befürwortet, von den Zenkyōtō-Studenten hingegen als unzureichend abgelehnt wurde. An einer Kundgebung von Zenkyōtō gegen den Plan der Universitätsleitung am 6. Dezember beteiligten sich jedoch nur noch einige hundert Studenten, nicht zuletzt auch weil die Fraktionskämpfe innerhalb von Zenkyōtō zugenommen hatten und sich einzelne Fraktionen aus wichtigen Gründen blutige Kämpfe lieferten.

Katō und Bildungsminister Sakata waren übereingekommen, die Aufnahmeprüfungen für das kommende Jahr auszusetzen, sollten die Studentenstreiks bis zum 15. Jänner 1969 nicht beigelegt sein. Die eng mit der Universitätsleitung zusammenarbeitende Minsei-Fraktion war nun verstärkt bemüht, die Streiks zu beenden, doch eskalierten die Kämpfe zwischen Zenkyōtō- und Minsei-Studenten am 9. Jänner derart, dass die Bereitschaftspolizei gerufen werden musste, um weiteres Blutvergießen zu verhindern.

Am darauf folgenden Tag fand in einem Rugby-Stadion vor 7.000 Studenten ein Treffen zwischen Katō und Fachschaftsvertretern statt, wobei Kampftruppen von Zenkyōtō ausgesperrt wurden. Alles deutete auf eine friedliche Beilegung des Konflikts hin, der harte Kern der Zenkyōtō-Studenten war jedoch weiterhin zu keinem Kompromiss bereit und verbarrikadierte sich neuerlich in der Yasuda-Halle und in umliegenden Universitätsgebäuden. Am Morgen des 18. Jänner 1969 rückten 8.500 Bereitschaftspolizisten auf dem Campus vor, um die verbarrikadierten Gebäude zu räumen und den Streik gewaltsam zu beenden. Bis Mittag waren alle Gebäude bis auf die Yasuda-Halle geräumt, diese war jedoch so wirkungsvoll verbarrikadiert, dass es der Bereitschaftspolizei, auf die vom Dach des Gebäudes ein Hagel von Steinen und Molotow-Cocktails niederging, an diesem Tag nicht mehr gelang, sie zu räumen. Am folgenden 19. Jänner wurde dann unter Aufgebot aller Polizeikräfte und im Fernsehen live übertragen die Yasuda-Halle gestürmt und die letzten Studenten, die sich auf dem Dach verbarrikadiert hatten, abgeführt.<sup>8</sup> Bei dem Einsatz kam es zu Verhaftungen von insgesamt über 600 Studenten. Die Universitätsprüfungen wurden für dieses Jahr ausgesetzt, und es dauerte noch bis Mai 1969 bis sich die Zustände an der Tōdai wieder normalisiert hatten.

Obwohl die Studienbedingungen an der Tōkyō Universität im Vergleich zu anderen Universitäten in Japan sehr gut waren, war auch hier ein hochschulinterner Konflikt – die Ausbildung der Mediziner – auslösendes Moment für die Kämpfe. Aufgrund der ungeschickten und arroganten Vorgangsweise der Universitätsleitung sprang der Funke des Protestes rasch über und breitete sich zu einem Steppenbrand aus, der nicht nur alle Studenten, sondern auch Graduierte und Assistenten ergriff.

<sup>8</sup> Eine eindringliche Darstellung des Kampfes um die Yasuda-Halle gibt Sassa 1993.

## Studentenproteste außerhalb der Universitäten

Obwohl Dutzende weitere Universitäten von ähnlichen Hochschulkämpfen erschüttert wurden, blieben die Studentenproteste freilich nicht auf die einzelnen Universitäten beschränkt, sondern spielten auch gesamtgesellschaftlich eine bedeutende Rolle.<sup>9</sup> Die Studentenbewegung setzte sich nämlich nicht nur für Veränderungen des Hochschulsystems und für Verbesserungen der Ausbildungssituation ein, sondern strebte einen sozialen und politischen Wandel an. Dabei ist festzustellen, dass nahezu alle politischen Kämpfe der Studenten seit den frühen 1960er Jahren im Zeichen des Anti-Imperialismus standen. Während die Studentenschaft nach Innen zerstritten und von Fraktionskämpfen gebeutelt war, trat sie nach Außen hin geeint gegen den Vietnamkrieg auf. Im Oktober und November 1967 lieferten sich militante Studenten blutige Straßenkämpfe mit der Polizei, um eine geplante Südostasienreise von Premier Satō Eisaku zu verhindern. Dabei kam es am 8. Oktober bei gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen studentischen Aktivisten und der Bereitschaftspolizei am Flughafen Haneda zum Tod eines Studenten der Kyōto Universität sowie zu zahlreichen Verletzten. Der so genannte „Haneda-Kampf“ (*Haneda tōsō*) stellte den Auftakt zu einer Radikalisierung der Studentenproteste dar. Helme (in verschiedenen Farben, um die einzelnen Fraktionen unterscheiden zu können) und Schlagstöcke (so genannte *gebabō*) gehörten fortan zur Standardausrüstung protestierender Studenten.

Im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg standen auch die Kämpfe in Sasebo im Jänner 1968, nachdem der atombetriebene amerikanische Flugzeugträger Enterprise auf seinem Weg nach Vietnam in der dortigen US-Militärbasis Station machte. Auch die blutigen Zusammenstöße in Shinjuku am Antikriegstag am 21. Oktober 1968 standen im Zusammenhang mit dem anti-imperialistischen Kampf. Demonstranten, zum Großteil Studenten, hatten den Bahnhof von Shinjuku besetzt, um Transportzüge der US-Armee mit Benzin-Nachschub für eine amerikanische Militärbasis in der Nähe von Tōkyō, von der aus Angriffe gegen Vietnam geflogen wurden, zu blockieren, und lieferten sich heftige Gefechte mit der Bereitschaftspolizei. Die als „Shinjuku-Aufbruch“ (*Shinjuku sōran*) bekannten Ausschreitungen verwüsteten den meistfrequentierten Bahnhof Japans und verwandelten Shinjuku in einen Kriegsschauplatz.

---

9 Eine der umfassendsten Darstellungen der japanischen Geschehnisse des Jahres 1968 und der darauf folgenden Jahre gibt die Materialsammlung Mainichi Shinbunsha 1998 und 1999, die in detaillierten Zeittafeln die verschiedenen Studentenproteste übersichtlich zusammenfasst. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die beiden Werke. Für eine kritische Bewertung des Jahres 1968 für Japan aus jüngerer Sicht siehe Suga 2003.

Ebenfalls im Mittelpunkt des antiimperialistischen Kampfes stand am Ende der 1960er Jahre das Okinawa-Problem. Studenten forderten die unverzügliche Rückgabe der von den Amerikanern besetzten Inseln. Bei mehreren Großdemonstrationen kam es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Bereitschaftspolizei und Demonstranten. Einen Höhepunkt erreichten die Auseinandersetzungen am „Okinawa-Tag“ am 28. April 1969, an dem rund 2.000 Studenten der Zentrumsfraktion (Chūkaku-ha) den Tōkyō Bahnhof besetzten und sich heftige Gefechte mit der Bereitschaftspolizei lieferten. Auch in anderen Stadtteilen Tōkyōs kam es zu Ausschreitungen zwischen Demonstranten und der Polizei.

Ein erklärtes Ziel der studentischen Linken war es, die 1970 anstehende automatische Verlängerung des Amerikanisch-Japanischen Sicherheitsabkommens zu verhindern. In gewisser Weise können die oben beschriebenen Auseinandersetzungen als Vorspiel der Anpo-Proteste von 1970 gesehen werden. Wie 1960 kam es landesweit zu Massenprotesten gegen den Sicherheitsvertrag, wobei sich die Vorgangsweise der Demonstranten radikalisiert hatte – gewalttätige Auseinandersetzungen mit der Bereitschaftspolizei standen auf der Tagesordnung. Die Demonstranten schmissen Steine und Molotow-Cocktails, die Polizei antwortete mit Tränengas und Wasserwerfern. Anders als 1960 hielt sich die Unterstützung der Öffentlichkeit für die Demonstranten jedoch in Grenzen. Bei den allgemeinen Wahlen im Dezember 1969, als die Anpo-Proteste einem ersten Höhepunkt entgegensteuerten, konnte die Liberaldemokratische Partei von Premierminister Satō Eisaku Zuwächse verzeichnen, während die Sozialistische Partei, die eine Verlängerung des Sicherheitsvertrages ablehnte, 50 Parlamentssitze verlor. Der neuerlich gescheiterte Widerstand gegen den Anpo-Vertrag spielte jedoch eine wichtige Rolle für die zunehmende Radikalisierung der extremen Linken.

Ein weiteres Betätigungsfeld für studentische Proteste, das nicht unerwähnt bleiben soll, war der Widerstand der Bauern von Sanrizuka gegen den Bau des neuen Flughafens Narita. Auch hier lieferten sich studentische Sympathisanten blutige Schlachten mit der Polizei.<sup>10</sup>

1969 führten die anhaltenden Auseinandersetzungen zur Abspaltung gewaltbereiter Splittergruppen, die den bewaffneten Widerstand propagierten und als Stadtguerilla Bombenanschläge verübten. Eine dieser extremistischen Studentengruppen war die im Herbst 1969 gegründete Rote Armee Fraktion (Sekigun-ha), die Anschläge gegen den Premierminister plante, ein Flugzeug nach Nordkorea entführte und bewaffnete Banküberfälle zur Finanzierung ih-

---

<sup>10</sup> Die Sanrizuka-Filme von Ogawa Shinsuke sind eindringliche Dokumente des Widerstandes gegen den Bau des Flughafens Narita.

rer Untergrundaktivitäten verübte. Nach der Verhaftung eines Großteils der Mitglieder bei Kampfübungen im November 1969 setzte sich ein Teil in den Nahen Osten ab, von wo aus er als Japanese Red Army (Nihon Sekigun) in den 1970er Jahren mehrere internationale Terroranschläge verübte.

Der in Japan verbliebene Rest vereinigte sich im Dezember 1971 mit einer weiteren extremistischen Splittergruppe zur Vereinigten Roten Armee (Rengō Sekigun). In einer beispiellosen Spirale der Gewalt töteten die Mitglieder der Vereinigten Roten Armee in einem Versteck in den japanischen Alpen in knapp sechs Wochen vierzehn ihrer Mitstreiter.<sup>11</sup> Fünf der verbliebenen Mitglieder – der älteste 28, der jüngste gerade einmal 16 Jahre alt – flohen im Februar 1972 über die Berge nach Karuizawa, nahmen eine Geisel und verbarrikadierten sich in einem Ferienhaus, wo sie zehn Tage lang der Belagerung von 1.500 Polizisten trotzten. Der so genannte Asama-sansō-Zwischenfall, der mit Rekordeinschaltquoten von bis zu 90% live im Fernsehen übertragen wurde, sowie die danach bekannt gewordenen internen *uchigeba*-Exzesse der Vereinten Roten Armee trugen die Hoffnungen der Neuen Linken endgültig zu Grabe und diskreditierten die Linke nachhaltig.<sup>12</sup> Die „Saison der Politik“ (*seiji no kisetsu*), wie die späten 1960er Jahre in den japanischen Medien tituliert wurde, ging zu Ende, und damit wurde auch das Ende der japanischen Studentenbewegung eingeläutet, die unter dem Strich wenige ihrer Ziele erreicht hatte. Die Situation an den Universitäten hatte sich kaum verbessert, und auch die meisten politischen Ziele wurden nicht erreicht. Geblieben ist ein tief sitzendes Misstrauen gegenüber (politischen) „Bewegungen“ (*undō*).

Während „1968“ in Österreich den Weg zur sozialdemokratischen Hegemonie der 1970er Jahre ebnete, in denen umfassende Reformen zu einer Öffnung der Universitäten, zu mehr Mitsprache der Studenten und zu einem neuen Aufbruch führten, endete „1968“ in Japan mit einer radikalen Abkehr von der Politik und einer Diskreditierung der japanischen Linken, die sich bis heute nicht wirklich davon erholt hat. Die Universitäten machten zwar minimale Zugeständnisse an die Forderungen der Studenten, eine Hochschulreform wie in Österreich, die Studenten ein Mitspracherecht bei der Entscheidungsfindung einräumte, blieb in Japan jedoch aus. So gesehen hat die „heiße Viertelstunde“ in Österreich den Studenten vermutlich mehr gebracht als die vielleicht zu heiße „Saison der Politik“ den japanischen Studenten.

---

11 Eine hervorragende Analyse der Dynamik dieses Prozesses gibt Steinhoff 1992. In Steinhoff 1989 weist die Autorin auf die Parallelen zwischen den Praktiken innerhalb japanischer Großunternehmen und innerhalb der extremen Linken hin.

12 In dem Film *Jitsuroku Rengō Sekigun* (2000) setzt sich Wakamatsu Kōji, dem selbst ein Naheverhältnis zum Linksextremismus nachgesagt wird, auf sehr anschauliche Weise mit der Geschichte der Vereinigten Roten Armee auseinander.

## Literatur

EBNER, Paulus und Karl VOCELKA

1998 *Die zahme Revolution. '68 und was davon blieb.* Wien: Ueberreuter-Verlag.

FISCHER, Heinz (Hg.)

1966 *Einer im Vordergrund: Taras Borodajkewycz. Eine Dokumentation.* Wien u.a.: Europaverlag.

Forum Politische Bildung (Hg.)

1998 *Wendepunkte und Kontinuitäten. Zäsuren der demokratischen Entwicklung in der österreichischen Geschichte.* Innsbruck und Wien: Studienverlag (= Informationen zur Politischen Bildung; Sonderband).

JAHRAUS, Oliver

2000 *Die Aktion des Wiener Aktionismus. Subversion der Kultur und der Dispositionierung des Bewusstseins.* München: Wilhelm Fink (= Das Problempotential der Nachkriegsavantgarden; 2).

KELLER, Fritz

1983 *Wien, Mai 68 – eine heiße Viertelstunde.* Wien: Junius Verlag.

LANDA, Jutta

1988 *Bürgerliches Schocktheater.* Frankfurt a.M.: Athenäum.

Mainichi Shinbunsha (Hg.)

1998 *1968-nen. Barikēdo no naka no seishun* [Das Jahr 1968. Frühling des Lebens hinter Barrikaden]. Tōkyō: Mainichi Shinbunsha (= Mainichi mukku shiriizu 20-seiki no kioku; 12).

1999 *Rengō Sekigun. Ōkami-tachi no jidai, 1969–1972* [Vereinigte Rote Armee. Die Zeit der Wölfe, 1969–1972]. Tōkyō: Mainichi Shinbunsha (= Mainichi mukku shiriizu 20-seiki no kioku; 13).

Nihon Daigaku Bunrigakubu Tōsō Inkaï Shoki-kyoku (Hg.)

1969 *Hangyaku no barikēdo. Nichidai tōsō no kiroku* [Barrikaden der Rebellion. Dokumentation des Hochschulkampfes an der Nihon Universität]. Tōkyō: San'ichi shobō.

PELINKA, Anton

1998 „Die Studentenbewegung der Sechziger Jahre in Österreich“, Forum Politische Bildung (Hg.): *Wendepunkte und Kontinuitäten. Zäsuren der demokratischen Entwicklung in der österreichischen Geschichte.* Innsbruck und Wien: Studienverlag, 148–157 (=Informationen zur Politischen Bildung; Sonderband).

San'ichi Shobō Henshū-bu (Hg.)

1968–70 *Sengo gakusei undō shiryō* [Die Studentenbewegung nach dem Krieg. Dokumente] (7 Bände und 1 Sonderband). Tōkyō: San'ichi Shobō.

SASSA Atsuyuki

1993 *Tōdai rakujō. Yasuda kōdō kōbō shichijūni jikan* [Der Fall der Tōdai-Festung. Die

72stündige Schlacht um die Yasuda-Halle]. Tōkyō: Bungei Shunjū.

SEIFFERT, Johannes Ernst

1969 *Zengakuren. Universität und Widerstand in Japan*. München: Trikont (= Schriften zum Klassenkampf; 3).

STEINHOFF, Patricia G.

1984 „Student Conflict“, Ellis S. Krauss, Thomas P. Rohlen und Patricia G. Steinhoff (Hg.): *Conflict in Japan*. Honolulu: University Press of Hawaii, 174–213.

1989 „Hijackers, Bombers and Bank Robbers: Managerial Style in the Japanese Red Army“, *Journal of Asian Studies* 48/4 (November 1989), 724–740.

1992 „Death by Defeatism and Other Fables: the Social Dynamics of the Rengō Sekigun Purge“, Takie Lebra (Hg.): *Japanese Social Organization*. Honolulu: University of Hawaii Press, 195–224.

SUGA Hidemi

2003 *Kakumeiteki na, amari ni kakumeiteki na. „1968-nen no kakumei“ shiron* [Revolutionär, viel zu revolutionär. Persönliche Betrachtung der 1968er Revolution]. Tōkyō: Sakuhinsha.

Tōdai zengaku kyōtō kaigi (Hg.)

1969 *Toride no ue ni warera no sekai o. Dokyumento Tōdai tōsō* [Unsere Welt auf der Spitze der Festung. Dokumentation des Hochschulkampfes an der Tōkyō Universität]. Tōkyō: Aki Shobō.

VOSS, Friedrich

1976 *Die studentische Linke in Japan. Geschichte, Organisation und hochschulpolitischer Kampf*. München: Verlag Dokumentation.

WEIBEL, Peter und Valie Export

1970 *Wien – Bildkompendium Wiener Aktionismus und Film*. Frankfurt a.M.: Kohl-Kunstverlag.

YAMANAKA Akira

1961 *Sengo gakusei undō-shi* [Geschichte der Studentenbewegung nach 1945]. Tōkyō: Aoki Shoten.



# Rikidōzan, Vater des japanischen *puroresu*

JUTTA KOWALLIK

Im Zentrum dieses Beitrags steht die komplexe Biographie eines Sportlers, der unter dem Namen Rikidōzan die frühe japanische Nachkriegsgeschichte mitbeeinflusst hat.

Nach Beendigung einer zehnjährigen Karriere als *sumōtori* (Sumō-Ringer) etablierte Rikidōzan Anfang der 1950er Jahre eine in Japan neue Sportart: Das Professional Wrestling, das als *purofessionaru resuringu* in die japanische Sprache übernommen, aber unter seiner Abkürzung *puroresu* bekannt wurde und im deutschen Sprachraum auch unter der Bezeichnung „Catchen“ auftritt. Als Wrestler erlangte Rikidōzan eine phänomenale Popularität, deren Gründe hier dargestellt werden sollen.

In die Entstehungszeit des neuen Sports fällt mit der Etablierung des Fernsehens die fulminante Geburt eines neuen Mediums. Welch wichtige Rolle *puroresu* für die Verbreitung des Fernsehens gespielt hat, soll in diesem Beitrag ebenfalls skizziert werden.

## I. Anfänge

Rikidōzan zählt in der Populärkultur neben der Sängerin Misora Hibari, dem Baseballspieler Nagashima Shigeo und dem Schauspieler Ishihara Yūjirō zu den vier großen Figuren, die die japanische Nachkriegsgeschichte geprägt haben. Er gilt bis heute als äußerst schillernde Persönlichkeit, deren konfliktreiche Seiten durch die Attribute *sake-onna-kenka* (Alkohol-Frauen-Streit) charakterisiert werden. Rikidōzan wurde bis Ende der 1950er Jahre als *der* japanische Held verehrt, wobei die größere Öffentlichkeit erst lange Zeit nach seinem frühen Tod im Jahr 1963 erfuhr, dass ihr Held nicht der gewesen war, für den er sich immer ausgegeben hatte.

Liest man mehrere Bücher über Rikidōzan (vgl. Fukuda 1996; Kim 2003; Lee Kojin 1996; Lee Sunil 1998; Marshall 1964; Ushijima 1995), so erhält man, je nachdem, wann und wo sie publiziert wurden, eine Reihe von unterschiedlichen Geschichten mit verschiedenen historischen Daten. Nichts scheint in seiner Lebensgeschichte absolut gesichert zu sein. Vieles ist fabriziert, eine Vermischung von *fact and fiction*, an der sich Rikidōzan selbst in hohem Maße beteiligte. Die bis Ende der 1970er Jahre meistverbreitete japanische Version sieht folgendermaßen aus:

Geboren unter dem Namen Momota Mitsuhiro am 14. November im Jahr Taishō 13 (= 1924) in der Stadt Ōmura (Präfektur Nagasaki) als drittes Kind des Bauern Momota Minosuke und seiner Frau Tatsu. Der Vater starb, als der Knabe zwei oder drei Jahre alt war, und die Familie lebte fortan in größter Armut. Der junge Mitsuhiro besuchte die Schule in Ōmura, war aber ein schwieriger Junge, streitsüchtig, sogar kleinkriminell, half aber in überlieferten Geschichten stets den Schwachen, zeigte menschliches Mitgefühl und achtete seine Mutter, wie es sich für einen klassischen japanischen Helden gehört.

In einer anderen Version seiner Abstammungsgeschichte wird behauptet, dass er in der japanischen Familie Kanemura geboren wurde, als Kanemura Mitsuhiro, und, nachdem der Vater die Familie früh verlassen hatte, von der Familie Momota adoptiert worden sei.

Die Legende fährt fort, dass der Jugendliche bei lokalen Sumō-Turnieren aufgefallen war und die Familie ihn anspornte, sein Glück in der Welt des Sumō zu versuchen. So machte er sich als 15-Jähriger allein auf den langen Weg nach Tōkyō, um Sumō-Ringkämpfer zu werden. Als *sumōtori* konnte er sich aufgrund seiner außerordentlichen Zähigkeit durchsetzen, kletterte innerhalb von zehn Jahren bis auf den Rang eines *sekiwake* und wurde einige Zeit nach seinem Rückzug vom Sumō-Leben *puroresurā*.

Hier beginnt seine eigentliche Erfolgsgeschichte: Rikidōzan wird zu einem äußerst erfolgreichen Sportler mit vielen nationalen und internationalen Titeln. Neben seiner aktiven Laufbahn tritt er gleichzeitig als alleiniger Promoter von Wrestling- und auch Boxveranstaltungen auf, erhält eine eigene Fernsehsendung und spielt in etlichen Filmen mit. Ende der 1950er Jahre entwickelt er sich zum arrivierten Unternehmer, der nicht nur den Riki-Sportpalast besitzt, ein neunstöckiges Gebäude im Stadtteil Shibuya, komplett mit Restaurants, einem türkischen Bad, Bowling- und Billardhallen, sondern auch mehrere high-class Apartmenthäuser, Hotels, Nachtclubs und ausgedehnten Grundbesitz sein Eigen nennen kann. Rikidōzan avanciert mit seinem Imperium zum Multimillionär und besitzt mächtige Freunde unter den konservativen Politikern der LDP und den japanischen Yakuza. Ende 1963 wird er bei einem Streit durch einen Messerstich verletzt und stirbt einige Tage später.

Soweit die offizielle japanische Story seines Lebens, die bis Ende der 1970er Jahre im Umlauf war. Erst dann beschäftigte sich der Wissenschaftler Ushijima Hidehiko eingehender mit der Legende Rikidōzan und verblüffte die Öffentlichkeit mit seinen Untersuchungsergebnissen: Demnach wurde Rikidōzan bereits am 14. Juli 1923 als dritter Sohn koreanischer Eltern unter dem Namen Kim Sin Rak in einem kleinen Dorf in Nordkorea geboren (Okamura 2002:12), konnte sich also mitnichten

auf japanische Wurzeln berufen.

Die koreanische Halbinsel stand bereits seit 1910 unter japanischer Besatzung, Koreaner in den besetzten Gebieten waren damit zwar Untertanen Tōkyōs, erhielten aber keine japanische Staatsangehörigkeit. Im Jahr 1939 erließ die Regierung das Dekret *sōshi-kaimei*, unter dem die Bevölkerung aller besetzten Territorien gezwungen wurde, japanische Namen anzunehmen. Neue Familiennamen sollten kreiert werden, die Änderung des Vornamens aber war freiwillig und gebührenpflichtig. Ab Februar 1940 wurde die Durchsetzung des Dekrets forciert und im August waren bereits 80% der Familiennamen umgestellt, da man bei Nichtbeachtung mit Repressalien rechnen musste. Die koreanische Sprache besitzt im Gegensatz zum Japanischen relativ wenige Familiennamen. Man schätzt für die Zeit um 1930, dass es nicht mehr als 250 Familiennamen für die über 20 Millionen Einwohner gab (Suzuki 2003:21), von denen die Hälfte sich auf fünf typische Namen wie Kim verteilte. Viele Familien versuchten ihre Wurzeln zu erhalten, indem sie die neuen japanischen Nachnamen ihrer Herkunft entsprechend anpassten: Das koreanische Kim mit seiner Bedeutung „Gold“ entspricht dem japanischen „Kane“ und so entstanden u.a. viele neue Kaneda, Kaneyama, Kanemoto (Fukuoka 1996:2). Ob Rikidōzans Eltern diese Praxis übernahmen und den Familiennamen Kanemura angenommen haben, ist leider nicht bekannt; ebenfalls ist unklar, ob ihr dritter Sohn offiziell den japanischen Vornamen Mitsuhiro erhielt. Nach Kriegsende und Abschaffung der forcierten Namensänderung tritt seine leibliche Familie jedenfalls wieder/weiterhin unter dem Namen Kim auf.

Rikidōzans Familie übersiedelte in den 1930er Jahren in die Nähe von Seoul, wo er siegreich an einem kleinen Amateur-Sumō-Turnier teilnahm und von Ogata Toraichi, einem Grenzschützer bei der japanischen Militärpolizei, entdeckt wurde. Ogata brachte das Jungtalent nach Japan, damit er dort professioneller *sumōtori* werden konnte. Dieser Ogata hatte einen Stiefvater namens Momota Minokichi, der Geishahaus-Betreiber und gleichzeitig großer Sumō-Sponsor war. Der Name Momota war, wie bereits gesagt, einer der Familiennamen, unter dem Rikidōzan angeblich geboren wurde oder den er als adoptierter Sohn erhalten haben soll. Die Adoption eines Nicht-Familienmitglieds und damit die Weitergabe des eigenen Namens war damals keine Seltenheit in Familien, die ausschließlich aus weiblichen Erben bestanden. Wenn die Familie Momota ihn adoptiert hätte, wäre er automatisch in ihrem *koseki* (=Familienregister, ein Verzeichnis der Personaldaten eines Haushalts) aufgenommen worden und damit offiziell zum japanischen Staatsbürger geworden. Diese Adoption erfolgte zunächst aber nicht. Momota hat ihn jedoch an das Nishonoseki-beya, ein Sumō-Haus in Tōkyō, vermittelt, wo er die nächsten zehn Jahre verbrachte.



Abb.1: Rikidōzan als *sekitori*

## II. Karriere als *sumōtori*

Der Sumōverband legt für jeden *sumōtori* eine *seiseki-hyō* an, eine Art Notenliste, in der alle Daten und Turnierergebnisse des Betreffenden minutiös festgehalten werden. Aus Rikidōzans Originalliste geht hervor, dass er die Gesundheitsprüfung für neue *rikishi* am 6. Mai im Jahr Shōwa 15 (=1940) bestanden hat (Gewicht knapp 83 Kilo, Größe 174 cm). Wenige Tage später bestritt er erfolgreich sein erstes Turnier unter dem *shikona* (=Ringnamen) Rikidōzan. Ein junger *rikishi* kann sich seinen Ringnamen normalerweise nicht selbst aussuchen, sondern er wird ihm verliehen vom *oyakata*, dem Chef des *sumōbeya*, dem er angehört. Deshalb sollte man Aussagen, dass der junge Sportler diesen Namen bewusst gewählt habe, um auf einen ähnlich klingenden Bergnamen in seiner nordkoreanischen Heimat anzuspielden, mit einer gewissen Skepsis behandeln. Einzelne Autoren (Whiting 1999:106) meinen zwar, Eingeweihte hätten so auf seine wahre Abstammung tippen können, und Rikidōzan selbst hätte damit seine fortwährende Verbindung und Liebe zu seinem Heimatland verdeckt ausdrücken und wie schon in der angeblichen Namensänderung zu Kanemura seine wahre Identität bewahren können, doch dies ist äußerst spekulativ.

Abb.2: Rikidōzans *seiseki-hyō*

Die Liste zeigt aber klar, dass die Erstregistrierung unter seinem koreanischen Namen Kim Sil Rak erfolgte; auch als Geburtsort wird Nordkorea angegeben, als Stätte seines Familienregisters allerdings die Stadt Ōmura in der Päfektur Nagasaki. Auf der *banzuke*, der Rangliste aller *sumōtori*, die zu jedem Turnier neu geschrieben wird, erscheint sein Geburtsort allerdings zuerst als Provinz Hizen (hernach Päfektur Saga), erst später wird er zu Nagasaki umgeschrieben. Als Sumōkämpfer änderte er des öfteren seinen Vornamen; das ist aber bis heute gängige Praxis unter den doch etwas abergläubischen *rikishi*, denn man versucht mit veränderten Namenskanji, die mehr Glück verheißen, größere Erfolge zu erzielen.

Bei seinem Eintritt ins *heya* wusste natürlich jeder in der neuen Umgebung von seinen koreanischen Ursprüngen, da er nur rudimentäre Japanischkenntnisse vorweisen kann. Er lernte aber schnell und schon vom Jahr 1943 wird gesagt, dass die Jugendlichen, die zu der Zeit dem *heya* neu beitreten, bereits nichts mehr von der Herkunft Rikidōzans wussten.

Seine Sumōliste zeigt, dass er in all seinen Turnieren nur dreimal eine negative Siegesbilanz aufzuweisen hatte und sich im Jahr 1950 auf dem dritthöchsten Rang des *sekiwake* wiederfand, also kurz vor seiner Ernennung zum *ōzeki* (=Champion) steht.

Deshalb verwundert es auf den ersten Blick, dass er wenige Tage vor dem Septemberturnier jenes Jahres mit einem Fischmesser eigenhändig seine *chomage* abschnitt (Thompson 1986:75) und damit seinen Abschied besiegelte. Als offiziellen Abdankungsgrund gibt der Sumōverband später eine Lungenkrankheit an. Eine andere, häufig anzutreffende Erklärung ist, dass ein Streit mit einem Offiziellen eine technische Niederlage auslöste, die ihn zurückstufen sollte.

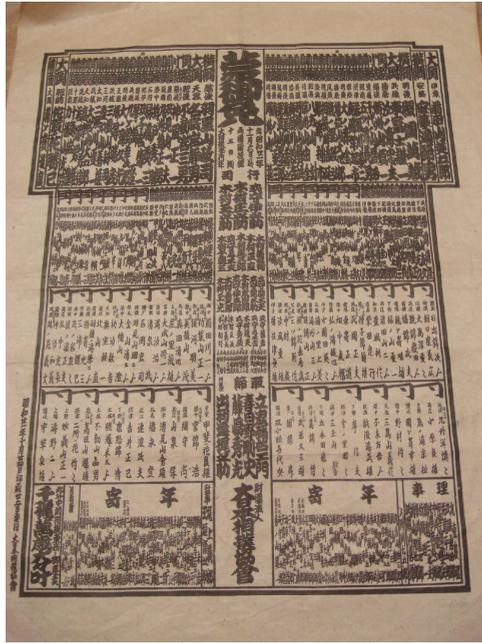


Abb.3: *banzuke* (Rikidōzan in *makuuchi*)

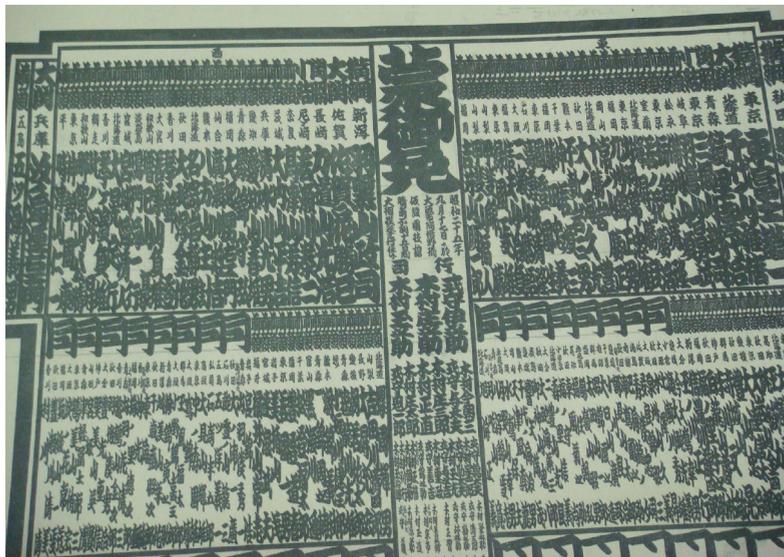


Abb.4: Detail einer *banzuke* (Rikidōzan als *sekiwake*)

Obwohl Rikidōzan auf dem Ring und außerhalb des Rings für seine Aggressivität bekannt war, ist dies keine plausible Erklärung, denn er trat nicht während eines Turniers, sondern unmittelbar davor zurück und war auch nicht auf einen niedrigeren Rang zurückgestuft worden. Gut vorstellbar wäre allerdings, dass er von seiten des Sumōverbandes, der von seiner koreanischen Abstammung wusste, einer vermehrten Diskriminierung ausgesetzt war und man gerade jetzt versuchte, ihm Steine in den Weg zu legen, da es kaum vorstellbar war, einen gebürtigen Koreaner zu den höchsten Weihen des heiligen japanischen Traditionssports Sumō zuzulassen. In der heutigen Zeit gibt es zwar ausländische *yokozuna* (= großer Champion): Zwei kamen aus Hawaii, die gegenwärtigen in 2007 sind beide Mongolen, doch dies ist eine Entwicklung, die erst in den 1990er Jahren begann. Und auch dann gab es in den Medien noch erregte Diskussionen darüber, ob ein ausländischer *rikishi* überhaupt *hinkaku*, die nötige Würde eines *yokozuna*, besitzen könne. Anfang der 1950er Jahre wäre ein gebürtiger Koreaner in den obersten Positionen des Sumō sicher nicht akzeptabel gewesen. Vielleicht sah der ehrgeizige Sportler aber für sich einfach keine Zukunft mehr in der geschlossenen, streng hierarchischen Gesellschaft des Sumō. Das Gehalt eines *rikishi*, auch in den oberen Klassen, kann nur als extrem niedrig bezeichnet werden, und die Popularität des Sports war nach dem Krieg rückläufig. Man wandte sich verstärkt dem Baseball zu, einer „demokratischen“ Sportart im Gegensatz zum von der amerikanischen Besatzungsmacht verpönten „feudalistischen“ Sumō. Die Amerikaner hatten außerdem mit ihren Bomben den Kokugikan, das Sumō-Nationalstadion, schwer beschädigt und später besetzt, so dass ein adäquater Austragungsort fehlte.

Andere Quellen berichten über persönliche und finanzielle Differenzen mit seinem *oyakata*, die zu jenem spontanen Ausbruch führten. Über die wahren Beweggründe lässt sich, wie über so vieles in Rikidōzans Leben, nur spekulieren.

### **III. Beginn des *puroresu***

Nach seinem plötzlichen Rücktritt verfügte er zunächst über keine feste Arbeitsstelle, erhielt aber durch Vermittlung von Nitta Shinsaku, dem Boss der Sumiyoshi-Gang und gleichzeitigen Hauptsponsor seines ehemaligen *sumōbeya* eine Stelle in dessen Baufirma. Rikidōzan überwachte Bauvorhaben auf den amerikanischen Militärcamps und kam dort in ersten Kontakt mit der englischen Sprache. Durch einen amerikanischen Body-Building-Champion japanischer Abstammung lernte er eine Gruppe von amerikanischen Wrestlern kennen, die gerade in Tōkyō auftraten und begann, neben

seiner Arbeit bei ihnen mitzutrainieren.

Bereits im Februar 1952 zog er mit finanzieller Unterstützung seines Bosses Nitta nach Hawaii, um dort eine solide Ausbildung im Professional Wrestling zu erhalten, einer Sportart, die in Japan anfänglich auch „American Sumo“ genannt wurde (Okamura 2002:159). Als er nach 13 Monaten aus Amerika zurückkehrte, wo er als „Japanese Tiger“ erfolgreich vermarktet worden war (Whiting 1999:105), hat er einen beachtlichen Rekord aufgestellt: Von seinen über 260 Kämpfen in Übersee hat er nur 5 verloren (Okamura 2002:16).



Abb.5: Rikidōzan als *puroresra* in typischer Pose

Vor seinem Aufbruch nach Amerika ist seine Einbürgerung durch eine Eintragung ins Familienregister der Familie Momota, wo er als ältester Sohn aufgelistet wird, perfekt geworden (Ushijima 1995:10). Was und wie es genau geschehen ist, lässt sich nicht exakt nachvollziehen, ob durch Adoption oder durch eine bewusste Fälschung. Sein offizieller Name ist nun Momota Mitsuhiro und er ist japanischer Staatsbürger. Das ist in dieser Situation besonders wichtig, da er nur als japanischer Staatsbürger das Visum für die USA erhalten kann, als Nordkoreaner wäre das unmöglich gewesen, denn Mitte 1950 war der Korea-Krieg ausgebrochen. Zwar hatte Amerika nie offiziell eine Kriegserklärung abgegeben, doch Nordkorea war Feindesland und als Bürger eines feindlichen Landes hätte Rikidōzan keine Einreiseerlaubnis erhalten.

Nach seiner Rückkehr aus Amerika eröffnete er im Sommer 1953 die erste Wrestling-Trainingsstätte auf japanischem Boden, den „Rikidōzan-Dojo“

in Nihonbashi und gründete den ersten *puroresu*-Verband, die JWA (Japan Pro Wrestling Alliance) mit seinem ehemaligen Boss und Sponsor Nitta als Präsidenten.

Für das damalige japanische Publikum war *puroresu* eine brandneue Sportart. Zwar hatte es schon vor dem Krieg einige Schaukämpfe gegeben, manchmal traten dabei auch Judoka oder Boxer gegen Wrestler an, doch es blieben immer singuläre Ereignisse, die nach keiner Fortsetzung verlangten. Und sie waren auf kein großes Interesse gestoßen, da kaum Einheimische als Athleten teilnahmen. Und die Japaner blieben vor dem Krieg lieber bei ihrem Nationalsport Sumō (Whiting 1999:49).

#### **IV. Siege gegen die Sharpe-Brüder**

Rikidōzan, der auch als Wrestler unter seinem alten Sumō-Ringnamen auftrat, änderte dies schlagartig. Mit einem dreitägigen Match, das am 19. Februar 1954 begann, schuf er den Beginn seiner Legende, erweckte den verschütteten Nationalstolz der Japaner und verhalf einem neuen Medium zu einem rasanten Start: Er hatte die Sharpe-Brüder nach Japan gebracht; Ben (Jahrgang 1916) und Mike (1923) Sharpe, die im Professional Wrestling seit einigen Jahren als ungeschlagene Team-Weltmeister (World Tag Team Champions) auftraten. Für Japan kam es einer Sensation gleich, dass diese Weltstars das Land besuchten. Die beiden ausländischen Wrestler, die als Amerikaner auftraten, ursprünglich aber aus Kanada stammten, vermittelten das Bild typischer Yankees: groß, laut, selbstbewusst. Die Zeitungen beschrieben die Sharpe-Brothers, beide fast stattliche zwei Meter groß und über 250 Pfund schwer, als godzillaartige wilde Barbaren, wohingegen die erheblich kleineren und leichteren Japaner (Rikidōzan und sein Ringpartner Kimura Masahiko, ein zehnfacher japanischer Judo-Champion) in den Augen des Publikums nur chancenlose Außenseiter darstellten.

Das Kuramae Kokugikan war am ersten Abend zu mehr als 60 % gefüllt, am zweiten und dritten Tag war die Halle hingegen restlos ausverkauft. Die Ausländer übernahmen sofort die Rolle des „bad guy“, die in der Sprache des Wrestling als „heel“ bezeichnet wird. Sie benutzten illegale Tricks und Kniffe, begingen Fouls, wenn der Schiedsrichter scheinbar nicht hinsah und brachten somit das Publikum gegen sich auf. Wohl niemand wusste und bemerkte zu der Zeit, dass der grobe Ablauf der Kämpfe wie üblich im Wrestling im Voraus choreographiert und geprobt worden war. Man sah das Match als regulären sportlichen Wettkampf an, bei dem der Sieger nicht von vornherein feststand. Alles war auf Rikidōzan zugeschnitten, der seine Popularität aus dem Sumō mitbrachte; er verkörperte zusammen mit seinem Partner Kimura den

„good guy“, den „face“ oder „baby face“ der Wrestlersprache. Kimura hatte den üblichen japanischen Verliererpart übernommen, Rikidōzan hingegen den Siegerpart. Er drehte den bis dahin scheinbar aussichtslosen Kampf um und schickte beide ausländischen Riesen zu Boden. Das war die Formel, mit der er jahrelang Erfolg haben würde: Schläge einstecken, manchmal Kämpfe bis aufs Blut, aber am Ende triumphieren. Obwohl Rikidōzan als außergewöhnlicher Athlet mit einer starken Ausstrahlung auf dem Ring bezeichnet werden muss, spielt der Faktor Geld im Professional Wrestling bis heute eine ebenso große Rolle. Über die Höhe der Summe wird Stillschweigen gewahrt, doch es muss wohl ein erheblicher Betrag gewesen sein, gegen den die Sharpe-Brüder Rikidōzan gewinnen ließen.

Zeitgenössische Berichte sprechen nach seinem Sieg von tumultartigen Zuständen. Die Zuschauer warfen Sitzkissen und Hüte in die Luft und feierten den Sieg über die Barbaren. Zum ersten Mal hatte ein japanischer Underdog die Fremden in ihrem ureigenen Sport geschlagen, noch dazu mit japanischer Taktik, denn Rikidōzan etablierte hier sein Markenzeichen, den „Karate-chop“, der eigentlich keine Karate Technik ist, sondern aus dem Sumō stammt, es handelt sich hierbei um eine abgewandelte *tsuppari*-Technik. Wirklich durchgeführte Karateschläge gegen den Hals eines Gegners hätten diesen ernsthaft verletzt oder sogar töten können. Rikidōzans als Karate-chop berühmt gewordene Handbewegung ahmte bald die gesamte männliche Jugend nach.

## V. Sport-Theater

An dieser Stelle soll nicht weiter auf die Geschichte des Wrestling eingegangen werden, das in Amerika auf den Jahrmärkten des 19. Jahrhunderts entstanden ist, anfänglich in der Ringertradition des griechisch-römischen Stils mit Griffen über der Gürtellinie, aber schon bald zum später üblichen *Catch-as-catch-can*-Stil übergang. In den Jahren zwischen 1948 und 1955, also zu der Zeit, als die Sharpe-Brothers in Japan auftraten, erlebte der Sport auf amerikanischem Boden seinen ersten Höhepunkt.

Der ritualisierte Aufbau und Ablauf der Kämpfe soll hier ebensowenig behandelt werden wie die Frage, ob es sich beim Wrestling um einen wirklichen Sport oder um eine Show handelt, Sports Entertainment oder doch nur ein kompliziertes Melodrama, eine Art männliche Version der Fernsehseifenoper, die aber mehr Wert auf Action als auf Dialog legt (vgl. Ball 1991; Jenkins 1997; Mazer 1998; Opliger 2004). Im Zusammenhang mit der dem Wrestling innewohnenden Problematik „fake or real“, die jahrzehntelang von Anhängern und Gegnern heftig diskutiert wurde, stellten Promoter erst Anfang der 1980er Jahre öffentlich klar, dass Resultate „fixed“, d.h. vorher abgesprochen

und festgelegt werden. Für eine erste Auseinandersetzung mit dem ambivalenten Charakter dieser Sportart sei nur auf den bereits in den 1950er Jahren entstandenen anregenden Essay „The World of Wrestling“ von Roland Barthes (1972) verwiesen.

Festzuhalten bleibt aber, dass es sich bei Wrestlern um genuin starke Athleten mit einer hohen Körperbeherrschung handelt, die eine hochentwickelte, ritualisierte Vorstellung von Sport-Theater zeigen.

## VI. „Japanischer“ Held

Mit Rikidōzan zeigte sich in der Nachkriegszeit ein japanischer Sportler zum ersten Mal einem Ausländer als ebenbürtig und sogar überlegen.

Bis dahin hatte es bei internationalen Sportwettkämpfen fast nur Niederlagen gegeben. So waren die Japaner den Amerikanern im populären Baseball hoffnungslos unterlegen, wenn Teams aus der Major League durch Japan tourten. Weltrekorde wurden zwar im Schwimmen (1947 durch Furuhashi im 400m Freistilschwimmen) und Boxen aufgestellt (1952 durch Shirai im Fliegengewicht), aber dabei handelte es sich durchweg um marginale Sportarten. Japan erholte sich auch auf sportlichem Gebiet nur langsam von der Niederlage des Zweiten Weltkriegs; so war noch die Teilnahme an den Olympischen Spielen 1948 in London untersagt, erst 1952 in Helsinki konnte Japan seine ersten Teams wieder an den Start schicken. Die Siege von Rikidōzan über die übermächtigen Amerikaner, die noch dazu in ihrer eigenen Sportart geschlagen wurden, waren deshalb so wichtig für die japanische Psyche, da sie den Japanern einen nicht geringen Teil ihres Selbstvertrauens zurückgaben.

Die phänomenale Popularität des *puroresu*, personifiziert durch Rikidōzan, lässt sich auch damit erklären, weil es anfangs EIN Thema bediente: Japan gegen den Rest der Welt, d.h. gegen den Westen, sprich gegen Amerika. Amerikanische Wrestler, die zu jener Zeit in Japan auftraten, können als Stellvertreter für Japans alten Gegner, als Symbole seines gegenwärtigen Herren (amerikanische Besatzung bis 1952) angesehen werden. *Puroresu* wurde in seiner Anfangszeit als nationales Event behandelt, LDP-Politiker und sogar ehemalige Minister (Thompson 1986:72) waren in der Organisation aktiv, es wurde teilweise durch Ministerien oder den Gouverneur von Tōkyō gesponsert. Damit ergab sich automatisch eine deutliche Aufwertung des *puroresu* hin zum Status einer sauberen Sportart.

Bereits 1958 trat Rikidōzan in Japan als einziger Promoter von *puroresu* Veranstaltungen auf. Alle anderen Organisationen waren aufgelöst worden, weil sie nicht wie Rikidōzan Unterstützung aus politischen Zirkeln und Finanzkreisen erhielten oder weil ihre Basis außerhalb Tōkyōs lag und sie kei-

nen ständigen Kontakt zu den Hauptstadtmedien aufrechterhalten konnten. Der hauptsächliche Grund für ihren Niedergang scheint aber darin gelegen zu haben, dass sie keine feste Verbindung zu ausländischen Wrestlern aufgebaut hatten. Ohne ausländische Gegner funktionierte *puroresu* in Japan nicht. Wichtig war, dass die Hauptkämpfe immer gegen Ausländer stattfanden, nur in den Vorkämpfen standen sich eventuell ausschließlich Japaner gegenüber. Es ging um „wir“ gegen „die“. Die siegreiche Konfrontation mit kaukasischen Ausländern hob das angeknackste Selbstwertgefühl eines besiegten Volkes und Rikidōzan avancierte durch seinen unermüdlichen Kampfgeist zum Volkshelden, zum japanischen Helden. Natürlich traten neben ihm andere japanische Wrestler auf, doch niemand besaß seine charismatische Ausstrahlung. Sein Erfolg beruhte auch darauf, dass er bewusst als Japaner auftrat und als Japaner die Fremden besiegte. Dies war bereits an seinem Outfit im Ring erkennbar: Im Gegensatz zu den damals verbreiteten kurzen Hosen trug er nicht nur eine lange, enganliegende schwarze Hose, sondern choreographierte seinen Auftritt im Ring publikumswirksam durch einen Umhang mit typisch japanischen Motiven oder mit der japanischen Flagge. Dazu beschimpfte er in guter Wrestling-Manier seine amerikanischen Kontrahenten als übergewichtige ausländische Betrüger. Natürlich war Rikidōzan Japaner, denn durch seine Eintragung ins *koseki* der Familie Momota, wie immer diese auch zustande gekommen sein mag, hatte er die japanische Staatsbürgerschaft erhalten. Aber um als richtiger Japaner angesehen zu werden, kommt immer noch eine zweite Kategorie ins Spiel, die biologische Kategorie, nämlich die Abstammung von japanischen Eltern. Niemand kann in den Augen der Öffentlichkeit wirklich Japaner sein, ohne dass japanisches Blut in seinen Adern fließt. Auch die perfekte Beherrschung der japanischen Sprache und eine tadellose kulturelle Assimilierung qualifizieren eine Person nicht zum einwandfreien Japaner (Suzuki 2003:6), wenn die biologisch determinierte Voraussetzung fehlt. Als Beispiel für diese wohl bis heute gültige These können drei populäre ehemalige *sumōtori* dienen, die aus Hawaii stammen: Takamiyama, Akebono, Musashimaru. Alle haben japanische Namen angenommen und besitzen die japanische Staatsbürgerschaft, werden aber stets als Ausländer behandelt, weil das Äußere nicht stimmt. Einem gebürtigen Koreaner fällt es natürlich leichter, seine wahre Abstammung aufgrund äußerlicher Ähnlichkeit mit Japanern zu verschleiern. Rikidōzan ist dies auch gut gelungen.

Man schätzt, dass im Jahr 1938 rund 800.000 Koreaner in Japan lebten. In den Jahren 1939 bis 1945 wurden viele gewaltsam nach Japan gebracht, so dass die Zahl auf 2.300.000 anstieg (Fukuoka 1996:2). 500.000 bis 600.000 verblieben nach Kriegsende im Land. Doch bis auf den heutigen Tag gibt es im Japanischen keinen Begriff, der eine doppelte Identität ausweisen könnte,

wie etwa „Korea-Japaner“. Die koreanischen Einwohner Japans werden weiterhin als *zainichi* bezeichnet (*zainichi korian*, *zainichi kankokujin*, *zainichi chōsenjin*), wobei die Vorsilbe „zai“ einen zeitlich begrenzten Aufenthalt impliziert (Wacker 2006:6; siehe auch Iwabuchi 2000; Wetherall 1981).

In einer kurz vor Unterzeichnung des Friedensvertrags im September 1951 auf den Straßen Tōkyōs durchgeführten Umfrage (die nach heutigen Maßstäben sicher nicht als repräsentativ angesehen werden kann, da nur 344 Personen befragt wurden, die aber doch gewisse Tendenzen sichtbar macht) wurden Koreaner als eine der am wenigsten beliebten Personengruppen bezeichnet, noch unbeliebter erwies sich nur die Kategorie Neger/Farbiger (Okamura 2002:76f). In einer Liste, die 16 Nationalitäten aufführte, fand sich Korea auf dem vorletzten Platz wieder. Nur 2% der Befragten gaben an, Koreaner besonders zu mögen, hingegen äußerten 44% ihre spezielle Abneigung. Eine erneute Umfrage im Jahr 1963 brachte ähnliche Ergebnisse (Thompson 1986:76). Mehreren Chronisten der japanischen Wrestling-Geschichte zufolge empfanden Japaner in den 1950er Jahren nicht nur gegenüber weißen Ausländern Minderwertigkeitsgefühle, sondern auch gegenüber Chinesen und Koreanern (Okamura 2002:75). Die Siege eines ehemaligen Koreaners über die mächtigen US-Amerikaner hätten den Japanern demnach keine Befriedigung geben können, hätten ihnen keinen Mut gemacht. Rikidōzan soll gegenüber einem engen Freund, den er aus der Sumōzeit kannte, geäußert haben, dass ein ethnisches Coming-out für ihn ein Desaster bedeuten würde, er würde in solch einem Fall mit einem Verlust der Hälfte seiner Fangemeinde rechnen (Whiting 1999:101).

Das japanische Heldenimage, das er wohl von Anfang an mit der bewussten Zurschaustellung japanischer Attribute aufgebaut hat, wurde kaum beschädigt durch spätere öffentliche Alkoholesesse, Schlägereien oder seine Verbindungen zur Unterwelt. Dieses „bad-boy“-Image außerhalb des Rings, das nur in gewissen Kreisen bekannt war, da die Medien nur spärlich darüber berichteten, stand in frappantem Gegensatz zu seiner weitverbreiteten Vorbildfunktion für die damalige männliche Jugend. Während die ältere Generation, die die Demütigungen eines verlorenen Krieges erfahren hatte, die Siege Rikidōzans als Genugtuung oder sogar als eine Art von Revanche empfanden, waren die Gründe für seine Anziehungskraft auf die jüngere Generation, die ohne großen Anti-Amerikanismus aufgewachsen war, sicherlich andere. Rikidōzan war ihr sportlicher Held, dem man nacheifern wollte und sollte. Die Medien verbreiteten sorgfältig das Bild vom wiedererstarkten japanischen Kampfgeist, verkörpert im *puroresu* des Rikidōzan. Doch der Imageverlust, den er als „falscher“ Japaner erleiden würde, hätte seiner Vorbildfunktion womöglich ein Ende bereitet.

Diese wohl berechtigte Sorge ließ ihn seine wahre Identität bis zum Tod verheimlichen, auch seine engsten Mitarbeiter wollen nichts davon gewusst

haben und sogar seine zwei Söhne erfuhren angeblich erst Ende der 1970er Jahre aus der Presse von ihren koreanischen Wurzeln.

## VII. Symbiose von *puroresu* und Fernsehen

Die damalige Popularität des *puroresu* kann aber nicht allein durch einen gewissen Nationalismus erklärt werden: Das neue Medium Fernsehen war entscheidend am Erfolg beteiligt.

Die erste Nachkriegsübertragung eines Sportereignisses hatte bereits im Juni 1951 stattgefunden (Guttman und Thompson 2001:168), doch das staatliche Fernsehen NHK nahm erst am 1. Februar 1953 seinen regulären Betrieb auf. Seine anfänglich 5.000 Gebührenzahler kamen hauptsächlich aus dem Großraum Tōkyō (Ushijima 1995:78f), da die Sendungen nicht überall zu empfangen waren. Auch die Sendezeit war noch eingeschränkt, mittags wurden zwei Stunden, am Abend nochmals vier Stunden gesendet. Der Privatsender NTV (Nihon Television) folgte im August des gleichen Jahres, 1955 der Sender TBS. Bereits 1955 war die Zahl der angemeldeten Geräte auf 17.000 angestiegen (Whiting 1999:79), nur vier Jahre später registrierte man bereits 4,5 Millionen. Fernsehgeräte zählten im wirtschaftlich aufstrebenden Japan zu den drei sogenannten „Göttlichen Geräten“ (*shinji*), d.h. Fernseher, Kühlschrank, Waschmaschine. Der Preis für ein in Japan hergestelltes schwarz-weiß Gerät entsprach drei bis fünf Monatsgehältern eines mittleren Angestellten (Thompson 1969:67) und erwies sich für den privaten Verbraucher als kaum erschwinglich. Aus diesem Grund waren Geräte in Privathaushalten anfänglich kaum anzutreffen, vielmehr standen sie in Geschäftsräumen (wie z.B. in vielen Friseurläden oder öffentlichen Bädern) oder in Restaurants und Cafes als Mittel, möglichst viele Kunden anzulocken.

Das neue Medium Fernsehen und die neue Sportart *puroresu* gingen von Beginn an eine enge Verbindung ein, beide waren wie geschaffen füreinander. Bisher hatte man Sportereignisse über die Vermittlung von Printmedien, im Radio, in Filmausschnitten des Kinos oder live im Stadion erleben können. Nun kam eine höchst dramatische, emotionsgeladene Sportart, deren simple Regeln sofort für jedermann einsichtig waren, direkt ins eigene Wohnzimmer oder doch ins benachbarte Cafe, wo man das Geschehen mit der gesamten Familie oder im Freundeskreis verfolgen konnte.

Die Fernsehsender erkannten sofort, dass mit solch populären Übertragungen viel Geld zu machen war. Zu den Kämpfen mit den Sharpe-Brüdern wurden auf öffentlichen Plätzen im Kantō-Gebiet, besonders vor Bahnhöfen und in Parks, 220 Geräte aufgestellt, auf denen das Geschehen kostenlos verfolgt werden konnte. Für dieses *gaitō terebi* („Straßen-TV“) wurden keine

riesigen Monitore, sondern 27 Zoll-Geräte auf Lastwagen oder auf schnell gezimmerte Bühnen montiert. NTV schätzt, dass über 150.000 Personen die Kämpfe draußen verfolgten, davon allein 20.000 vor dem Bahnhof Shimbashi (Thompson 1986:70 und Whiting 1999:50). Die Polizei sah in den Innenstädten kein Durchkommen mehr und die Massenhysterie im Stadion übertrug sich auf die Menge draußen. Neben den Menschenmassen auf der Straße schätzt man für den ersten Abend 10 bis 14 Millionen Zuschauer vor den heimischen Geräten, für den zweiten Abend sogar 24 Millionen (Whiting 1999:51), also etwa ein Drittel der Bevölkerung. In einer 1954 durchgeführten Umfrage unter Fernsehzuschauern wollten 74% gern Spielfilme sehen, gefolgt von 71%, die sich für *puroresu* entschieden hatten. 1955 wurden nochmals Personen befragt, die über kein eigenes Gerät verfügten. Von denen, die mindestens einmal pro Monat eine Outdoor-Fernsehveranstaltung verfolgten, gaben 80% an, Wrestling zu sehen (Thompson 1986:67) und nur 36% Baseball.

Rikidōzan stellte mit seinem *puroresu* alle frühen Fernseh-Zuschauerrekorde auf. So sollen im Oktober 1957 beim Kampf gegen Lou Thesz fast 90% vor ihren Geräten gesessen haben. Der neue Sport erwies sich nicht nur für die Fernsehstationen als äußerst lukrativ, sondern steigerte auch den Absatz von TV-Geräten und bald gab es genügend finanzkräftige Sponsoren von *puroresu* Veranstaltungen, wie z.B. Mitsubishi Electronics, die auch Fernsehgeräte herstellten und ihre Verträge direkt mit Rikidōzan abschlossen.

Bis 1980 wurde *puroresu* zur besten Fernsehzeit gesendet (Okamura 2002:166), danach ließ auch in Japan das öffentliche Interesse nach. *Puroresu* wird nun fast ausschließlich nach Mitternacht gesendet oder von speziellen Sportsendern ausgestrahlt. Rikidōzan als Vater des japanischen *puroresu* zog zwar zwei erfolgreiche Schüler heran, Giant Baba und Antonio Inoki, doch konnten beide nicht die Popularität ihres Übervaters erreichen.

### **VIII. Ende einer Doppelidentität**

Anfang der 1960er Jahre scheint Rikidōzan die Problematik seiner koreanisch-japanischen Doppelidentität eingeholt zu haben. Bis dahin hatte er koreanische Wrestler demonstrativ von seinem *dohyō* ferngehalten, wollte in der Öffentlichkeit nicht mit Koreanern gesehen werden, sprach am Ende kaum noch seine Muttersprache. 1962 aber schenkte er, unbeachtet von der japanischen Öffentlichkeit, dem nordkoreanischen Präsidenten Kim Il-Sung zu dessen 50. Geburtstag eine eigenhändig geschriebene Schriftrolle sowie eine Luxus-Limousine, die noch heute in einem nordkoreanischen Museum zu besichtigen sein soll (Lee Kojin 1996:317). Ein Jahr später reiste er mit einer LDP-Delegation zu einer „goodwill-tour“ nach Südkorea und stand am 38.

Breitengrad, der Grenze zu Nordkorea. Bei einem Autokorso in Seoul feierte man ihn als koreanischen Helden, aber „daheim“ in Japan vermeldete nur die *Tōkyō Shinbun* in einem Nebensatz seine Aussage: „Ich bin sehr glücklich, nach 20 Jahren in meinem Heimatland zu sein“ (Whiting 1999:106f).

Rikidōzan lebte in seinen letzten Jahren das Leben eines Superstars auf der Überholspur. Aufgerieben in über 200 Kämpfen pro Jahr und durch die Leitung seines großen Sportimperiums schwankte er zwischen der Einnahme von Aufputzmitteln und Schlaftabletten, seine öffentlichen Alkoholesse und wohl auch seine Drogenprobleme nahmen zu. Mitte 1963 heiratete er zwar noch die ehemalige Stewardess Tanaka Keiko, doch die gemeinsame Tochter kam erst nach seinem Tod zur Welt. Von seinen weiteren drei Kindern entstammen zwei Söhne einer Beziehung mit einer Geisha, außerdem zeugte er eine Tochter in Nordkorea.

Sein gewaltsamer Tod ist symptomatisch für sein zerrissenes Leben: Im Dezember 1963 kommt es in einem Tōkyōter Nachtclub zu einem Streit mit einem jungen Yakuza, wobei Rikidōzan mit einem Messer verletzt wird. Die Wunde ist zwar nicht sehr tief, nicht lebensgefährlich, vereitert aber und so stirbt er nach zwei Operationen einige Tage später. Als offizielle Todesursache wird eine Bauchfellentzündung angegeben. Gerüchte über ein Mordkomplott rivalisierender Yakuzagruppen, des amerikanischen CIA (die Messerattacke erfolgte am 22. Jahrestag des Angriffs auf Pearl Harbor 7.12.1941) oder aufgrund seiner nach den Olympischen Spielen angeblich bevorstehenden Rückkehr nach Nordkorea wurden aber nicht weiter verfolgt. (Der Messerstecher Murata Katsushi plädierte übrigens während seines Prozesses auf Notwehr und musste für sieben Jahre ins Gefängnis).

Rikidōzans Beisetzung auf dem Friedhof des Ikegami Honmonji in Ōta-ku (Tōkyō) erfolgte unter großer Anteilnahme der Bevölkerung. Zu seinem monumentalen Grabmal weisen bis heute mehrere Hinweistafeln den Weg. Sein Grabstein, spätere Gedenksteine, die seinen Werdegang erzählen, sowie seine Bronzebüste zeigen ausschließlich seinen japanischen Namen; seine koreanische Abstammung ist auch auf dem Friedhof nicht existent.

## **IX. Rikidōzan forever?**

Mittlerweile versuchen alle drei Länder, Nordkorea, Südkorea sowie Japan, Rikidōzan als den ihren für sich zu vereinnahmen: In Nordkorea, wo seine Popularität auch durch seine Tochter (eine erfolgreiche ehemalige Sportlerin) wachgehalten wird, erschien 1999 der Bestseller *Ich bin Koreaner*, ein langer, fiktiver Roman über sein Leben (Lee Kojin 1996:323). Ebenso 1999 strahlte das nordkoreanische Fernsehen ein Fortsetzungsdrama in 15 Folgen mit dem



Abb.6: Eines der Hinweisschilder zum Grab



Abb.7: Rikidōzans Grabanlage



Abb.8: Rikidōzan-Büste auf Grabanlage

Titel *Ein Mann des Volkes* aus, und bereits 1993/94 war ein Kinderbuch in Comic-Form erschienen, das Rikidōzan als durchweg guten Koreaner darstellt. (Eine japanische Ausgabe des Buches von Kim Degoung existiert ebenfalls.) Südkorea produzierte 2004 den äußerst populären Kinofilm *Rikidōzan*, der international und auch längere Zeit in Japan lief.

In Japan erscheinen zu den üblichen Gedenktagen weiterhin Bücher über Rikidōzan (so erschien z.B. zum 40. Todesjahr ein vielbeachtetes Erinnerungsbuch seiner Witwe), aber das Tabuthema der 1950er Jahre, d.h. seine Doppel-identität als „falscher“ Japaner, das noch in den 1970er Jahren erheblichen Staub aufgewirbelt hatte, ist unter der japanischen Bevölkerung längst keins mehr. Eine private Nachfrage unter jungen Studenten, ob ihnen der Name Rikidōzan bekannt sei, ergab, dass die überwiegende Mehrheit den Namen Rikidōzan kennt und ihn mit *puroresu* verbindet. Einige hatten ihn noch unlängst in dem populären japanischen Film *Always San-chōme no yūhi* gesehen, in dem ein Originalausschnitt einer seiner Kämpfe gezeigt wird; manche imitierten sogar spontan seinen Karate-chop. Deshalb möchte ich behaupten, dass Rikidōzan als Vater des japanischen *puroresu* weiterhin seinen Platz im kollektiven Gedächtnis Japans behauptet.

## Literatur

BALL, Michael

1991 *Professional Wrestling as Ritual Drama in American Popular Culture*. New York: Edwin Mellen Press (=Mellen Studies in Sociology; 8).

BARTHES, Roland

1972 „The World of Wrestling“, ders.: *Mythologies*. New York: Hill and Wang, 15-25 (Erstausgabe 1957 erschienen).

BOLLOM, Brandon W.

2004 „Professional Wrestling Migration: Puroresu in America“, *Asian Studies* 383, 1-24. [www.burninghammer.com/academic/puroresu.pdf](http://www.burninghammer.com/academic/puroresu.pdf) (eingesehen am 3.12.2008).

FUKUDA Kazuya

1996 *Rikidōzan wa erakatta* [Rikidōzan ist außerordentlich]. Tōkyō: Baseball Magazine sha.

FUKUOKA Yasunori

1996 „Koreans in Japan: Past and Present“, *Saitama Univ. Review* 31/1, 1-15. [www.han.org/a/fukuoka96a.html](http://www.han.org/a/fukuoka96a.html)

GUTTMANN, Allen und Lee THOMPSON

2001 *Japanese Sports. A History*. Honolulu: University of Hawaii Press.

IWABUCHI Koichi

- 2000 „Political correctness, postcoloniality and the self-representation of „Koreanness“ in Japan“, Sonia RYANG (Hg.): *Koreans in Japan. Critical Voices from the Margin*. London und New York: Routledge, 55-73.
- JENKINS, Henry
- 1997 „Never trust a snake. WWF-Wrestling as Masculine Melodrama“, Aaron Baker und Todd Boyd (Hg.): *Out of Bounds. Sports, Media, and the Politics of Identity*. Bloomington: Indiana Univ.Press, 48-78.
- KIM Degoung
- 2003 *Rikidōzan monogatari* [Die Erzählung von Rikidōzan]. Tōkyō: Kashiwa Shobō.
- LEE Kojin
- 1996 *Rikidōzan densetsu* [Die Legende von Rikidōzan]. Tōkyō: Chōsen Seinensha.
- LEE Sunil
- 1998 *Mō hitotsu no Rikidōzan* [Noch einmal Rikidōzan]. Tōkyō: Shōgakukan.
- MARSHALL, Gavin
- 1964 *Death of a Hero*. Wrestling Revue (April 1964) [www.puroresu.com/personalities/Rikidōzan/article.html](http://www.puroresu.com/personalities/Rikidōzan/article.html) (eingesehen am 3.12.2008).
- MAZER, Sharon
- 1998 *Professional Wrestling. Sport and Spectacle*. Jackson: Univ. Press of Mississippi.
- OKAMURA Masashi (Hg.)
- 2002 *Rikidōzan to nihonjin* [Rikidōzan und die Japaner] Tōkyō: Seikyusha.
- OPPLIGER, Patrice A.
- 2004 *Wrestling and Hypermasculinity*. Jefferson, North Carolina and London: McFarland.
- SUZUKI Kazuko
- 2003 *The State and Racialization. The Case of Koreans in Japan*. The Center for Comparative Immigration Studies, University of California, San Diego. Febr. 2003. <http://www.ccis-ucsd.org/PUBLICATIONS/wrkg69.pdf> (eingesehen am 3.12.2008).
- TAIPEI TIMES
- 2003 *Wrestler an unlikely icon for NKorea* <http://www.taipeitimes.com/News/feat/archives/2003/07/21/2003060358> (eingesehen am 3.12.2008).
- THOMPSON, Lee Austin
- 1986 „Professional Wrestling in Japan – Media and Message“, *International Review for the Sociology of Sport* 21/1, 65-81.
- USHIJIMA Hidehiko
- 1995 *Rikidōzan: Ozumo, puroresu, urashakai* [Rikidōzan: Sumo, Wrestling, Schatten-gesellschaft]. Tōkyō: Daisan shokan (verbesserte Neuauflage von: Mō hitotsu no Shōwa-shi 1. Shinsō kairyū no otoko, Rikidōzan. Tōkyō: Asahi, 1978).
- WACKER, Melanie
- 2006 *Junge Koreaner in Japan. Identitätssuche einer Minderheit*. Trends East Asia (TEA), Online-Publikationsreihe der Sektion Politik Ostasiens an der Ruhr-Uni-

versität Bochum, Kurzanalyse Nr.10 (März 2006). <http://www.ruhr-uni-bochum.de/oaw/poa/pdf/TEA%20K10.pdf>

WETHERALL, William

1981 „Public Figures in Popular Culture. Identity Problems of Minority Heroes“, Changsoo Lee und George De Vos (Hg): *Koreans in Japan. Ethnic Conflict and Accomodation* Berkeley: University of California Press, 281-303.

WHITING, Robert

1999 *Tokyo Underworld. The Fast Times and Hard Life of an American Gangster in Japan*. New York: Vintage/Random House.

# **„Zum Ruhme des Sports und zur Ehre ... unseres Landes“: Österreichisch-japanische Botschaften aus dem Olympiajahr 1964**

WOLFRAM MANZENREITER

[Abstrakt] Die Olympischen Spiele lieferten Maurice Roche den Prototyp für Mega-Events, die der Soziologe als großformatige kulturelle Veranstaltungen mit dramaturgischem Charakter, Massenanzug und internationaler Bedeutung definiert hat. Nicht nur der Anzahl der teilnehmenden Nationen, sondern auch der Reichweite, gemessen an Einschaltquoten oder Medienakkreditierungen, verdanken die Olympischen Spiele ihre exponierte Position unter den Sportmega-Events. Als globales Medium überragt ihre Bedeutung den sportlichen Wettkampf bei weitem. Zahlreiche Akteure suchen daher Attraktivität und Faszination der Sportveranstaltung für die Vermittlung von Botschaften zu instrumentalisieren, die wenig oder gar nichts mit der olympischen Kernideologie zu tun haben. Welche Botschaften die Olympischen Spiele 1964 in Österreich und Japan zu vermitteln suchten und welche Akteure dabei welche Interessen wahren wollten, soll in dieser Gegenüberstellung der Winterspiele von Innsbruck und der Sommerspiele von Tōkyō herausgearbeitet werden.

## **Einleitung: Das Olympia-Jahr 1964 und die Bedeutung von Sport-Megaevents**

Das Olympia-Jahr 1964 bescherte Österreich und Japan die ersten Olympischen Spiele, die jemals in einem dieser beiden Länder ausgetragen worden waren. Während die Sommerspiele von Tōkyō prominent im kollektiven Gedächtnis als „nationale Coming out-Party“ verhaftet sind, scheint den Winterspielen von Innsbruck eine ähnliche Aura versagt geblieben zu sein. Den Gründen für diese ungleichmäßige Bedeutungszuordnung sowie der Rolle und Nachwirkung der Olympischen Spiele in Österreich und Japan sind die folgenden Seiten gewidmet.

Japan hatte sich bereits eine Olympiade zuvor um die Austragung der Spiele von 1960 beworben, ohne sich aber gegen Rom durchsetzen zu können – oder zu wollen: Schließlich hatte erst der Verzicht Mussolinis auf eine Olympiabewerbung Italiens der japanischen Hauptstadt 1936 erstmals den Zuschlag für die Austragung der XII. Olympischen Sommerspiele zugesichert, die letztlich dem Krieg gegen China zum Opfer gefallen sind. Die aufwändige Sportdiplomatie der Vorkriegsjahre erregte großes Missfallen seitens der

Repräsentanten des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), das sich weniger gegen die Einvernahme ihrer Spiele für politische Zwecke richtete als gegen die Verhandlungen politischer Vertreter über ihre Spiele. Vergleichsweise reibungslos verlief dagegen die Kandidatur für die XVIII. Sommerspiele. In der entscheidenden Abstimmung setzte sich die Kandidatin Tōkyō 1959 direkt gegen ihre Mitbewerber Brüssel, Detroit, und aus österreichischer Perspektive leider auch gegen Wien durch. Wiens erfolgloser Versuch einer Olympia-Bewerbung unter der Federführung von Stadtplaner Roland Rainer sollte bis in die Gegenwart hinein die einzige Bewerbung der österreichischen Bundeshauptstadt um die Olympischen Sommerspiele geblieben sein.<sup>1</sup> Tröstlich für Österreich war jedoch, dass die Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck für das Olympia-Jahr 1964 die IX. Olympischen Winterspiele zugesprochen bekam. Wie Tōkyō hatte auch Innsbruck den Zuschlag erst bei der zweiten Bewerbung erhalten, dann aber bereits im ersten Wahlgang gegen die unterlegene Konkurrenz aus Lahti und Calgary.

Dass sich die Kandidaten Innsbruck und Tōkyō, wie auch andere potenzielle Austragungsorte, durch einen oder mehrere Fehlschläge nicht entmutigen ließen, erlaubt den Rückschluss auf die bereits Mitte des 20. Jahrhunderts verbreiteten Profiterwartungen an die größten Sportwettkämpfe der Welt. Diese waren bei weitem nicht, oder nicht nur, ökonomischer Natur: Die Allianz zwischen Sport und Business steckte zu jener Zeit noch in ihren Kinderschuhen; der Amateurparagraph war noch (bis 1981) in der Olympischen Charter verankert und verbot der Weltelite des Sports, ökonomischen Gewinn aus ihren Talenten zu schlagen; wer sich allzu offensichtlich über das Verbot hinwegsetzte, wurde von der Teilnahme ausgeschlossen. Den Grundstein für die Vorstellung, Profite aus der Austragung dieses internationalen Sportevents ziehen zu können, legten erst die „privaten“ Olympischen Spiele von Los Angeles (1984). Die „Hollywood Games“ verdeutlichten, dass dieses internationale Sportevent nicht notwendigerweise zu Lasten der Organisatoren gehen muss – vorausgesetzt die Organisation liegt nicht in öffentlichen Händen (An-

---

<sup>1</sup> Die Olympia-Bewerbung war der erste Auftrag des 1959 neu bestellten Stadtplaners Roland Rainer. Der renommierte Architekt, auf den die Wiener Stadthalle zurückgeht, legte ein umfassendes Sportstättenkonzept um das Prater-Stadion als zentralen Veranstaltungsort vor. Außerdem waren die Stadthalle, das Stadionbad, die Sporthalle im Donaupark, das Rudergelände auf der Alten Donau und die Reitanlage Freudenau für die Wettkämpfe vorgesehen. Rainers Plan beinhaltete auch ein neu zu bauendes Hallenstadion im Prater, weitere neue Einrichtungen und moderne Planungs-Richtlinien für das Olympische Dorf. Wien wollte sich acht Jahre später mit dem gleichen Konzept erneut bewerben, scheiterte aber an dem Veto der Bundesregierung. Anders als die Koalitionsregierung Raab 1959 weigerte sich die ÖVP-Regierung ihren Anteil an Kosten für Verkehrsbauten und Bundessporteinrichtungen zu übernehmen (Pirhofer und Stummer 2007:46-47). 2004 versuchte das Liberale Forum im Gemeinderat Wien mit Hinweisen auf das brachliegende Nordbahnhofareal und Gewinnaussichten von 1,7 Milliarden Dollar für das Stadtsäckel die Debatte um eine Wiener Olympia-Bewerbung wieder in Gang zu setzen.

dranovich, Burbank und Heying 2001). Sozialisierung der Kosten, Privatisierung der Gewinne – diese Entwicklung fügte sich nahtlos in den neoliberalen Zeitgeist der Ära nach dem Bretton Woods-Abkommens, der bis in das frühe 21. Jahrhundert hinein die Diskussion um Sport-Megaevents<sup>2</sup> dominiert hat.

In der Nachkriegszeit jedoch genoss der Staat als Wirtschaftsakteur dank keynesianischer Theorie (in Japan) und sozialer Marktwirtschaftslehre (in Österreich) noch höheres Ansehen, während Industrie und Handel die Fantasie der Wirtschaftstreibenden stärker beschäftigten als Dienstleistungen, Eventmarketing und Erlebnisindustrien. Allerdings waren sich Staat und Wirtschaft seit den Frühzeiten der Weltausstellungen und Olympischen Spielen, die in ihrem Windschatten entstanden sind, der indirekten Profite bewusst, die dem Wettbewerb und der Aufmerksamkeit zu verdanken sind, die diese einmaligen, relativ seltenen Ereignisse evozieren. In der Antizipation der internationalen Aufmerksamkeit planen und gestalten die gastgebenden Länder – selbst wenn es eigentlich Städte wie Tōkyō, Innsbruck oder München sind, die als Host Cities agieren, so stehen sie niemals ohne politische oder soziale Gesamtheit des Staats oder der Nation da – ihre Selbstinszenierung mit größter Sorgfalt. Investitionen materieller und immaterieller Art werden benötigt, um das gewünschte Bild zu erreichen; die dafür benötigten Entwicklungsprojekte sind längerfristiger Natur, beginnen weit vor dem Kernevent und überdauern dieses auch oftmals. Daher beschränken sich die Auswirkungen der Sport-Megaevents nicht auf den Zeitrahmen, in dem sie stattfinden, sondern erstrecken sich über einen größeren Zeitraum, der die eigentlichen Spiele umrahmt und überdauert. Für viele, die den Vorgängen des Jahres 1964 bewusst Aufmerksamkeit geschenkt haben, dienen die Olympischen Spiele auch mehr als vier Jahrzehnte danach noch als eine Referenzmarke in ihrer persönlichen historischen Orientierung. Zumindest im Falle der Sommerspiele von Tōkyō haben es diese aber auch in die japanischen Schulbücher geschafft.

In diesem Aufsatz vergleiche ich die Bedeutung der Olympischen Winter- und Sommerspiele des Jahres 1964 für die Gastgeberländer und ihre Bevölkerung. Besondere Aufmerksamkeit lasse ich dabei nationalen Identitätsdiskursen zukommen, die sich aus den Inszenierungsstrategien der „Spiel-macher“ und der Konstruktion von nationalen Heldengeschichten ableiten

---

2 Neben den Olympischen Sommerspielen qualifiziert sich lediglich die Fußballweltmeisterschaft der Herren als sportliches Mega-Event, wengleich auch die UEFA mit der Fußballeruropameisterschaft, das IOC mit den Winterspielen, die FIA mit dem Formel 1-Zirkus und die National Football League mit der Superbowl ebenfalls danach streben, den Anforderungen dieser Kategorie gerecht zu werden. (Sport-)Megaevents hat der Soziologe Maurice Roche im weiteren Sinne als „großformatige kulturelle Inszenierungen von internationaler Bedeutung und mit dramatischem Charakter und Massenappeal“ definiert, „die typischerweise von einer Kombination von nationalen Regierungsvertretern und internationalen NGO-Vertretern organisiert werden“ (2000:1).

lassen. Die erhöhte Aufmerksamkeit, die einer Nation, einem Staat, und einzelnen SportlerInnen als RepräsentantInnen eines Landes zuteil wird, erzeugt allerdings einen Missklang mit dem universalistischen Anspruch der Ideale der Olympischen Bewegung, auf die ich im Fazit eingehen werde. Mein Material basiert im Wesentlichen auf Pressequellen des Jahres 1964<sup>3</sup> und diversen akademischen Auseinandersetzungen mit den – aus sportlicher Sicht – Höhepunkten des Olympiejahrs 1964.

### **„Wo die Olympischen Spiele hintreten, wächst kein Gras mehr“: Infrastruktur und Regionalentwicklung**

Der Staat war zweifellos der wichtigste Akteur in der Organisation der Olympischen Spiele vor der Kommerzialisierung der Megaevents des internationalen Sports. Bewerbungen, die offiziell von den nationalen Olympischen Komitees eingereicht werden, kommen heute wie damals ohne formale Garantieerklärung der Regierung nicht in die engere Auswahl. Staatlicher Backup ist vor allem notwendig, um die benötigte Sportstätten- und Transportinfrastruktur rechtzeitig bereitgestellt sehen zu können. Allein schon wegen der finanziellen Belastung für die öffentlichen Kassen müssen die Organisatoren sich die größtmögliche Unterstützung der Bevölkerung sichern. Argumentationen, die den indirekten bzw. mittel- und langfristigen Nutzen für die Allgemeinheit betonen, dienen dieser Strategie. So sollen die Sportstätten der Bevölkerung zugänglich gemacht und für andere sportliche oder kulturelle Veranstaltungen genutzt werden. Heute betont man in erster Linie die ökonomischen Auswirkungen der Sportgroßveranstaltungen. Aber auch schon vor vier Jahrzehnten bezifferte eine amerikanische Studie den Werbewert der Winterspiele für die Wintersportregion Innsbruck auf 10 Millionen Dollar (Schardt 2000:264), weitaus mehr, als die Spiele der Region an sich gekostet hatten. Tatsächlich hatte in den frühen sechziger Jahren der Wintertourismus noch keine nennenswerte Größenordnung erreicht: Das Saisongeschäft mit den Sommerfrischlern dominierte den Tourismus in Tirol. Erst mit der Saison 1963/64 stellte sich eine zaghafte Aufbruchsstimmung ein, vor allem wegen des nun einsetzenden transatlantischen Skitourismus. Es lässt sich allerdings nicht ursächlich nachweisen, dass die Spiele den Trend vom Sommer- zum Wintertourismus be-

---

<sup>3</sup> Das Online-Archiv der *Arbeiter-Zeitung*, die zu der Zeit als einziges überregionales Blatt ein eigenes Tirolbüro in Innsbruck unterhielt, ist von großer Hilfe gewesen. Dass diese Zeitung im Besitz der Sozialistischen Partei Österreichs stand, ist sicherlich ein Faktor, der die – für mich – überraschend kritische Haltung der Medien zu dem Wintersportspektakel erklärt. Besonderer Dank gebührt Georg Spitaler, der mir Einblick in sein Archivmaterial zu den Olympischen Winterspielen 1964 und eigene Arbeiten über die mediale Konstruktion von österreichischen Sportstars gewährte.

schleunigten. Der Imagegewinn als Olympiadoppelstadt bescherte Innsbruck dagegen einen beträchtlichen Schuldenberg, den die Stadt auf Jahrzehnte hinweg noch abzutragen hat (Meixner 2006). Investitionen in andere Wirtschaftsbereiche hätten also durchaus Chancen auf höhere Rendite gehabt und die einseitige Abhängigkeit des Landes von Übernachtungs- und Tourismusdienstleistungen abschwächen können.

Nachdem die Winterspiele von 1960 in Squaw Valley bereits den olympischen Hang zur Megalomanie erkennen haben lassen, sollten die Winterspiele von 1964 ein Zeichen für die Rückkehr zu „einfachen Spielen“ sein. Dies war der einhellige Wunsch des IOC und auch der lokalen Gastgeber gewesen, aber angesichts der zu erwartenden Besuchermassen, des Presseaufkommens und der Rekordzahl an teilnehmenden SportlerInnen nicht so einfach zu arrangieren. Zur Rechtfertigung der hohen Ausgaben wurde von Anbeginn an großer Wert auf die Nachnutzbarkeit gelegt. Alle neu zu bauenden Sportanlagen sollten zukünftig nicht nur dem Spitzensport, sondern auch dem Breitensport zur Verfügung stehen. Skipisten und Lifтанlagen sollten dem Wintertourismus zu Gute kommen, das Olympische Dorf dem öffentlichen Wohnbau übergeben werden. Das Pressezentrum war als zukünftiges Chemisches Institut der Universität Innsbruck vorgesehen, und die Presseunterkunft sollte ihre Endbestimmung als Studentenwohnheim finden. Lechenperg (1964:11) zufolge wurden in den Ausbau der Sportinfrastruktur 217 Millionen Schilling<sup>4</sup> investiert. Neu gebaut wurden in Innsbruck die Skisprungarena Berg Isel und ein Kunsteis-Olympiastadion mit Tribünen für 11.000 Zuschauer und 7.000 Plätzen im Außenbereich der Schnelllaufbahnen. In Seefeld entstanden die Anlagen für den nordischen Skisport, in Igls Bob- und Schlittenbahnen. Für die alpinen Rennen wurden der Patscherkofel und die Axamer Lizum, der 18,3 Hektar Wald und 843.000 Kubikmeter Boden weichen mussten (Schardt 2000:266), erschlossen. Dazu kamen Investitionen in Höhe von 400 Millionen Schilling für den vorgezogenen Bau von Infrastruktureinrichtungen wie Brücken und Straßen, die von der wachsenden Nordtiroler Metropole dringend benötigt wurden (Lechenperg 1964:11). Laut dem offiziellen Endbericht verfügte Innsbruck über ein Ausrichtungsbudget von 107,84 Millionen Schilling, dem Einnahmen in Höhe von 83,73 Millionen entgegenstanden; der Differenzbetrag wurde von der Zentralregierung übernommen (Schardt 2000:262). Die Gesamtkosten lagen also bei ungefähr 750 Millionen Schilling (oder 27 Millionen US Dollar), die von den betroffenen Gemeinden zusammen mit dem Land Tirol, dem Staat Österreich und dem Organisationskomitee getragen werden mussten. Die *Arbeiter-Zeitung* kam in ihrem Endbericht sogar

---

4 1964 gab es für einen Dollar ca. 28 Schilling oder 360 Yen

auf „eine Milliarde, die die Steuerzahler in dieser oder jener Form aufbringen müssen“ (AZ 9.2.1964:2).

Der Protest gegen die Zerstörung der Natur in den Tiroler Bergen hielt sich in Grenzen, ebenso wie der gegen die einseitige Verwendung der Steuermittel für die Förderung eines internationalen Sportereignisses. Das Olympische Dorf, das in elf achtstöckigen Wohnbauten am Ostrand der Stadt errichtet wurde, war ein Kompromiss im Dienst der Stadterweiterung und des Bedarfs an neuen Wohnungen. Die Plattenbauten mit ihrem schlichten, funktionalen Design galten als modern, und das ursprünglich geplante „Tiroler Dorf“, das weder technisch noch finanziell zu realisieren war, wurde auch nicht vermisst. Das im Hochtal Lizum errichtete Sporthotel Olympia, „das sich wie eine Stauseemauer quer vor den Taleingang postiert hat“, wurde jedoch als Bausünde kritisiert: „Wo heutzutage Olympische Spiele hintreten, wächst kein Gras mehr“ (Michael Maier in der AZ 23.1.1964, Beilage:1). Die öffentlichen Investitionen standen aber außerhalb der Kritik, nicht zuletzt weil Österreich als zweitbeste Sportnation das Turnier abschließen konnte, mit Egon Zimmermanns Abfahrtsgold am Patscherkofel den „Sieger im meistbeachteten Olympiabewerb“ stellte und zum vierten Mal in Folge Olympiagold im Slalom holte. Wer hier Kritik aussprach, wurde schnell zum Vaterlandsverräter abgestempelt. Ein Bericht über die ungenügenden Vorbereitungen auf Extremfälle hatte in der Fernsehreihe „Horizonte“ für entsprechende und wenig feine Unmutsäußerungen gesorgt, allerdings auch die Verantwortlichen in der Exekutive und Post, die für den Transport der Zuschauer und Sicherheitsfragen zuständig waren, aufgerüttelt. Der Verantwortliche für den Sendebeitrag, Heinz Brantl, war zusammen mit dem Innsbrucker Bürgermeister Alois Lugger und Friedl Wolfgang, Leiter des Organisationskomitees, zu Gast in einer Ausgabe der von Helmut Zilk moderierten „Stadtgespräche“, die am Montag nach der Schlussveranstaltung in Innsbruck stattfand. Selbst vor dem Hintergrund der erfolgreichen Spiele, die letztlich doch nicht von extremer Kälte und Schneemassen beeinträchtigt worden waren<sup>5</sup>, war für das anwesende Saalpublikum eine sachliche Auseinandersetzung unmöglich: „Gut, daß Sie kein Tiroler sind“, hieß es, und „Sie brauchen sich in Tirol nicht mehr blicken zu lassen“ (AZ 12.2.1964:5).

Der Aufwand für die Organisation der Sommerspiele ist schon allein wegen der größeren Teilnehmer- und Sportartenanzahl deutlich höher. Waren die

---

<sup>5</sup> Innsbruck musste tatsächlich mit dem Manko eines ausgesprochen schneearmen Winters zurechtkommen. Das österreichische Bundesheer fuhr 20.000 Kubikmeter Schnee heran, um Pisten wie die Abfahrtsstrecke am Patscherkofel als einsames weißes Band inmitten einer grünen Landschaft auszurollen. Dafür wurde der Norden Griechenlands von einer Kältewelle heimgesucht, so dass die *Arbeiter-Zeitung* am 19. Januar berichtete: „Athen im Schnee – das Olympische Feuer kam aus dem Schnee in das schneearme Tirol“.

36 Wettbewerbe im Wintersport von insgesamt einer Million Zuschauer besucht worden, so stand allein beim Marathon ein Millionenpublikum an den Straßen Tōkyōs Spalier (TOGOC 1966/2:509). Während der damals noch nur zwei Wochen dauernden Spiele wurden pro Tag 170.000 Zuschauer in den Sportarenen allein gezählt (Lechenperg 1964:359). Während der Winterspiele hatten 36 Nationen für sechs Sportarten 1.091 SportlerInnen nach Österreich entsendet, womit erstmals die Tausendergrenze überschritten worden war. In Japan dagegen traten 5.151 AthletInnen aus 93 Nationen in 163 Bewerben und 19 Sportarten gegen einander an. Weitaus deutlicher als im Fall Innsbruck wurden die Ausgaben für die Ausrichtung der Sportveranstaltung mit dem notwendigen Modernisierungsschub für die Infrastruktur der rapide wachsenden Hauptstadt in Verbindung gebracht: So steht in der „Schriftlichen Meinungsäußerung zur Vorbereitung der Olympischen Spiele von Tōkyō“: „Die Betonung der geistigen und pädagogischen Werte der Olympischen Bewegung reicht als Grund nicht aus für die Ausrichtung der Olympischen Spiele 1964 in Tōkyō“. „Ein wichtiges Ziel ist die Revitalisierung der Hauptstadt, die im Inbegriff ist, ihre Funktionen nicht mehr erfüllen zu können ... Ungeachtet der Spiele geht es um die Errichtung eines lebenswerten Tōkyōs, wie es von der Bevölkerung gefordert wird“ (Ishizaka 2004:115). Die für Straßenbau (184 Mrd. Yen) und öffentliche Verkehrsmittel wie U-Bahn (233 Mrd. Yen), den Tōkaidō-Hochgeschwindigkeitszug (380 Mrd. Yen) und den Ausbau des Haneda-Flughafens benötigten Mittel in einer Gesamthöhe von knapp einer Billion Yen (oder 2,78 Mrd. Dollar), womit auch Kanalisation, Abfallentsorgung und Reinigung des Sumida-Flusses finanziert wurden, sprengten das Innsbrucker Budget um das Hundertfache. Vergleichsweise gering machten die Ausgaben in die Sportinfrastruktur aus: Zusätzlich zu den Baukosten in Höhe von 17 Milliarden Yen für die Hallen und Arenen, unter denen vor allem die von Tange Kenzo entworfenen eleganten Konstruktionen für das Nationalstadion und die Wettkampfschwimmhalle im Yoyogi-Park Weltberühmtheit erlangten, flossen 10 Milliarden Yen in das Organisationsbudget, und für die Vorbereitung der japanischen SportlerInnen stellte der Staat noch einmal 2,1 Milliarden zur Verfügung (Harada 2002:49).

Die nationale Begeisterung über den Zuschlag der Spiele war 1959 relativ kühl ausgefallen; in den linksstehenden und liberalen Zeitungen und Zeitschriften äußerten sich auch kritische Stimmen, als die budgetierten Ausgaben bekannt wurden. Angesichts der ärmlichen Verhältnisse, in denen ein Großteil der Bevölkerung noch lebte, erschienen vielen die gewaltigen Investitionsvorhaben weder als passend noch als realistisch. Stellvertretend für viele beklagte der Mediziner und Sozialkritiker Ōwatari Junji die fehlende Transparenz, mit der solche Entscheidungen zustande kommen, und die Obrigkeitshörig-

keit der Bevölkerung, die mit ihrer submissiven Passivität den Pazifischen Krieg auch schon erst ermöglicht hätte. Der Schriftsteller Oda Makoto wies auf die Diskrepanz zwischen den ultramodernen Repräsentationsbauten in der Hauptstadt und den staubigen Pisten auf dem Land hin: dies seien deutliche Anzeichen für eine Politik, die den Bezug zu den Menschen verloren hatte. Im Allgemeinen fügte man sich aber den nicht zu ändernden Tatsachen (Ishizaka 2004:118-119). Von Anfang an war die japanische Regierung aktiv an der Bewerbung und Vorbereitung der Spiele beteiligt gewesen und setzte all ihren Einfluss für die nach innen wie nach außen erfolgreiche Organisation der Sommerspiele ein. Wie auch in Österreich trug der größte Erfolg, den jemals ein einheimisches Kontingent bei den Olympischen Spielen erzielt hatte – 16 Goldmedaillen bedeuteten für Japan Platz 3 hinter den USA und der UdSSR –, ganz wesentlich zur nationalen Geschlossenheit bei, in der im Nachhinein die Ausrichtung als ganzer Erfolg gefeiert werden konnte. Im Prinzip begann der Stimmungswandel aber schon im Vorfeld der Olympischen Spiele durch großangelegte olympische Erziehungskampagnen, die sich nicht nur auf den Unterrichtsraum beschränkten, sondern über die Medien auch die ganze Bevölkerung erreichten (Seki 1997:146-152). So wurde dem Spannungsverhältnis von Region und Zentralstaat, das in der Berichterstattung der österreichischen Presse nicht zu übersehen gewesen ist, in Japan weitaus weniger Beachtung geschenkt. Offenbar akzeptierte man die Differenzen zwischen der gastgebenden Region und dem Staat oder den ländlichen Peripherien als unumgänglicher Bestandteil des Modernisierungspfads.

### **Olympische Inszenierungsstrategien**

Die Dramaturgie der olympischen Sportgroßveranstaltung wendet sich sowohl nach innen (kollektives Identitätsangebot) als auch nach außen (nationale Marke), indem sie das gastgebende Land als symbolische Anordnung des „wir“ präsentiert. Für die TeilnehmerInnen, die als ProduzentInnen oder KonsumentInnen direkt oder indirekt in die Spiele eingewoben sind, erzeugen sie daher die Erfahrung von Differenz und Authentizität. Dies sind Erlebniswerte, die in einer Welt der kulturellen Homogenisierung, in der Orte austauschbar erscheinen, beträchtlich an Wert gewonnen haben. Spätestens seit den mit größter Sorgfalt inszenierten Nazi-Spielen von 1936 (Alkemeyer 1996) wissen auch die Programmgestalter der Olympischen Spiele über die Wirkung archaisch anmutender Rituale und das Euphorisierende im Spektakel, dank denen die Olympischen Spiele zu einem säkularen Fest der Moderne werden. Tatsächlich legte der Erfinder der modernen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, selber größten Wert auf ein striktes zeremonielles Protokoll. Die-

se Funktion unterstrich er mit eigens von ihm selbst entworfenen Ritualen, mit denen seinen Spielen ein unverwechselbarer Charakter und die Würde einer zivilreligiösen Feier verliehen wurde (MacAloon 1981). Somit bieten die Sportspektakel einer zunehmend rationalisierten Welt die Erfahrung von Charisma und Aura – und dank ihres rituellen Charakters und ihrer universellen Zeichensprache auch die Erfahrung von Kontrollierbarkeit und Vorhersehbarkeit: Eingebunden in einen internationalen Kalender, ordnen sie mit ihrem vierjährigen Austragungsmodus den Fluss der Zeit.

Die Medien spielen eine herausragende Rolle in der Konstruktionsarbeit des kollektiven Reflexionsbogens. Zum einen überlagern sie die eigentlichen Ereignisse mit den ihrem Genre eigenen Diskursformen, die von Promotion im Auftrag der Ausrichter über aktuelle Berichterstattung und Dokumentation bis zu kulturkritischen Metadiskursen reichen. Für Innsbruck waren knapp 1.300 Journalisten aus 34 Ländern akkreditiert (Jeschko 1964:124), in Tōkyō 6.500 (darunter 2.000 ausländische; TOGOC 1966/2:299), die für Presse und Rundfunk die Spiele begleiteten, aufarbeiteten und interpretierten. Zum anderen würde es ohne den Multiplikationsfaktor der Medien keine Megaevents im strengen Sinne geben. Sie vermitteln zwischen den orts- und zeitgebundenen Ereignissen und einem globalen Millionenpublikum. Vor allem das Fernsehen hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die wichtige Funktion übernommen, den so genannten Sport- und Eventsponsoren die Massenansprache zu ihren Zielgruppen zu ermöglichen. Während sich heute das IOC die Fernsehrechte für Milliardenbeträge abkaufen lässt (Athen 2004: 1,5 Milliarden US Dollar; Turin 2006: 833 Millionen Dollar), steckten 1964 Technologie und Vermarktungsstrategien noch in den Kinderschuhen: Die Übertragungsrechte wurden für 1,58 Millionen Dollar (Tokyo) bzw. 0,94 Millionen (Innsbruck), also etwa ein Tausendstel des heutigen Marktwerts verkauft. Bereits damals lässt sich der dominierende Einfluss des Sports auf die Programmgestaltung feststellen: Der einzige Vollsender in Österreich zu der Zeit berichtete nahezu durchgehend von den Winterspielen – insgesamt wurden 67 Sendungen in einer Länge von 93 Stunden plus elf Tagesberichte ausgestrahlt (AZ 12.2.1964:9). In Japan war der Staatssender NHK für die Produktion des Fernsehbilds der Sommerspiele verantwortlich. Auch hier wurde nahezu pausenlos gesendet. Für die internationale Fernsehübertragung kam in Tōkyō erstmals die neue Satellitentechnik zum Einsatz: Via Syncom wurde das einstündige Programm nach Kalifornien gesendet und per Mikrowelle nach Montreal weitergeleitet, wo ein mobiles Labor die Bilder auf der Fahrt zum Flughafen auf Band kopierte. Sieben Stunden später konnten die 23 Mitglieder der Europäischen Rundfunkvereinigung von Hamburg aus ihre Olympia-Berichterstattung beginnen. Aufzeichnungen des Vortags wurden in Österreich am späten Nach-

mittag gezeigt, und das Satellitenprogramm begann nachts um 23 Uhr: Bei günstigem Stand der Satelliten konnte nämlich auch live gesendet werden (AZ 10.11.1964:9; 13.11.1964:8).

Sportgroßveranstaltungen treten also häufig als Hebel auf, mit dem die flächendeckende Verwendung neuer Technologien und Konsumpraktiken eingeführt wird. In Innsbruck wurden die Wettkampfzeiten erstmals exakt auf ein Hundertstel einer Sekunde gemessen (AZ 21.1.1964, Beilage:1). Dank des IBM-Rechensystems<sup>6</sup> waren die offiziellen Ergebnislisten selbst für die kompliziertesten Bewertungen im Eiskunstlauf bereits nach zwei Minuten erhältlich – vier Jahre zuvor in Squaw Valley hatte es fast zehnmals länger gedauert (Jeschko 1964:124). Vielleicht den wichtigsten Part spielten die Olympischen Spiele in der Veränderung des Medienkonsums: Von den Anfang 1964 in Österreich registrierten 500.000 Fernsehapparaten wurden allein 10% in den ersten sechs Wochen des Jahres bei der Post angemeldet (AZ 15.2.1964:1). Wer keinen Fernsehapparat besaß, ging zum Nachbarn oder ins Kaffeehaus oder schloss sich den Menschentrauben vor den Schaufenstern des Elektronikfachhandles an. Sogar Schulen waren vom Unterrichtsministerium ermächtigt worden, möglichst viele SchülerInnen über die Geschehnisse zu informieren. Allerdings verfügten lediglich sechzehn Schulen über ein Fernsehgerät, so dass die meisten auf Radioübertragungen angewiesen waren (AZ 30.1.1964:5). In Japan, wo bereits neun von zehn Haushalten über ein Fernsehgerät verfügten, rollte bereits eine zweite Technologiewelle mit Farbfernsehern heran. 65 Millionen verfolgten via Fernsehen die Eröffnungszereemonie, und die beim Finale der Volleyballspielerinnen erzielte Einschaltquote von 92,4% stellt bis heute einen einsamen Rekord in der Geschichte des japanischen Fernsehens dar (Horne 2005:424).

### **Olympisches Logo: Stadt oder Land?**

Ebenso wie sich manche Fernsehbilder von den Sportveranstaltungen unauslöschbar in das kollektive Gedächtnis einbrennen, bleiben deren symbolischen Medien von dauerhaftem Bestand. Die Logos und offizielle Poster der Spiele sind in den Archiven der Olympischen Bewegung und im kulturellen Gedächtnis der Geschichte des Kunstdesigns gespeichert. Vielfach ausgezeichnet wurde der in Japan schon seit den 1950er Jahren hoch angesehene Grafikdesigner Kamekura Yūsaku für seine avantgardistischen Entwürfe des Logos und der vierteiligen Posterserie der Sommerspiele, mit denen japanische Drucktechnik

<sup>6</sup> Die *Arbeiter-Zeitung* berichtete über das in grau gekleidete Servicepersonal und die Japaner, die zum Studieren des Gehirns der Spiele nach Innsbruck gekommen waren: „Der Automation gehört die Zukunft“ (AZ 29.1.1964:4).

und Art Design Weltberühmtheit errangen. Erstmals wurden moderne Photogravurtechniken eingesetzt, um die Dynamik und Spannung des athletischen Körpers in Aktion zu zeigen. Das Logo selber, das im Sinne der Corporate Identity auch auf allen offiziellen Postern erschien, zeigt über dem Schriftzug „Tōkyō 1964“ die in Gold gehaltenen Olympischen Ringe und darüber die rote Sonne der japanischen Nationalflagge. Die wiederholte Darstellung von Kreisformen ist ein genial simples Design, das dem Logo einen harmonischen Charakter verleiht. Gleichzeitig aber verdeutlicht die Kombination unmissverständlich den nationalen, wenn nicht sogar staatlichen Charakter der Veranstaltung. Für den Designer selber stand eher die grafische Tradition des Wappens als der Symbolgehalt der Nationalflagge im Vordergrund, doch fand diese Assoziationsfähigkeit den Zuspruch des Auswahlkomitees (Maemura 2004:140). Die in Auflagen von bis zu über 100.000 Stück produzierten Poster wurden ab 1961 nacheinander an Sportverbände, Schulen, Reisebüros, Banken, Ämter und andere öffentliche Einrichtungen verteilt. Ihre Allgegenwart trug damit wesentlich zur Entstehung eines nationalen Festraums und der olympischen Begeisterung bei – und gleichzeitig normalisierten sie die Verwendung der Staatsflagge *Hi no maru*, die als Symbol des neuen Staates wie auch die Nationalhymne *Kimigayo* alles andere als unumstritten war und in dieser Funktion erst 1997 juristische Legitimation erhielt.

Das Logo der Winterspiele 1964 betont dagegen das lokale Moment. Es zeigt die bekannten bunten Olympischen Ringe über dem Stadtwappen – eine in weiß stilisierte Brücke über dem Inn auf rotem Grund –, das von dem Schriftzug „Innsbruck 1964“ umrahmt wird. Die Verwendung der Farben Rot und Weiß dürfte nicht für die exklusive Assoziation mit der Staatsflagge gereicht haben. Ein nationaler Österreichbezug kommt auch im Poster nicht zum Ausdruck. Dieses wurde nach dem Entwurf des Grafikprofessors Wilhelm Jaruska gestaltet, der sich in einem nationalen Wettbewerb gegen elf weitere Designkünstler durchgesetzt hatte. Den Großteil der Fläche nimmt ein halbiertes Schneekristall ein, in dessen horizontalem Element die Olympischen Ringe zu sehen sind. Der im unteren rechten Viertel zu findende Schriftzug „Innsbruck 29.1. bis 9.2.“ ist mit weißen Lettern deutlich stärker von dem schwarzen Hintergrund abgehoben als die darunter folgenden grau gehaltenen Angaben „Tirol“ und „Österreich“. Das Spannungsverhältnis von Stadt und Staat, das im Fall der Sommerspiele durch das zentrale Sujet des Nationalstaats aufgelöst wurde, fiel in Österreich also zugunsten der Region Innsbruck aus.

### **Eröffnungszereemonie: Nationale Repräsentation**

Der lokalen Besonderheit Tirols wurde auch in der Eröffnungszereemonie,

die erstmals in der Geschichte der Olympischen Winterspiele nicht in einem Eisstadion, sondern unter freiem Himmel in der Skisprungarena Berg Isel abgehalten wurde, Rechnung getragen. Der Repräsentation der Nation wurde aber ein größerer Freiraum eingeräumt, weil der rituelle Charakter der Eröffnungsveranstaltung und ihr Ablauf zum Großteil vom zeremoniellen Protokoll des IOC vorgegeben sind. Laut Protokoll beginnt die Eröffnungszeremonie mit dem Empfang des Staatsoberhaupts durch den IOC-Präsidenten und den Vorsitzenden des lokalen Organisationskomitees; dann folgt in alphabetischer Reihenfolge (mit Ausnahme Griechenlands, das als Reminiszenz an die antiken Olympischen Spiele den Einzug eröffnet, und des Gastgeberlandes, das als letztes das Stadion betritt) der Einmarsch der Nationen hinter den jeweiligen Namensschildern und Flaggenträgern. Vor den versammelten Athleten, Funktionären und Zuschauern halten der Gastgeber und der IOC-Präsident Begrüßungsansprachen, die mit der offiziellen Eröffnung durch das Staatsoberhaupt ihren Abschluss finden. Anschließend wird zu den Klängen der Olympischen Hymne die Olympische Flagge hereingetragen und aufgezogen. Der nächste Schritt im Protokoll sieht den Einlauf des Olympischen Feuers vor. Ein Staffelläufer überreicht die Fackel an den Schlussläufer, der damit das Olympische Feuer entzündet, das bis zum Ende der Spiele ununterbrochen brennt. Es folgen noch der Olympische Eid, der von einem Sportler oder einer Sportlerin aus dem Gastgeberland gesprochen wird, und die Nationalhymne des Gastgeberlandes.

Das dichte Protokoll erlaubt dennoch einen Spielraum für individuelle Inszenierungen, die von den ausrichtenden Ländern auch zur Selbstdarstellung genutzt werden. Vor allem die artistisch-künstlerischen Darbietungen, die im Anschluss an den Protokollteil abgehalten werden und in der jüngeren Vergangenheit immer größeren Raum eingenommen haben, enthalten zahlreiche symbolische Hinweise auf das Selbstverständnis der Nation, das sich den Massen im Stadion und vor den Bildschirmen der Welt präsentiert. John MacAloon (2006) hat in seiner Theorie zum Spektakel des Olympischen Sports dieses als „leere Form“ beschrieben, die ihres ursprünglichen kulturellen Bedeutungsgehalts verlustig nun neuen, lokal definierten Bedeutungszuweisungen offen steht. Rituale, wie sie im Olympischen Protokoll vorkommen, sind als Formen vorgegeben, das heißt, sie fordern, wie etwas geschieht, aber bleiben sehr wage in ihrer Feststellung, wozu dies geschehen soll. Implizit werden Funktionen als gegeben vorausgesetzt, da die Rituale eng mit der Olympischen Ideologie verbunden sind; aber weil sie in dieser Hinsicht wage sind, können die Aufführungsstile und Botschaften sehr unterschiedlich ausfallen.

### ***Kultur- und Wintersportnation Österreich***

Die Innsbrucker Winterspiele begannen offiziell am 29. Januar 1964 mit einem Hornsignal, das den Einzug des Bundespräsidenten Alfred Schärf im Isel-Stadion ankündigte. Das österreichische Staatsoberhaupt wurde von dem IOC-Präsidenten Avery Brundage, dem Präsidenten des Österreichischen Olympischen Komitees und Unterrichtsminister Drimmel sowie dem Tiroler Landeshauptmann Eduard Wallnöfer und Innsbrucker Bürgermeister Alois Lugger empfangen und unter den Fanfarenklängen des festlichen Rufs von Georg Friedrich Händel in die Staatsloge begleitet. Der anschließende Einmarsch der Nationen erfolgte zu den Klängen österreichischer Marschmusik, dargeboten von der in roter Tracht gekleideten Stadtmusikkapelle Wilten. In den Ansprachen gedachte Drimmel zunächst den beiden Sportlern, die in den vorhergegangenen Tagen im Training zu Tode gestürzt waren. Von den Athleten forderte er „schöne sportliche Kämpfe und Erfolge“, indem sie „den unvergänglichen Idealen der Jugend, des Sports und eines von musischem Geiste erfüllten Lebens“ Folge leisten sollten (APA, 30.1.1964). Gleichermäßen äußerte sich der IOC-Präsident in seiner auf Deutsch gehaltenen Ansprache: „Wir treffen uns hier heute, vereint durch einen gemeinsamen Glauben und durch das Symbol der fünf miteinander verbundenen Ringe, mögen die Wettkämpfer und Offiziellen ein Beispiel der Sportlichkeit geben, das dazu angetan ist, die hohen Ideale der olympischen Bewegung zu fördern“ (APA, 30.1.1964). Nun sprach Bundespräsident Schärf die Eröffnungsformel: „Ich erkläre die 9. Olympischen Winterspiele Innsbruck 1964 für eröffnet“. Zeitgleich ging am Gegenhang die Olympische Flagge hoch begleitet von den Klängen der Olympia-Hymne von Richard Strauß. Wiederum ertönten die Fanfaren (Intrada von Hans Melchior Brügk), als die Oslo-Flagge der Olympischen Winterspiele von Offiziellen aus Sacramento in die Obhut der Stadt Innsbruck übergeben wurde. Drei Salutschüsse einer Feldhaubitzenartillerie markierten den Abschluss dieses Zeremonieteils.

Das Olympische Feuer, das nach seiner Ankunft aus Wien von Jungschützen bewacht im Goldenen Dachl ausgestellt worden war, wurde nun von einem Kommando der Tiroler Schützen abgeholt und von der Kitzbühler Skiläuferin Christl Staffner in das Stadion getragen; die Kapelle spielte währenddessen die Festliche Musik des österreichischen Komponisten Viktor Hruby. Die Fackel übernahm der Slalom-Weltmeister Josef „Josl“ Rieder aus Loisach in Tirol, der feierlichen Schrittes über die Olympia-Stiege zu der Feuerschale auf der Hangkrone hinaufstieg und die Olympische Flamme entzündete. Im gleichen Moment setzten die Kirchenglocken der Stadt zum feierlichen Geläut ein, in das alle Kirchen des Landes einstimmten. Den Olympia-Eid legte mit dem

Ex-Rennrodel-Weltmeister und Bobfahrer Paul Aste der älteste Teilnehmer Österreichs (\*1916) ab. Mit der linken Hand auf der österreichischen Flagge sprach er stellvertretend für alle Athleten den Eid erstmals in der Olympischen Geschichte nicht auf den Ruhm der Nation, sondern auf die Würde des Sports aus: „Im Namen aller Wettkämpfer verspreche ich, dass wir bei den Olympischen Spielen, als ehrliche Wettkämpfer, die Regeln achtend, in ritterlichem Geiste, zum Ruhme des Sports und zur Ehre unserer Mannschaften teilnehmen werden“ (APA, 30.1.1964). Zum Abschluss der Zeremonie erklang die österreichische Bundeshymne, und österreichische Marschmusik begleitete den Abmarsch der Nationen.

Was den ZuschauerInnen im Ritual der Eröffnungsfeier also vorgeführt wurde, war eine Repräsentation des Gastgebers als traditionsverbundene Kultur- und Wintersportnation. Wie die Zusammenfassung der Zeremonie verdeutlicht, setzten die Planer auf eine Mischung aus nationalen und lokalen Symbolen. Symbole des Staats waren in Form der Flaggen, der Bundeshymne, die gleich zweimal erklang, und den Vertretern des Staats präsent. In der Ehrenloge fanden aber auch Regionalpolitiker Platz. Die musikalische Untermalung setzte auf die in Tiroler Tracht gekleidete Marschkapelle, die eine Mischung aus österreichischen Kompositionen und feierlicher Musik des Spätbarocks darbot. Unterstrichen wurde der Festcharakter durch das Läuten der Kirchenglocken, deren Klänge eine Verbindung zwischen der Würde der religiösen Riten des zutiefst katholisch geprägten Landes und der Außerweltlichkeit der Olympischen Spiele herstellten. Zugleich integrierte der Klang der Kirchenglocken die gesamte Nation in das Spektakel: Selbst wer an diesem Tag nicht vor dem Radio oder dem Fernseher saß, wurde durch das Festtagsgeläut zu Mittag an diesem Mittwoch auf den Beginn des Olympischen Festraums aufmerksam gemacht.

### ***Friedliebendes Japan***

Die Eröffnung der Olympischen Sommerspiele fand am 10. Oktober 1964 im Nationalstadion statt, das in den äußeren Parkanlagen des Meiji-Schreins und damit in unmittelbarer räumlicher Nähe zu einem sakralen Ort liegt, der für die kollektive Identität des modernen Nationalstaats von zentraler Bedeutung ist. Um 13:50 Uhr wurden die Flaggen des IOC und der teilnehmenden Nationen gehisst, während eine Kapelle der Selbstverteidigungsstreitkräfte die Olympische Ouvertüre spielte. Der Shōwa-Tennō und die Kaiserin betraten zu vom Band abgespielter Musik die Ehrenloge, anschließend wurde die japanische Nationalhymne Kimigayo intoniert. Der Einmarsch der Nationen begann gemäß Protokoll um 14 Uhr mit der griechischen Delegation und endete nach

45 Minuten mit dem japanischen Olympia-Team. Der Vorsitzende des Organisationskomitees Yasukawa Daigorō<sup>7</sup> und IOC-Präsident Avery Brundage begrüßten in ihren Ansprachen die Anwesenden, dankten allen Beteiligten für ihre Mithilfe und wünschten den Sportlern einen fairen Wettkampf.<sup>8</sup>

Auf Brundages Aufforderung hin trat Kaiser Hirohito an den Rand der Ehrenloge und sprach die rituellen Eröffnungsworte aus. Unter dem Beifall der 70.000 Anwesenden erschallten die Olympische Fanfare und Hymne, und ein achtköpfiges Marine-Kommando trug mit feierlichen Schritten die Olympische Flagge in das Stadion. Diese wurde an einem Mast gehisst, dessen Höhe von 15,21 Metern der Weite entsprach, mit der Oda Mikio 1928 in Amsterdam erstmals Olympisches Gold für Japan gewonnen hatte. Der Bürgermeister von Rom überreichte seinem Amtskollegen Azuma Ryūtarō<sup>9</sup> die vom Belgischen Olympischen Komitee gestiftete Zeremonialflagge, die für die nächsten vier Jahre in Tōkyō aufbewahrt werden sollte. Ein Salutschuss erklang, und 12.000 bunte Luftballons flogen in die Höhe. In diesem Moment betrat der ganz in Weiß gekleidete Schlussläufer der Fackelstafette das Stadion. Dies war der Höhepunkt einer einmonatigen Reise, in der das Olympische Feuer von 90.000 offiziellen Fackelläufern begleitet durch sämtliche Präfekturen, das amerikanische Präfekturat Okinawa eingeschlossen, der Bevölkerung vorgeführt worden war. Nach einer halben Runde um die Laufbahn lief der Mittelstreckenläufer Sakai Yoshinori die Stufen bis zur Schale hinauf und entzündete die Olympische Flamme. Unten im Oval des Stadions präsentierte ein vielköpfiger Chor das Titellied der Olympischen Spiele von Tōkyō. Die Fahnenträger der teilnehmenden Nationen stellten sich im Halbkreis um das Rednerpult auf, wo der Turner Ono Takashi mit der Hand auf der japanischen Flagge, den Olympischen Eid aussprach. Anschließend wurden 8.000 Tauben

---

7 Laut Richard Rice (1979) war der spätere Präsident der Japanischen Gesellschaft für Atomenergie in der Vorkriegszeit und während der Kriegswirtschaft an führender Stelle für die Militärregierung in der Verwaltung der Energiewirtschaft involviert gewesen.

8 Wenige Tage zuvor hatte der IOC-Präsident vor dem Olympischen Komitee auf die natürliche Affinität der Japaner mit den Olympischen Zielen hingewiesen: „Sie wissen, dass im mittelalterlichen Japan der Kaufmann und Händler weit niedriger auf der sozialen Skala rangierte als der Samurai, dessen Kodex auf der Kardinaltugend der Ehre basierte, die höher als das Leben selbst gewertet wurde, und auf Treue, Loyalität und Gerechtigkeit. Ein Volk, das darin geschult ist, die Hartnäckigkeit der 47 Ronin und die extreme Disziplin des Hara-Kiri [sic!] und die Kamikaze zu bewundern, wertet auch die sportliche Disziplin hoch“ (Brundage 1964:30-31). Dagegen erklärte der Olympia-Reporter Harald Lechenperg, dass die Mentalität der Asiaten und in Japan die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung schuld daran seien, dass der Gedanke des Sports in Japan noch nicht so sehr zum Durchbruch gekommen ist wie in westlichen Ländern (1964:142).

9 Azuma war während seiner Zeit als Professor an der Kaiserlichen Universität Tōkyō bereits in die Planung der Olympischen Spiele von 1940 involviert gewesen. Mit der Neuordnung der Strukturen im Wettkampfsport stand er ab 1947 bis zu seinem Amtsantritt als Oberbürgermeister dem Japanischen Amateursportverband und gleichzeitig auch dem Japanischen Olympischen Komitee vor.

auf einen Schlag freigelassen. Während sie im blauen Himmel verschwanden, wurde die japanische Nationalhymne ein zweites Mal angestimmt. Fünf Düsenjäger der Selbstverteidigungsstreitkräfte zeichneten noch die ineinander verschlungenen farbigen Olympischen Ringe in den Himmel. Unmittelbar, nachdem das kaiserliche Paar das Stadion verlassen hatte, marschierten auch die Teilnehmer hinaus (TOGOC 1966/1:221-222) „unter den Klängen der berühmtesten buddhistischen Tempelglocken“ (AZ 11.10.1964: 11).

Im Gegensatz zu der österreichischen Eröffnungszeremonie blieb die japanische frei von folkloristischen Elementen. Statt Differenz sollte die Gleichheit mit den entwickelten Nationen, unter denen Japan wieder seinen gleichberechtigten Platz einnehmen wollte, betont werden. Dafür musste ein Schlussstrich unter die Vergangenheit des Pazifischen Kriegs gezogen werden, ein neues Image als moderne, erfolgreiche Friedensnation konstruiert und die japanische Nation selber geeint werden. Diesen Zielsetzungen wurde die gesamte Dramaturgie der Eröffnungsfeierlichkeiten für die „Spiele des Friedens“ (*Heiwa no Gorin*) untergeordnet. Tagsold (2002:96) hat in seiner Arbeit zur Inszenierung der kulturellen Identität in Japan darauf hingewiesen, dass durch die Vielschichtigkeit der vorgeführten Symbole ebenfalls konservative Vorstellungen von Nation und ein Gefühl der Einheit bedient wurden. Der Tennō war im Nachkriegsjapan als Symbol des Staates nicht weniger als Flagge und Hymne umstritten; bei der Eröffnungszeremonie wurde ihm eine symbolische Funktion angetragen, zu der er laut Verfassung gar nicht berechtigt wäre, weil das Olympische Protokoll dafür das Staatsoberhaupt vorsieht. Nur mit einem advokatischen Winkeltrick – das Parlament hatte ihn zum Schirmherrn der Spiele ernannt und ihn damit für die Aufgabe der Eröffnungsrede autorisiert – konnte der Tennō diese exponierte und für die nationale Einigung wichtige Position einnehmen (Tagsold 2002:77). Wie auch die bunten Ballons und Friedenstauben diente der sorgfältig choreografierte Einsatz der Selbstverteidigungsstreitkräfte bei den Spielen dem Ziel, einen Kontrapunkt zum Bild eines aggressiven militaristischen Japans zu bilden. Selbst ein linker Autor wie Ōe Kenzaburō fühlte sich bewegt, den Anblick der uniformierten jungen Männer im Stadion als schmückendes Beiwerk der Zeremonie zu begrüßen (Tagsold 2002:85). Tatsächlich trug die massive Präsenz der Soldaten, von denen ca. 7.000 für die Unterstützung der Spiele abkommandiert waren, wesentlich bei zur Akzeptanz des Militärs in der japanischen Gesellschaft.

Ein geradezu genial anmutender Coup war den Organisatoren gelungen mit der Auswahl des Schlussläufers. Sakai Yoshinori war in der Qualifikation für das japanische Team gescheitert, aber die Umstände seiner Geburt – er war am 6. August 1945, dem Tag des Atombombenabwurfs auf Hiroshima,

eben dort zur Welt gekommen – machten ihn zum denkbar geeigneten Kandidaten für das Entzünden des Olympischen Feuers. Dieser symbolische Hinweis auf den Neubeginn verkörperte nicht nur den Erfolg und die Dynamik des wirtschaftlichen Wachstums, sondern evozierte auch den Opfermythos: Das neue Japan war dort entstanden, wo es selber das Anlitz der schrecklichsten Ausgeburt einer Kriegsmaschinerie erblickt hatte. Schwer beeindruckt von dem Spektakel verfasste der konservative Schriftsteller Mishima Yukio, der als Sportreporter für die *Mainichi Shinbun* privilegierten Zugang zu den Veranstaltungen hatte, eine Ode auf das „Feuer, das Orient und Okzident verbindet“. Mishima, dessen literarisches Werk über weite Strecken von der auch sein Privatleben durchzogenen Faszination für den menschlichen Körper geprägt war, sah in Sakai „die reine Frische der japanischen Jugend konzentriert“ und „das ganze Land in diesem jungen Mann repräsentiert“. Das katharsische Element des Feuers erstreckte sich für Mishima über die Spiele auf das Land Japan und seine Bevölkerung:

„Die anti-olympische Debatte hat wohl ihre Berechtigung, aber was ich gefühlt habe, als ich die heutige feierliche Eröffnungszeremonie sah, war: Auf jeden Fall war es gut, dass dies [Abhalten der Olympischen Spiele in Tōkyō] gemacht wurde. Hätte man das nicht getan, wären die Japaner krank geworden.“ (Mishima 1964:7)

## Nationale Heldensagen

Das Gastgeberland allein ist in der privilegierten Position, Prestigegewinn aus spektakulären Inszenierungen und dem reibungslosen Ablauf der Spiele zu ziehen. Ansonsten aber wird der Wettkampf um Ansehen und symbolische Dominanz auf die Körper der ihr Land repräsentierenden Athleten projiziert. Sportlicher Erfolg alleine ist aber nicht ausreichend, damit ein Sportler oder eine Sportlerin in der kollektiven Wahrnehmung zum Star oder zur Heldin wird; zum einen müssen die Erfolge anschlussfähig sein für moralische Diskurse, die den dominanten Werten und Vorstellungen einer Gesellschaft Rechnung tragen; zum anderen müssen sich die SportlerInnen in außergewöhnlichen, vielleicht sogar übernatürlichen Konstellationen ausgezeichnet haben, ohne die eine diskursive Erhöhung zum Heroischen nicht vollzogen werden kann (Penz und Spitaler 2006:212). In diesem Sinne kontrastiere ich in den folgenden Abschnitten mit den Goldmedaillen im Abfahrtslauf und Damenvolleyball die beiden aus der jeweiligen nationalen Sicht heraus wichtigsten sportlichen Erfolge der Olympischen Spiele von 1964.

### ***Leiden für Japan***

Sobald die Eröffnungszeremonien reibungslos über die Bühne gegangen waren, verlagerte sich das nationale Verlangen nach Größe auf die sportliche Ebene. Für Österreich galt es, den seit den 1950er Jahren aufgebauten Ruf als führende Skination zu verteidigen (und der heimischen Skiindustrie Marktanteile zu sichern); Japan wollte zumindest das gute Ergebnis von Rom 1960 (8. Platz) übertreffen: fünfzehn Goldmedaillen waren das offizielle Ziel des Japanischen Sportbundes. Neben Turnen und Schwimmen, traditionelle Domänen der japanischen Sportler, sollte dies vor allem mit den erstmals im Olympischen Programm erscheinenden Disziplinen Judo und Volleyball erreicht werden. Der japanische Volleyballverband hatte sich nicht ganz uneigennützig dafür stark gemacht, dass dieser Wettbewerb auch für Frauen eingeführt wurde: Schließlich dominierte das Werksteam des Textilkonzerns Nichibō die heimischen Meisterschaften wie auch bei internationalen Turnieren. Auslandstourneen zu Beginn der 1960er Jahre beendeten die hauptberuflich in der Textilproduktion tätigen Athletinnen ungeschlagen gegen südamerikanische, asiatische und europäische Nationalmannschaften. 1962 gewannen sie sogar gegen die langjährigen Erzrivalinnen aus der Sowjetunion die Weltmeisterschaft. Aus dieser Zeit stammt auch der Spitzname „Hexen des Orients“ (*tōyō no majo*), unter dem das japanische Volleyballteam spätestens nach dem Olympischen Turnier weltberühmt wurde. Entsprechend hoch gesteckt waren die Erwartungen für die Olympischen Spiele, und entsprechend emotional wurde der Diskurs über die Mannschaft, die keine Heldinnen, sondern ganz normale Frauen sein sollten, betrieben.

Die Dominanz eines einzigen Werksteams im internationalen Sport beruht teilweise auf der Verbreitungsgeschichte des Volleyballs. Als kontaktarmer Sport war Volleyball vor allem für Frauen konzipiert worden; eine Hauptrolle in seiner Verbreitung spielten YMCA und YWCA; über diese Organisationen wurde Volleyball auch in Japan popularisiert. Als der Firmensport im Allgemeinen in der Nachkriegszeit einen ungeheuren Aufschwung erhielt, profitierten davon auch die Textilarbeiterinnen und der Volleyballsport. Das Leben im Wohnheim des Konzerns ermöglichte den Arbeiterinnen, häufiger und länger als die Konkurrenz zu trainieren; die Firma nutzte den Erfolg ihres Teams zu Werbezwecken und förderte das Team durch Trainingseinrichtungen und die Finanzierung ihrer Auslandsreisen unter dem Schirm des japanischen Volleyballverbands. Als Vater des Erfolgs gilt mit dem Trainer des Teams jedoch ein Mann, Daimatsu Hirofumi, dem die Presse aufgrund seines harschen Regiments und in Anlehnung an die Hexen den Beinamen „Dämon“ (*oni no Daimatsu*) verlieh. Daimatsu erwartete von seinen Spielerinnen nicht nur un-

bedingten Gehorsam, wie es der populär gewordene Ausspruch „*damatte, ore ni tsuite koï*“ (fragt nicht, folgt mir) ausdrückt, sondern auch absolute Hingabe. Körperliche Beschwerden oder Menstruationsschmerzen waren kein Grund, das Training zu unterbrechen und die Mannschaft im Stich zu lassen. Vielmehr musste man diese Beeinträchtigungen, wie auch die im internationalen Vergleich geringere Körpergröße, mit besserer Technik oder aber größerer mentaler Disziplin in den Griff bekommen: „*naseba naru*“ (wenn man nur will, wird es schon werden). Mit solchen Slogans war das japanische Publikum, das nicht nur durch die Sportpresse, sondern auch in Wochen- und Frauenzeitschriften über Jahre hinweg mit dem Team und seinen Mitgliedern aufs Engste vertraut gemacht worden war, selbst während der Kriegsjahre oder in den Zeiten des Wiederaufbaus sozialisiert worden (Otomo 2007:122). Daimatsu selber schilderte in seiner Biographie den prägenden Einfluss seiner Erfahrungen im Inseleinsatz als Soldat der Kaiserlichen Armee.

Die Härte, mit der Daimatsus Trainingsstil die Defizite des weiblichen Körpers auszugleichen suchte, war nicht gleichbedeutend mit einer Entfeminisierung der Spielerinnen im öffentlichen Diskurs oder Misogynie seitens des Trainers: Diesem Vorwurf setzt Arata (2004:184) entgegen, dass das Team nach dem Weltmeisterschaftstitel 1962 bereits von Auflösungstendenzen gekennzeichnet war, gleichzeitig Mannschaft und Trainer aber unter hohem Druck standen, den in sie gesetzten Erwartungen auf Olympisches Gold gerecht zu werden. Also mussten alle privaten Pläne zurückgesteckt werden, bis die Entlassung in die Privatheit endlich möglich war. Der Sieg im Olympischen Turnier ließ dann auch das Land in nationale Begeisterung verfallen und war der *Asahi Shinbun* die Schlagzeile auf ihrer Titelseite wert (Arata 1964:180-181). Das Finalspiel, indem sich die Nichibō-Arbeiterinnen wiederum gegen die Staatsamateure aus der Sowjetunion durchsetzten, stellt heute noch den japanischen Rekord für das Fernsehereignis mit den höchsten gemessenen Zuschauerraten.

Das Zurückstellen aller persönlichen Lebensentwürfe der im besten Hochzeitsalter stehenden Spielerinnen zugunsten von Team, Trainer und Land stieß auf große Bewunderung. Die Meta-Narratives, in denen die Aufopferungsbereitschaft mit einem allseits nachvollziehbaren Sinn verbunden wurden, setzten sich von der Tradition des militärischen Gehorsams ab und sorgten dafür, dass die Körper der Spielerinnen trotz aller Disziplin und Trainingshärte nicht entfeminisiert wurden. Breite Aufmerksamkeit schenkte die Presse etwa dem Aufwand für Kosmetik, Körperhygiene und der Organisation des Alltags im Wohnheim. Selbst eine feministische Schriftstellerin wie Ariyoshi Sawako sah in den Sportlerinnen, wenn sie nach der aus dem Judo entlehnten Daimatsurole den Holzboden von ihrem Schweiß wieder trockenrieben,

prächtige zukünftige Ehefrauen am Werk (Arata 2004:185). Für die ZuschauerInnen verkörperten das Team und die Trainingsphilosophie Daimatus einen japanischen Mikrokosmos, in dem sich Idealkonzeptionen von Weiblichkeit, männlicher Führungsqualität, paternalistischer Autorität und der Ordnung der Geschlechter widerspiegeln. Der Diskurs über den Körper als Objekt der Disziplinierung und des Selbstmanagements zum Zweck sauber und rein zu sein, ist damit ein Bestandteil des seit der Meiji-Zeit andauernden Modernisierungsprojekts: nämlich als diskursive Bestätigung des Glaubens in die Ethik der harten Arbeit und des ewigen Fortschritts (Otomo 2007:117).

### ***Eine österreichische Unheldensaga***

Der alpine Skisport nahm erst zur Mitte des 20. Jahrhunderts die Funktion eines Nationalsports in Österreich ein. Zuvor war er als Massensport eher im Westen verbreitet und galt, im Gegensatz zum urbanen Sport des Fußballs, als Signifikant des ländlichen Raums, der dem städtischen untergeordnet war. Doch konnten in den 1950er Jahren weder die Nationalmannschaft noch die Wiener Spitzenvereine an die glorreichen Triumphe der Vorkriegszeit anknüpfen. So verschob sich das Augenmerk, als der Stern am Fußballhimmel versank, auf den Alpensport, weil dort die heimischen Skifahrer und –fahrerinnen zahlreiche Erfolge erringen konnten. Insbesondere die Skiweltmeisterschaften in Aspen 1950, und noch mehr ihre propagandistische Aufbereitung in der Austria Wochenschau, ließen „Österreich zur ersten Skination der Welt“ werden (Schmid und Petschar 1990:23). Toni Sailer's legendäre Goldmedaillen in allen drei alpinen Disziplinen in Cortina 1956 zementierte diesen Ruf und versöhnte die Nation mit dem Niedergang im Fußball, den die allen Erwartungen widersprechende 6:1-Niederlage gegen Deutschland bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 schmerzhaft zum Ausdruck gebracht hatte.

Aufgrund der Dichte der Weltspitze im alpinen Skisport war das österreichische Team 1964 nicht unbedingt als Anwärter auf Olympisches Gold gesetzt. Am ehesten konzentrierten sich noch die Hoffnungen auf den Weltranglistenführer des Vorjahrs im Slalom, Josef Stiegler, der aber am Ende seiner Karriere stand. Als Kandidat für die Nachfolge des Skistars Toni Sailer kamen mit Karl Schranz der Weltmeister in der Abfahrt und Kombination von Chamonix 1962 sowie der Vorarlberger Egon Zimmermann in Frage. Aufgrund der aktuellen Form wurden Schranz jedoch weniger Chancen eingeräumt als dem 25jährigen gelernten Koch aus Vorarlberg, den die *Arbeiter-Zeitung* vor den Olympischen Spielen direkt mit Sailer verglich: „Beide sind groß und schlank, beide sehen gut aus: Junge Herren, keine Herrchen. ...Und beide haben jenes offene und klare Gesicht, wie es Mütter ihren Söhnen wünschen“

(AZ 22.1.1964, Beilage S.1). Der Reporter warnte aber davor, Vorschusslorbeeren aus der Ähnlichkeit zu verleihen, zumal ein Egon Zimmermann auch gar nicht in Sailers Fußstapfen treten will: „Egon Zimmermann will niemand anderes sein als Egon Zimmermann“. Dieses Portrait verweist auf ein Grundelement in der medialen Konstruktion echter Skistars in Österreich: Echtheit, Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit (Spitaler 2004:134). Bereits der Person Toni Sailers wurde unterstellt, trotz aller Prominenz und seiner Schauspielkarriere im Grunde der einfache und sympathische Sportsmann geblieben zu sein. Skisportler werden diesem Bedürfnis der Medien und ihrer RezipientInnen nach Authentizität auch dadurch gerecht, dass sie in Mundart sprechen und somit „natürlich“ wirken.

Mit dem Sieg in der Königsdisziplin des Wintersports, dem Abfahrtslauf der Herren, erfüllte Zimmermann die in ihn gesteckten Erwartungen: Der „dramatischste Kampf der Spiele“, von einem Feuilletonisten geistreich als „freier Fall mit Richtungsänderung“ (Jeschko 1964:55) definiert, wurde seinem Ruf gerecht durch den tragischen Todessturz des Australiers Ross Milne auf dem steilen Hang. Dem Sieger huldigte die *Arbeiter-Zeitung* (31.1.1964, Beilage:1) als „unseren neuen Skiheros, [...] Egon Zimmermann, von Beruf Koch, von Berufung Skiläufer, fließend Französisch und Englisch sprechend, am besten jedoch die Sprache des Skilaufs verstehend“. Die Medien präsentierten einen Helden mit Herz und Verstand („der Risiko in einem vernünftigen Maße gehalten hat. An der obersten Grenze, nicht aber darüber“), mit dem man auch über andere Dinge als nur das Skilaufen reden kann, der dem Jubel über den Erfolg die kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Fehlern den Vorrang einräumt („nur wer so streng mit sich selber ist, der erreicht hohe Ziele“) und trotz aller Klasse einer der Unsrigen bleibt: „Der Weltmeister im Riesenslalom und Olympiasieger [...] ist noch immer der natürliche und bescheidene Sportler geblieben, der er war, als er zum ersten Mal in der Nationalmannschaft fuhr“ (AZ 1.2.1964, Beilage:2). Jedoch: „Als Koch arbeitet er freilich nicht mehr. Zu Hause besitzen die Eltern eine kleine Pension, der Vater arbeitet als Skilehrer, der Bruder hat ein Mietauto, und der Egon eine Goldmedaille. So ist das Familienleben der Lecher“ (AZ 31.1.1964, Beilage:1). So verbinden sich in der Figur des Abfahrtsiegers Idealkonzeptionen, die das ländliche mit dem städtischen Österreich vereinigen: Bildungsbürgertum, Bodenständigkeit, Familiensinn und eine Leistungsethik, die über den Übermenschlichen riskierenden Körper zum Ausdruck kommt.

Ausgerechnet in seiner Paradedisziplin, dem Riesenslalom, schied Zimmermann nach einem Sturz aus dem Klassement aus. Für viele brach laut dem AZ-Reporter eine Welt zusammen: „Der Held allein genügt nicht mehr, der Ruf nach einem Supermann, der alle und alles schlägt, ertönt gebieterisch (AZ

4.2.1964, Beilage:3). Aber den Heldenstatus verspielte Zimmermann aufgrund einer Posse, die dem Feudalismus im Österreichischen Skibund zu verdanken war: Ausgerechnet der „Slalomkönig Pepi Stiegler“ sollte seinen gesetzten Platz in einem internen Ausscheidungsrennen gegen Zimmermann verlieren. Diese skandalöse Entscheidung, die der Vorarlberger Landesverband erzwungen hatte, wurde auf den Druck der Öffentlichkeit hin am kommenden Tag wieder zurückgenommen. Zimmermann aber stand plötzlich im Verruf, Kameradschaftsgeist zu missen und sich aus egoistischen Gründen genau gegen den Menschen gestellt zu haben, der durch seinen Verzicht auf einen Startplatz vor zwei Jahren ihm den Weltmeisterschaftssieg im Riesenslalom erst ermöglicht hatte. Dass Stiegler die Intriganten mit Gold beschämte, wie das Titelblatt der *Arbeiter-Zeitung* am 9.2. verkündete, rückte eher ihn in die Position, die Zimmermann verloren hatte: Der „stillste Sieger“ wurde für seine Fairness, Ehrlichkeit und Gradlinigkeit gefeiert (AZ 9.2.1964, Beilage:1). Egon Zimmermann dagegen, der nach einem später im Jahr erlittenen Autounfall nicht mehr an seine Höchstform anknüpfen konnte, ist im historischen Gedächtnis der Skination die Position versagt geblieben, die den Skiidolen Sailer, Schranz und Klammer vor und nach ihm zuteil wurde.

### **Fazit: Der Ausverkauf der olympischen Ideale**

Der Zorn der Öffentlichkeit gegen Zimmermann lag zum Teil auch an den Vorschusslorbeeren, mit denen die heimischen Medien ihn gegen die aus ihrer Sicht ungerechtfertigte Kritik am Verstoß gegen die Amateurklausel in Schutz genommen hatten. In manchen Innsbrucker Schaufenstern waren vor den Spielen Portraits von Zimmermann aufgetaucht, offenbar ohne Wissen des Skiläufers. Allerdings war die schleichende Professionalisierung des Spitzensports ohnehin ein offenes Geheimnis: Die Skifabrikanten zahlten den Sportlern die Lohnausfälle, wenn sie trainierten (im Gegensatz zu den japanischen Volleyballspielerinnen, die nicht von der Arbeit befreit wurden); Medaillengewinne wurden mit 30.000 Schilling für Gold, 25.000 für Silber und 20.000 für Bronze vergolten; diese Sätze waren von den Herstellern abgesprochen worden, damit sie sich nicht gegenseitig die LäuferInnen abwarben. Bei seiner Eröffnungsrede appellierte der IOC-Präsident daher an den Sportgeist und rügte diejenigen, die den Sport für persönliche Zwecke nutzen: „Es obliegt dem Staat, sich dafür einzusetzen, dass der Sport der Gesundheit dient, aber viele Sportminister denken weniger an die Wohlfahrt als an Medaillen. Warren möchte ich auch vor den Staats-, Universitäts- und Geschäftssportlern. Ich möchte für einen sauberen Amateursport eintreten“ (Brundary, zitiert in Burda 1964:7). Auch die *Arbeiter-Zeitung* forderte, dass man „dem Feind unserer

Epoche, dem Kommerzialisismus, nicht widerstandslos und ohne Kampf die Herrschaft über die Spiele überlassen“ dürfe (AZ 24.1.1964:1). Der Sündenfall des Sports war aber nicht aufzuhalten. Die heute im Skisport übliche Geste, nach dem Abbremsen den Schriftzug des Herstellers auf dem Ski in die Kamera zu halten, wurde 1964 zum ersten Mal von Zimmermann nach seinem Abfahrtserfolg vollzogen. Von einem Angebot, im amerikanischen Profirennzirkus mitzufahren, sah Zimmermann wie viele andere seiner Zeitgenossen ab: Sie konnten offenbar schon mehr mit dem Sport in der Heimat verdienen. Die allgemeine Stoßrichtung der österreichischen Kritik galt jedoch nicht den Athleten, sondern dem IOC für seine Verlogenheit in der Regelung der Amateurklausel und den Skifabrikanten: „Niemals zuvor ist der Olympische Geist so offen verhöhnt worden“ (AZ 11.2.1964:15).

Wie im ersten Abschnitt diskutiert wurde, war der Hyperbolismus der Olympischen Spiele auch schon im Jahr 1964 unaufhaltbar. Zwar wurden die Rieseninvestitionen vor dem Hintergrund der Modernisierung in beiden Ländern und aufgrund des hohen Werbeeffects intern gerechtfertigt, aber im Endeffekt machten sie aus den vom IOC gewünschten „einfachen Spielen“ solche, „die so klein waren, wie ein Riese eben klein sein kann“ (AZ 12.2.1964:12). Die „einfachen Mammutspiele“ von Innsbruck fanden ihre Fortsetzung in Tōkyō. Avery Brundage sah die Entwicklung mit gemischten Gefühlen:

Die Olympischen Spiele sind zu der größten aller internationalen Veranstaltungen geworden und werden als solche allgemein anerkannt. Olympische Städte stechen hervor mit einem gewissen Prestige, das in keiner anderen Weise gewonnen werden kann. Das ist, weil die Spiele weit mehr sind als nur ein weiteres Sportfest. Sie sind eine soziale Manifestation der ersten Ordnung. ... Regierungen sind der Olympischen Bewegung bewusst geworden aufgrund der Popularität der Olympischen Spiele, aber die schwierigste Aufgabe bleibt – sie müssen nun auf die richtigen Wege geführt werden und lernen, dass der wahre Sinn nicht in dem vorübergehenden Ruhm einiger Medaillen und gebrochener Rekorde durch eine hochtrainierte Sportelite liegt, sondern in der Entwicklung einer starken und gesunden Jugend, die den höchsten Prinzipien des Amateurkodex gemäß erzogen wird. (Brundage 1964:31)

Die Realität sah anders aus, wie die Fixierung der Medienberichterstattung auf die Erfolge der eigenen SportlerInnen verdeutlicht. Der Versuch des IOC, angesichts der in die Spiele hinein geflossenen Konkurrenzsituation des Kalten Krieges zwischen den USA und der UDSSR mitten während der Sommerspiele die Nationenwertung abzustellen, scheiterte an den Medien, die

unverdrossen ihre Tabellen tagtäglich aktualisierten. Die Nationalisierung des Internationalismus war längst dem Olympischen Ideal des „Dabei sein ist alles“ gewichen. Japan und Österreich wurden diesem Ideal allerdings in dem jeweils anderen Land gerecht, wenn auch nicht freiwillig: Sie kehrten beide ohne Medaillen heim.

Ein weiterer Bereich, in dem die Olympische Ideologie ins Wanken geriet, war der Anspruch des Unpolitischen. Der Besuch des Schahs und der Kaiserin Farah Pahlavi in Österreich stieß in dem Land, dem ebenso wie dem IOC eine gewisse Affinität monarchischen Potentaten gegenüber nicht fremd ist, auf reges Interesse – gering war dagegen das Verständnis für die iranischen Studenten, die gegen die Prunksucht des Herrscherpaars demonstrierten. Direkt mischte sich das IOC in die Weltpolitik ein, als der Kongress in Innsbruck zunächst beschloss, Südafrika wegen seiner Apartheid-Politik von den Sommerspielen auszuschließen. Aus Tōkyō reisten die Mannschaften aus Indonesien und Nordkorea bereits vor der Eröffnung wieder ab wegen eines ungelösten Streits zwischen dem IOC und den Sportlern, die im Vorjahr an den „Games of the New Emerging Forces“ – GANEFO war als postkoloniale Einrichtung dezidiert nicht unpolitisch – teilgenommen hatten. Die Probleme sollten in Zukunft nicht weniger werden: 1968 starben zehn Tage vor der Eröffnung der Sommerspiele von Mexiko 500 Teilnehmer an einer gegen die Olympischen Spiele von Mexiko gerichteten Demonstration im Kugelhaapel der Polizei. Das Massaker von Tlatenolco wurde 1972 von dem palästinensischen Terrorkommando in den Schatten gestellt, das die israelische Mannschaft im Olympischen Dorf von München zur Geisel nahm und ein Blutbad anrichtete. Ein hilfloser Avery Brundage stammelte in die versammelten Kameras: „Die Spiele müssen weitergehen“.

*The Show must go on*, aber nicht mit allen und jedem. 1976 boykottierten die afrikanischen Staaten die Spiele von Montreal, weil das IOC nicht Neuseeland sperren wollte, dessen Rugby-Team der „All Blacks“ als einziges Sportteam wiederholt den Bann gegen Südafrika gebrochen hatte. 1980 und 1984 boykottierten sich die beiden Supermächte USA und UDSSR gegenseitig. Zunächst organisierten die USA 1980 wegen der sowjetischen Invasion in Afghanistan einen Boykott der Moskauer Spiele durch die Länder des „freien Westens“; 1984 revanchierten sich die UDSSR mit einem Boykott der Spiele von Los Angeles durch die Ostblockländer. Diese „Hollywood-Spiele“ waren die ersten privatwirtschaftlich finanzierten Spiele der olympischen Geschichte und weckten neue Begehrlichkeiten, aber auch Abhängigkeiten: Statt sich mit den internen Widersprüchen auseinanderzusetzen, vielleicht aber auch, um nicht an ihnen zu kollabieren, korrumpierte sich die Olympische Bewegung.

## Epilog: Und ewig locken die Olympischen Spiele ...

Japans und Österreichs Olympiageschichten sind mit dem Jahr 1964 nicht vorbei. Innsbruck beherbergte 1976 erneut die Winterspiele. Nachdem sich die Bevölkerung von Denver in einem Referendum gegen die Austragung ausgesprochen hatte, sprang die Olympia-erprobte Alpenstadt kurzfristig ein. Auch in Japan fanden Winterspiele bereits zweimal statt: zunächst 1972 in Sapporo, das zuvor gegen Grenoble unterlegen war, und 1998 in Nagano.

Im Schatten der Erfolgsmeldungen stehen die Niederlagen: Wiederholt scheiterte Japan mit seinen Bewerbungen; die Winterspiele 1984 gingen statt nach Sapporo an Sarajevo, und die Sommerspiele 1988 an Seoul statt an Nagoya. Wäre es nach dem Willen des Japanischen Olympischen Komitees gegangen, wäre die Welt im Sommer 2008 nicht in Beijing, sondern in Ōsaka zu Gast gewesen. Die Misserfolge haben die Stadt Tōkyō nicht daran gehindert, einen neuen Vorstoß um die Spiele von 2016 zu versuchen, an denen auch die Metropole Fukuoka auf Kyūshū interessiert gewesen wäre. In Österreich dürften die gegen Vancouver (2010) und Sotchi (2014) gescheiterten Kandidaturen von Salzburg noch in allgemeiner Erinnerung sein, während die früheren Bewerbungen von Graz und Klagenfurt um die Winterspiele von 2002 und 2006 wohl schon wieder in Vergessenheit geraten sind, so wie der Vorstoß des Liberalen Forums im Wiener Gemeinderat 2004, die Olympischen Sommerspiele nach Wien zu holen. Ich gehe aber davon aus, dass die erfolgreiche Ausrichtung der Europameisterschaft 2008 (gemeinsam mit der Schweiz) die Phantasien von Stadt- und LandespolitikerInnen beflügeln wird und die Bewerbung um die Sommerspiele nur mehr eine Frage der Zeit ist. Vielleicht in 2024?

## Literatur

ALKEMEYER, Thomas

1996 *Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936.* Frankfurt a.M. und New York: Campus.

ANDRANOVICH, Greg, Matthew Burbank und Charles Heying

2001 „Olympic cities: lessons learnt from mega-event politics“, *Journal of Urban Affairs* 23/2, 113-131.

APA /Austria Presse Agentur

1964 „Dossier: Olympische Winterspiele in Innsbruck 1964“, APA: 55-85. *apa historisch. zeitgeschichte online.* <http://www.historisch.apa.at/cms/apa-historisch/>

(eingesehen im Juni 2008).

ARATA Masafumi

2004 „Tōyō no majo. Sono joseisei to kōjō no kioku“ [Die Hexen aus dem Orient. Erinnerungen an ihre Femininität und Arbeitsplatz], Shimizu Satoshi (Hg.): *Orinpikku Sutadiizu. Fukusū no keiken, fukusū no seiji*. Tōkyō: Serika Shobō, 175-191.

BRUNDAGE, Avery

1964 “Avery Brundage speech. Opening Ceremony 62nd Session International Olympic Committee, Tōkyō, Japan, October 6th, 1964”, *Bulletin du Comité International Olympique* 88, 30-31.

BURDA, Franz (Hg.)

1964 *IX. Olympische Winterspiele 1964*. Offenburg: Burda.

HARADA Munehiko

2002 *Supōtsu ibento no keizaigaku. Mega ibento to hōmu chiimu ga toshi o kaeru* [Ökonomie der Sportevents. Mega-Events und Heimklubs verändern die Stadt]. Tōkyō: Heibonsha.

HORNE, John

2005 “Sport and the mass media in Japan”, *Sociology of Sport Journal* 22, 415-432.

ISHIZAKA Yūji

2004 “Kokka senryaku to shite no futatsu no Tōkyō Orinpikku. Kokka no manazashi to supōtsu soshiki” [Die beiden Olympiaden von Tokyo als Staatsprojekt. Der Blick des Staats und Sportorganisation], Shimizu Satoshi (Hg.): *Orinpikku Sutadiizu. Fukusū no keiken, fukusū no seiji*. Tōkyō: Serika Shobō, 108-122.

JESCHKO, Kurt

1964 *Silberne Pisten, goldener Lorbeer. IX. Olympischen Winterspiele Innsbruck 1964*. Wien: Verlag für Jugend und Volk.

LECHENPERG, Harald (Hg.)

1964 *IX. Olympische Winterspiele Innsbruck XVIII. Olympische Spiele Tōkyō 1964*. Linz: Rudolf Trauner Verlag.

MacALOON, John

1981 *This great symbol: Pierre de Coubertin and the origins of the modern Olympic Games*. Chicago: University of Chicago Press.

2006 “The theory of spectacle. Olympic ethnography revisited”, Alan Tomlinson und Christopher Young (Hg.): *National identity and global sports events. Culture, politics and spectacle in the Olympics and the Football World Cup*. Albany, NY: SUNY Press, 15-39.

MAEMURA Fumihiko

2004 “Hinomaru to modan. ’64 Tōkyō taikai shinboru māku to posutā o megutte” [Hinomaru und Moderne. Über die Poster und das Logo der Olympischen Spiele von Tokyo 1964], Shimizu Satoshi (Hg.): *Orinpikku Sutadiizu. Fukusū no keiken, fukusū no seiji*. Tōkyō: Serika Shobō, 132-153.

MEIXNER, Wolfgang

2006 "Olympische Spiele Innsbruck 1964 und 1976", Vortrag bei der Konferenz Sport als städtisches Ereignis, Garmisch Partenkirchen, 10.-12.11.2006. Publiziert: „Die österreichische Delegation übermittelt, freudig bewegt, die Nachricht, daß Innsbruck Olympiastadt [...] wurde.“ Olympische Winterspiele Innsbruck 1964 und 1976“, Christian Koller und Janina Gruhner (Hg.): *Sport als städtisches Ereignis*. Ostfildern: Thorbecke 2008 [im Druck].

MISHIMA Yukio

1964 "Tōyō to sei-yō o musubu hi" [Der Tag, der Orient und Okzident verbindet], *Mainichi Shinbun* 11.10.1964, 7.

OTOMO Rio

2007 „Narratives, the body and the 1964 Tōkyō Olympics“, *Asian Studies Review* 31, 117-132.

PENZ, Otto und Georg Spitaler

2004 „The Austrian sportscape and national identity“, Georg Anders et al. (Hg.): *European integration and sport*. Wien: LIT Verlag, 209-224.

PIRHOFER, Gottfried und Kurt Stimmer

2007 *Pläne für Wien. Theorie und Praxis der Stadtplanung von 1945 bis 2005*. Wien: Stadtentwicklung Wien (MA 18).

RICE, Richard

1979 "Economic mobilization in wartime Japan: business, bureaucracy, and military in conflict", *Journal of Asian Studies* 38/4, 689-706.

ROCHE, Maurice

2000 *Mega-Events and modernity*. London: Routledge.

SCHARDT, Bettina

2000 "The Olympic Winter Games of 1964 and 1976 in Innsbruck – A comparative study in economic, ecological, structural-political, sports-technical and cultural aspects on the basis of the Olympic files of the municipal archives of the City of Innsbruck", International Olympic Academy (Hg.): *Report on the I.O.A. 's Special Sessions and Seminars 1998*. Athen: Eptalofos, 260-276.

SCHMID, Georg und Hans Petschar

1990 *Erinnerung & Vision. Die Legitimation Österreichs in Bildern. Eine semiohistorische Analyse der Austria Wochenschau 1949–1960*. Graz: ADEVA.

SEKI Harunami

1997 *Sengo Nihon no supōtsu seisaku. Sono kōzō to tenkai* [Sportpolitik in Japan nach 1945. Strukturen und Perspektive]. Tōkyō: Taishūkan Shoten.

SPITALER, Georg

2004 „Echte Skistars - zur Vorstellung der ‚authentischen Vertretung‘ in österreichischen Wintersportdiskursen“, *SWS-Rundschau* 2/2004, 132-150.

TAGSOLD, Christian

- 2002 *Die Inszenierung der kulturellen Identität in Japan. Das Beispiel der Olympischen Spiele Tōkyō 1964.* München: Iudicium.
- TOGOC/The Organizing Committee for The Games of the XVIII Olympiad
- 1966 *The Official Report of The Games of the XVIII Olympiad Tōkyō 1964, 2 Bd.*  
Tōkyō: Organizing Committee for the Games of the XVIII Olympiad.

# **Toni Sailer, Mitsou und die Peanuts. Zur Wiederentdeckung der Japan-Schlager in den 1960er Jahren**

SEPP LINHART

## **Historischer Hintergrund**

Nach den verheerenden Kriegsniederlagen und den bedingungslosen Kapitulationen Deutschlands und Japans nach 1945 hatten diese Länder, aber auch Österreich sowie die mit Deutschland während des Krieges verbündeten weiteren Staaten einen Paria-Status in der internationalen Statusgemeinschaft. Obwohl Deutschland und Japan bis 1945 zweifelsohne politische, militärische und wirtschaftliche „Großmächte“ darstellten, wurde ihnen in der Nachfolgeorganisation des Völkerbundes, der UNO, nicht nur dieser Status verwehrt, sie wurden genauso wie auch Österreich nicht einmal zu einer Mitgliedschaft in dieser eingeladen. Von den ersten Olympischen Spielen nach dem Krieg im Jahr 1948 blieben Deutschland und Japan ausgeschlossen. Der Kalte Krieg trug dazu bei, dass sich neue, rasch erstarrende Fronten bildeten, statt dass sich die Kriegsmüdigkeit von 1945 in einen dauerhaften Frieden gewandelt hätte. In diesem Klima bestanden Berührungängste nicht nur zwischen den Siegern und den Besiegten und zwischen Ost und West, sondern auch zwischen den ehemals verbündeten Staaten Deutschland, einschließlich Österreichs, und Japan untereinander.

Die Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik im Jahr 1949 sowie der Vertrag von San Francisco zwischen Japan, den USA und deren Verbündeten 1951, der österreichische Staatsvertrag von 1955 mit den vier Besatzungsmächten und schließlich die Aufnahme von diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und der Sowjetunion 1956 schufen die Grundlagen für die Wiedereingliederung Deutschlands, Österreichs und Japans in die westliche Welt. Österreich fühlte sich dabei trotz der Erklärung seiner immerwährenden Neutralität stets dem westlichen Lager zugehörig, während Deutschland 1955 Mitglied der NATO wurde und Japan im Anschluss an den Friedensvertrag von San Francisco ein militärisches Bündnis mit den USA einging, in dem es den sogenannten Sicherheitsvertrag (Anzen hoshō jōyaku, abgek. Anpo) abschloss. Damit stand auch der Aufnahme in die UNO nichts mehr im Wege: Österreich erlangte den begehrten Status eines UNO-Mitglieds 1955, Japan 1956 und die BRD und die DDR

1973. Selbstverständlich konnten ab Mitte der fünfziger Jahre auch Japan und Deutschland wieder frei miteinander verkehren.

Ganz wesentlich für die Wiedererlangung eines nationalen Selbstbewusstseins und für die Demonstration des eigenen Status ist die möglichst erfolgreiche Teilnahme an den Olympischen Spielen. 1948 und 1952 hatte Österreich an den Olympischen Sommer- und Winterspielen in London und St. Moritz sowie Melbourne und Cortina teilgenommen und 1956 in Cortina mit Toni Sailer einen neuen Supersportler kreiert. Sailer gewann sämtliche drei Goldmedaillen im alpinen Skilauf, die gleichzeitig auch als vier Weltmeisterschaftsmedaillen galten. Bei den zwei Jahre später in Bad Gastein ausgetragenen alpinen Skiweltmeisterschaften eroberte Toni Sailer drei Goldmedaillen und eine Silbermedaille und war dadurch in nur zwei Jahren zum zehnfachen Goldmedaillengewinner geworden. Dass dieser Toni Sailer mit diesen unglaublichen Resultaten damit auch zum österreichischen Superhelden wurde, ist wohl selbstverständlich.

Es nimmt ob dieser Medaillenflut und der erfolgreichen Austragung der alpinen Skiweltmeisterschaften auch nicht Wunder, dass Österreich und die Stadt Innsbruck die Austragung der Olympischen Winterspiele 1964 zugesprochen bekamen, denen 1976 weitere in der gleichen Stadt folgen sollten.

Japan wurde 1958 mit der Ausrichtung der Asian Games betraut, einer Art asiatische Olympiade. 1964, im gleichen Jahr, in dem die Olympischen Winterspiele in Innsbruck stattfanden, wurden die Sommerspiele in Tōkyō veranstaltet. Tōkyō hatte schon für die Sommerspiele 1940 den Zuschlag erhalten, doch fielen diese genauso der Weltlage zum Opfer wie die im gleichen Jahr nach Sapporo vergebenen Winterspiele. Die Winterspiele in Sapporo fanden dann 1972 statt. Für Österreich endeten sie wegen des Ausschlusses von Karl Schranz wegen Verletzung des Amateurparagraphen allerdings wenig ruhmreich. Im gleichen Jahr war die Bundesrepublik Deutschland Veranstalter der Olympischen Sommerspiele in München.

Auch auf anderen Gebieten als dem des Sports kam es zur Normalisierung, und die gegenseitigen Berührungsängste zwischen Österreich bzw. Deutschland und Japan wurden allmählich abgebaut. Bereits 1953 eröffnete Japan in Wien eine Gesandtschaft, und zwei Jahre später folgte Österreich mit der Eröffnung einer ebensolchen in Tōkyō. Beide Gesandtschaften wurden 1957 zu Botschaften erhoben. 1959 besuchte der japanische Ministerpräsident Kishi Nobusuke Österreich und der österreichische Bundeskanzler Julius Raab brach 1959 zum ersten Staatsbesuch eines österreichischen Bundeskanzlers nach Japan auf, als dessen Ergebnis sechs Jahre später, 1965, an der Universität Wien ein Institut für Japanologie gegründet wurde, nachdem das von Baron Mitsui Takaharu 1939 gestiftete Institut für Japankunde mit Kriegsende

seinen Betrieb nicht hatte fortsetzen können. Zur Förderung der gegenseitigen Beziehungen wurde auch eine Österreichisch-Japanische Gesellschaft in Österreich (1963) gegründet, nachdem eine Japanisch-Österreichische Gesellschaft in Japan schon seit 1957 bestand.

Auch auf kulturellem Gebiet begann ab Mitte der fünfziger Jahre wiederum ein Austausch. Wenn wir uns auf Japan und Österreich beschränken, sind vor allem die zahlreichen Tournées der Wiener Sängerknaben nach Japan zu erwähnen, die bereits im Jahr 1955 begannen und seit 1961 alle drei Jahre für die Dauer von drei Monaten stattfinden. Zur Beliebtheit der Sängerknaben in Japan trug zweifelsohne der 1959 während einer Japantournee gedrehte Film *Itsuka kita michi* [Weg der Sehnsucht] bei (Tautschnig 1990:123-129). Die Wiener Philharmoniker unternahmen 1956 ihre erste Reise nach Japan, der inzwischen zahlreiche weitere gefolgt sind, genauso wie Besuche der Staatsoper und der Volksoper sowie des Burgtheaters. An japanischer Hochkultur waren in Wien unter anderem Auftritte eines Gagaku-Orchesters und einzelner Nō-, Kyōgen- und Kabuki-Ensembles zu verzeichnen.

### **Die Repräsentation Japans in der populären Musik Deutschlands und Österreichs vor 1945**

In diesem Aufsatz möchte ich mich jedoch, ausgehend von der Hypothese, dass die Massenmedien wesentlich mehr Publikum erreichen als Aufführungen der Hochkultur und daher das Japanbild der breiten Bevölkerung wesentlich intensiver und nachhaltiger zu beeinflussen imstande sind, ausschließlich mit der populären Musik, die Japan zum Gegenstand hat, beschäftigen, also mit der Repräsentation Japans im deutschen Schlager, wie sie um 1960 dem deutschen und österreichischen Publikum vorgesetzt wurde.

Da der Schlager eigentlich ein Kind des 20. Jahrhunderts ist, waren japanische Themen in der Populärmusik im 19. Jhdt. vor allem in der Operette anzutreffen. Einzelne besonders beliebte Lieder aus einer Operette machten sich dann oft selbständig und wurden als Lieder, die einschlugen, also Schlager, bekannt. Mit der Zeit wurden von vorne herein Schlager ohne dazugehörige Operette komponiert.

Den Anfang machte in Wien 1873 *Die Japaneserin* (Text: Jules Grangé und Victor Bernard, Musik: Emile Jonas), eine Operette „im japanischen Stil“, deren Handlung auf die Wiener Weltausstellung im gleichen Jahr Bezug nimmt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Diese Angaben entstammen AH/KN 2002. Krejsa/Pantzer (1989:77) sprechen hingegen von *Die Japanesin* von den Textdichtern E. Grange und B. Bernard sowie dem Komponisten Emil Jonas. Das heißt, dass sowohl im Titel als auch bei den Namen der Texte und des Komponisten Differenzen bestehen. Der Autor konnte bisher aus Zeitgründen nicht in das Original Einsicht nehmen, um diese Frage zu klären.

In Paris folgte 1876 die komische Oper *Kosiki* (Schuster 1977:112), doch der große Erfolg stellte sich erst mit *The Mikado or The Town of Titipu* ein. Diese komische Oper, die bei uns auch gerne als Operette bezeichnet wird, mit Musik von Arthur Sullivan und einem Libretto von W. S. Gilbert, wurde nach ihrer Uraufführung am 14. März 1885 im Londoner Savoy Theater 672 Mal hintereinander gespielt. Es wird geschätzt, dass bis zum Jahresende mindestens 150 Theater eine eigene Produktion dieser Oper herausbrachten. In den USA sollen 1886 an einem bestimmten Tag 170 Aufführungen des *Mikado* stattgefunden haben. Die D'Oyly Carte Opera Company hatte zehn Ensembles, die gleichzeitig mit dieser Produktion durch die Welt tourten: fünf durch die USA, vier durch Großbritannien und eine durch Kontinentaleuropa (The Mikado 2008). Letztere begeisterte 1885/86 auch das Wiener Publikum bei Aufführungen im Carltheater (AH/KN 2002). Am 2. März 1888 folgte dann die Erstaufführung in deutscher Übersetzung am Theater an der Wien. *The Mikado* war eine Satire auf die englische Politik in einem japanischen Gewand, von den Japanern aber wurde die Oper als eine Darstellung der japanischen Verhältnisse aus westlicher Sicht interpretiert und entsprechend beleidigt kritisiert (Itoda 2008:89-91).

Noch mehr Erfolg als *Der Mikado*, dessen zahlreiche politische Anspielungen vom Wiener Publikum nicht verstanden wurden, hatte in Wien die unpolitische Operette *Die Geisha oder Die Geschichte eines japanischen Theehauses* vom Komponisten Sidney Jones und dem Librettisten Owen Hall und Liedertexten von Harry Greenbank. Am 25. April 1896 in London uraufgeführt, hatte diese Operette sofort auch im Ausland Erfolg. Sie gilt als das erste international erfolgreiche britische Musical (The Geisha 2008). Ab dem 16. Oktober 1897 wurde sie in Wien wiederum im Carltheater in deutscher Übersetzung gespielt und gehörte in den folgenden Jahren zum ständigen Repertoire dieses Theaters. 1913 wurde diese Operette auch an der Volksoper aufgeführt (Chlan 1983:128).

Die Erfolge von *Der Mikado* und *Die Geisha* sowie der berühmten Japan-Oper von Puccini *Madama Butterfly*, die in Wien erstmals 1907 aufgeführt wurde, führten zu zahlreichen weiteren Japan-Operetten. Aus österreichischer Sicht bemerkenswert ist die Operette *Yuschi tanzt*, deren Musik von Ralph Benatzky, dem Komponisten des *Weißes Rössl* stammt, während für das Libretto Robert Bodanzky und Leopold Jacobson verantwortlich zeichneten. Obwohl das am 3. April 1920 am Bürgertheater Wien uraufgeführte Werk 109 Aufführungen erlebte, ist es heute vergessen.

Immer noch aufgeführt wird hingegen Paul Abrahams *Viktoria und ihr Husar* aus dem Jahr 1930, deren erster Akt in Japan spielt. Das Libretto und die Liedtexte stammen von Alfred Grünwald und Fritz Löhner (Beda), die damals

zu den Besten auf diesem Gebiet gehörten. Einige Jahre später verlangte der bekannte Wiener Unternehmer Julius Meinl II von Paul Abraham, dass dieser für seine junge Frau Michiko Tanaka eine Japan-Operette komponieren solle. Am 20. Dezember 1935 wurde *Dschainah, das Mädchen aus dem Tanzhaus*, eine Operette, die in Vietnam spielt, im Theater an der Wien uraufgeführt (Eder 2004:6-7), die Textdichter waren abermals Grünwald und Löhner.

Es ist schwer zu eruieren, wie viele und welche Schlager es über Japan gab und gibt. Für die Zeit vor 1945 konnte ich die in Tabelle 1 aufgelisteten deutschen Schlager über Japan ermitteln.

Tabelle 1: Deutsche Japan-Schlager vor 1945

Jahr	Titel	Komponist	Anmerkung
1897	<i>Klein Jäppy</i>	Jones	Aus der Operette <i>Die Geisha</i>
	<i>O tanz, du kleine Geisha</i>	Jones	<i>Die Geisha</i>
	<i>Chon Kina</i>	Jones	<i>Die Geisha</i>
	<i>Der verliebte Goldfisch</i>	Jones	<i>Die Geisha</i>
	<i>Chin Chin Chinaman</i>	Jones	<i>Die Geisha</i>
1920	<i>Geisha, du Märchen der Nacht</i>	Stolz	
	<i>Miss Suzuki</i>	Armandola	
1921	<i>Ankunft in Tokio</i>	Mayson	
1924	<i>Wenn Buddha träumt</i>	Rebner	
	<i>Mah-Jong</i>	Beneš	
1927	<i>Geisha, du bist so weiß wie Schnee</i>		
	<i>Ich geh ins nächste Teehaus und such mir eine Fee aus</i>	Silving	
1929	<i>Butterfly</i>	Katscher	
1930	<i>Meine Mama war aus Yokohama</i>	Abraham	Aus der Operette <i>Viktoria und ihr Husar</i>
	<i>Rote Orchideen</i>	Abraham	Aus der Operette <i>Viktoria und ihr Husar</i>
1933	<i>Die Kirschen blüh'n in Yokohama</i>	Rényi	Aus dem Film <i>Taifun</i>
1934	<i>Sonne über Japan</i>	Bicher	
	<i>Kleiner japanischer Schmetterling</i>	Plessow	

Abgesehen vom Lied *Chon Kina* aus der Operette *Die Geisha*, das auf einer japanischen Vorlage beruht, über die ich an anderer Stelle berichtet habe

(Linhart 1992, 1993), sind alle Schlager rein europäische Musik ohne japanisches Vorbild. Während die fünf Lieder aus *Die Geisha* Zeugnis für den englischen Humor des späten 19. Jhdts. ablegen, gibt es unter den Schlagern aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zwei Tendenzen: Einerseits kitschige Japan-Lieder, die vor allem den Liebreiz der japanischen Frauen, der „Geisha“ besingen, andererseits recht humorvolle, spritzige, zum Teil auch leicht frivole Schlager. Zu den Liedern der ersten Art gehören Robert Stolz' Foxtrott *Geisha, du Märchen der Nacht*. Robert Stolz war 1920 mit seinem Lied *Salome* gerade ein weltbekannter Schlagerkomponist geworden, sein Japan-Schlager ist eine traurige Ballade von der kleinen Geisha Tsitsipin, die sich im Meer ertränkt, als sie merkt, dass ihr blonder Schiffsoffizier wohl nicht mehr wiederkommt. Auch *Ankunft in Tokio* ist eine düstere Ballade von der Geisha Lihaiso: als deren Freund, ein Fährmann, erfährt, dass sie ihn mit einem großen, blonden Schweden betrügt, setzt er ihr Haus in Brand und das Liebespaar verbrennt. *Butterfly*, eine japanische Walzer-Serenade, gedichtet von Beda und vertont von Robert Katscher, einem berühmten Erfolgsduo, das immerhin einen so berühmten Schlager wie *Es trägt die Lou lila* hervorgebracht hatte, ist ein uninspiriertes Lied voller Japanklischees, und ähnlich verhält es sich mit *Die Kirschen blüh'n in Yokohama* aus dem Film *Taifun*.

Ein vollkommen anderes Bild der japanischen Frauen zeichnet *Miss Suzuki*, die offensichtlich mit einem Lord liiert ist, sich aber zu dessen Boy hingezogen fühlt. Diese Japanerin ist nicht fremd-, sondern selbstbestimmt, selbstbewusst, sie tut, worauf sie Lust hat, wartet nicht auf einen Mann, sondern nimmt ihn sich, wie sie will.

**Liedtext 1:** *Miss Suzuki*, M: José Armándola, T: L. Didon, 1920

Die Miss ist kühn,  
 Der Lord hat einen Spleen,  
 so kokettiert sie mit dem Boy,  
 denn ach, sie ist nicht treu.  
 Und sie findet ihn so reizend  
 und so sehr adrett,  
 und sie denkt, er ist doch süß,  
 und küßt gewiß recht nett...  
 Ach toy, toy, toy, mein süßer kleiner Boy!  
 O wonniger Schreck ,  
 denn der Lord ist endlich weg!  
 (Engel 1986:46)

Auch die Halbjapanerin Lia-san in *Viktoria und ihr Husar* ist keck und verführerisch. Mit ihrem Lied *Meine Mama war aus Yokohama* schufen Paul Abraham und Fritz Löhner mit den knappsten Mitteln einen flotten, humorvollen Japan-Evergreen, der weit weg ist vom üblichen Japan-Kitsch.

**Liedtext 2:** *Meine Mama war aus Yokohama*, M: Paul Abraham, T: Fritz Löhner, 1930

Meine Mama war aus Yokohama  
aus Paris war der Papa.  
Meine Mama ging nur im Pyjama,  
weil Papa das gerne sah.  
Von der Mama ist das Verführerische,  
vom cher Papa ist das Pariserische.  
Ja meine schöne Mama  
war aus Yokohama,  
aus Paris ist der Papa!

Bert Silving war ein österreichischer Komponist namens Berthold Silbinger. Ihm verdanken wir den japanischen Shimmy *Ich geh ins nächste Teehaus und such mir eine Fee aus*. Obwohl es sich um einen japanischen Shimmy handelt, spielt das Lied in Hongkong, der Protagonist legt Wert auf die Feststellung, kein „Chineser“ zu sein. Natürlich können die entsprechenden Textstellen leicht in „Tokio“ und „Japaneser“ abgeändert werden, immerhin will sich der Sänger für den Abend eine „Geisha“ einladen. Im Allgemeinen darf man von der leichten Musik keine exakten Beschreibungen der Verhältnisse erwarten. Noch 1990 besingt eine Thailänderin in einem EAV-Schlager den westlichen Touristen: „Mr. Meier, sei mein Samurai!“ Die wenigen ostasiatischen Begriffe und Ortsnamen werden miteinander vermischt gebraucht, und das hat noch nie der Popularität eines Liedes Abbruch getan.

**Liedtext 3:** *Ich geh ins nächste Teehaus und such mir eine Fee aus*, M: Bert Silving, T: Rudolf Berdach-Walfried, 1927

Wenn meine Frau das wüßt,  
wie mir zumute ist,  
die käm' sofort zu mir nach Hongkong her.  
Bei so einer Distanz  
vergißt man wirklich ganz,  
dass Manches oft ein Grund zur Scheidung wär!

Ach was! Ach was!

Ich geh' ins nächste Teehaus  
 und such mir eine Fee aus,  
 denn das ist kein Caféhaus,  
 ganz ohne Weib zu sein.  
 Ich bin kein Presseleser  
 und bin auch kein Chineser,  
 doch eine kleine Geisha  
 lad' ich mir heute ein! ein!

Auch das Lied *Mah-Jong* von 1924 ist zwischen China und Japan zu platzieren, denn das chinesische Spiel wurde hierorts mit beiden Ländern assoziiert. Das geistreiche Lied macht sich über die anfangs der zwanziger Jahre in Europa ausgebrochene Mahjong-Mode lustig.

**Liedtext 4:** *Mah-Jong*, M: Jara Beneš, T: Beda, 1924

Ach Frau Kommerzienrat,  
 ich bin ganz desparat,  
 warum gibt's heuer keinen Jour?  
 Ja, lieber Freund, die Zeit ist bitter,  
 was einmal war, kommt nie retour!  
 Die Börse rührt sich nicht,  
 mein Mann rasiert sich nicht,  
 kein Bluff und kein Theater zieht,  
 vor jedem Bankgeschäft ist bald ein Gitter,  
 und vor Dalles werd'n die Leut' solid.

Was machen jetzt die Herrn und Damen?  
 Sie spielen nur Mah-Jong,  
 sie spielen nur Mah-Jong!  
 Man spricht nicht mehr von Tutankhamen,  
 man spielt jetzt nur Mah-Jong!  
 Am Abend sitzen sie beisammen  
 Und spielen nun Mah-Jong!  
 Die Braut hat „Kong“,  
 der Bräutigam hat „Pong“,  
 das nennt man Mah-Jong!

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollzog sich zwischen Japan und Deutschland eine politische Annäherung, die im Antikomintern-Pakt (1936) und im Dreimächtepakt (1940) gipfelte. Diese neue Freundschaft scheint interessanterweise keinen Niederschlag in der populären Musik Deutschlands gefunden zu haben. Im Gegenteil: Viele Komponisten und Texter der leichten Musik in Österreich und Deutschland waren jüdischer Herkunft und ihre Werke wurden ab 1933 in Deutschland und ab 1938 auch in Österreich nicht mehr aufgeführt. Man kann nur vermuten, dass vielleicht auch die japanische Seite daran interessiert war, dass nun keine deutschen „Geisha-Lieder“ mehr in den Umlauf kamen, denn schließlich wollte sich Japan als militärische Großmacht dargestellt wissen und nicht als Geisha-Operettenstaat.

### **Japan in der deutschen Schlagermusik um 1960**

Die eingangs geschilderten zeithistorischen Hintergründe bewirkten, dass während der Nachkriegszeit keine Japan-Schlager in Umlauf kamen. Es wäre unpassend gewesen, nach Kriegsende Japan zu besingen, ein Land, das zahlreicher Kriegsverbrechen beschuldigt wurde, und noch unpassender wäre es wohl gewesen, wenn das von Deutschland aus passiert wäre, das mit Japan verbündet gewesen war. Japan kam daher im deutschen Schlager nach 1945 nicht vor, dieser konzentrierte sich zunächst voll auf Italien.

Die Wiederaufnahme des Besingen Japans in den fünfziger Jahren begann 1957, zwölf Jahre nach Kriegsende, mit dem Song *Japanisches Abschiedslied*, und es wurde nicht von einem österreichischen oder einem deutschen Sänger interpretiert, sondern von der Amerikanerin Jay Cee Jones und dem Briten Chris Howland. Das *Japanische Abschiedslied* oder *Japanese Farewell* nimmt ganz offensichtlich Bezug auf den amerikanischen Film *Sayonara* von Joshua Logan, der auf dem gleichnamigen Bestseller von James Michener beruht. Er gehört zu einer Gruppe äußerst erfolgreicher amerikanischer und britischer Spielfilme, die den Krieg mit Japan und die Zeit der amerikanischen Besatzung Japans aufarbeiteten, wie *Das kleine Teehaus* (1956), *Die Brücke am Kwai* (1957) oder *Denn der Wind kann nicht lesen* (1958). In diesem Film geht es am Beispiel der Ehen zwischen GIs und Japanerinnen um Rassismus und Vorurteile, ein Thema ganz nach dem Geschmack des Hauptdarstellers Marlon Brando, dessen Partnerin Miiko Taka mimte. Die japanische Jazzsängerin Miyoshi (Nancy) Umeki bekam für ihre Mitwirkung in diesem Film übrigens als erste Asiatin einen Oscar, nämlich den für die beste Nebenrolle.

Während die originale Filmmusik vom berühmten Irving Berlin (1888-1989) stammte und von Miyoshi Umeki gesungen wurde (*Sayonara, Japanese goodbye/ Whisper sayonara but you mustn't cry/Sayonara, if it must be so/*

Whisper sayonara, smiling as we go/ No more we stop to see pretty cherry blossoms/ No more we ,neath the tree looking at the sky/ Sayonara, sayonara/ Goodbye), wurde das von Kay Cee Jones gesungene Lied von Hasegawa und Yoshida vertont, den Text fügte Freddy Morgan bei. Anders als sonst damals üblich, wurde das in den USA als *The Japanese Farewell Song* erfolgreiche Lied in Deutschland nicht neu getextet, sondern in der Originalfassung gespielt. Über diese Fassung sprach allerdings Chris Howland eine deutsche Übersetzung, und zwar so erfolgreich, dass dieser Schlager den Grundstein für seine Schallplattenkarriere legte. Etwas überraschend ist der Gegensatz zwischen dem Lied, das von einer Frau gesungen, und dem deutschen Kommentar, der von einem Mann gesprochen wird. Vielleicht liegt in diesem Gegensatz der Reiz dieses Liedes: In der deutschen Fassung zumindest weiß der Zuhörer nicht mehr, wer wen verlässt, der Mann die Frau oder umgekehrt.

**Liedtext 5:** *Japanisches Abschiedslied*, M: Hasegawa, Yoshida, T: Freddy Morgan (1957)

The time has come for us to say sayonara.  
 My heart will always be yours for eternity.  
 I knew sometime we'd have to say sayonara,  
 Please promise that you'll be returning someday to me.  
 I'll remember our romance until the day that I die,  
 I'll see your face in the moon and stars in the sky.  
 So hold me close before you say sayonara  
 And promise that you'll always keep me near to your heart.  
 I'll remember our romance until the day that I die,  
 I'll see your face in the moon and stars in the sky.  
 So hold me close before you say sayonara  
 And promise that you'll be returning someday to me.  
 Someday to me. Sayonara.

Deutscher Kommentar:

Die Zeit ist nun gekommen, da wir voneinander Abschied nehmen müssen,  
 Doch mein Herz wird Dein sein in alle Ewigkeit.  
 Ich wusste, dass dieser Augenblick kommen würde,  
 aber ich werde die Hoffnung nicht aufgeben, dass Du eines Tages zu mir  
 zurückkehren wirst.  
 Ich werde mich immer unserer Liebe erinnern bis zu dem Tage, an dem  
 ich sterbe,

und ich Dein Antlitz in allen Gestirnen des Himmels sehen werde.  
Halt mich fest in Deinen Armen, bevor Du gehst,  
und versprich, dass ich Deinem Herzen immer nahe sein werde!

Das *Japanische Abschiedslied* war auch musikalisch prägend für zahlreiche Japanschlager, die folgen sollten. Es beginnt und endet nämlich mit einem Gongschlag, der bei zahlreichen Komponisten bzw. Arrangeuren im Westen offensichtlich als bestes Mittel gilt, eine japanische Atmosphäre herbeizuzaubern, obwohl der Gong in der japanischen Unterhaltungsmusik keine Rolle spielt und wenn schon, in der buddhistischen Liturgiemusik bzw. der Hofmusik *gagaku* verwendet wird. Aber Authentizität der japanischen Musik und Authentizität der Klischees über japanische Musik sind natürlich zwei verschiedene Paar Schuhe.

Der Erfolg des *Japanischen Abschiedsliedes* reichte anscheinend nicht aus, um sofort ähnliche Japanschlager auf die Bildfläche zu rufen, auch wenn der nächste Japanschlager wieder von einem Abschied handelt, Toni Sailers *Am Fudschijama blüht kein Edelweiß*.

### **Toni Sailer und Japan**

Toni Sailer wurde nicht nur in Österreich, sondern auch in Japan wegen seiner zahlreichen Goldmedaillen berühmt, doch zu seiner Berühmtheit in Japan trug noch ein weiterer Faktor bei: Einer von Sailers schärfsten Konkurrenten im Slalom war ein Japaner namens Igaya Chiharu. Chiharu oder abgekürzt Chick Igaya schlängelte sich durch die Slalom-Tore, als ob er aus Gummi wäre, weshalb er auch Gummi-Chick genannt wurde. Sowohl bei den Olympischen Winterspielen in Cortina d'Ampezzo als auch bei den Alpinen Skiweltmeisterschaften in Bad Gastein 1958 landete Igaya im Slalom jeweils hinter Sailer auf dem zweiten bzw. dritten Platz. Dass Sailer dem besten japanischen Skiläufer aller Zeiten also stets den Sieg vor der Nase wegschnappte, trug natürlich wesentlich zum Bekanntheitsgrad des Sportidols aus Kitzbühel bei.

Sailer hatte bereits ab 1957 Schauspiel- und Gesangsunterricht genommen und noch im gleichen Jahr seinen Erstlingsfilm *Ein Stück vom Himmel* herausgebracht. Nach seinem Dreifachtriumph bei der Weltmeisterschaft 1958 beendete er seine Karriere als Skirennläufer, um nicht mit dem damals noch sehr streng ausgelegten Amateurparagraphen in Konflikt zu kommen, bereits als Zweiundzwanzigjähriger. Danach begann der gelernte Glaser und Spengler eine dritte Karriere als Schauspieler und Sänger. Der österreichische Supernationalheld wirkte in 25 Filmen mit, machte 18 Plattenaufnahmen und

spielte an verschiedenen Bühnen Theater.

1960 drehte Sailer in Japan den japanischen Skifilm *Ginrei no ōja* mit Wanibuchi Haruko, Fujie Kiyoko und Nanbara Kōji. Zu diesem Zeitpunkt waren seine deutschen Skifilme *Der schwarze Blitz* (*Kuroi inazuma*, 1958) und *Zwölf Mädchen und ein Mann* (*Hakugin wa maneku yo*, 1959) sowie sein Erstlingsfilm *Ein Stück vom Himmel* (*Zairā no hatsukoi monogatari*, 1957) bereits erfolgreich in Japan gelaufen und Sailer war in Japan bereits aus diesen Filmen und durch die darin vorkommenden Lieder weithin bekannt. Die Titellieder der beiden Skifilme wurden in Japan von Wada Hiroshi und den Mahina Sutāzu bzw. den Surī Gurēsesu als Single in japanischer Sprache herausgebracht, deren Umschlag ein Bild des skifahrenden Sailers aus dem Film *Zwölf Mädchen und ein Mann* zielt. Insgesamt wurden zwischen 1957 und 1962 sechs Sailer-Filme in Japan aufgeführt, und 1966 hatte Sailer im japanischen Film *Arupusu no wakataishō* (*It started in the Alps*) noch einen Kurzauftritt.

Über Sailers Beziehungen zu Japan, seine Beliebtheit bei den japanischen Fans und über seine Dreharbeiten in Japan wurde in der heimischen Presse ausführlich berichtet. Daher ist es kein Wunder, dass man hierzulande auf die Idee kam, Toni Sailer auch einen Japan-Schlager singen zu lassen. Das Resultat war das kreuzbrave, sowohl musikalisch als auch textlich ziemlich einfallslose Lied *Am Fudschijama blüht kein Edelweiß*. Lediglich in einer kurzen Instrumentaleinleitung wird versucht, mit Gitarren den Klang von Shamisen-Musik nachzuahmen, und so japanisches Kolorit heraufzubeschwören.

**Liedtext 6:** *Am Fudschijama blüht kein Edelweiß*, M: Hammerschmid T: Hertha, um 1960.

Am Fudschijama blüht kein Edelweiß,  
 du schöne Geisha lebe wohl.  
 Am Fudschijama blüht kein Edelweiß,  
 drum fahr ich lieber nach Tirol.  
 Als ich in Japan zur Kirschblüte war,  
 ja das war schön, ja das war schön!  
 Gleich sprach ein Mädchen: „Oh, bleib noch ein Jahr!“  
 Da musste ich ihr gesteh'n:  
 Am Fudschijama ...  
 Fällt mir daheim meine Geisha mal ein,  
 träum ich von ihr, träum ich von ihr.

Schön wär's zu zweit dort im Teehaus zu sein,  
aber dann sage ich mir:  
Am Fudschijama ...

Auch wenn Sailers Lied aus ganz offensichtlichen Gründen keine Chance hatte, in die Hit-Parade vorzudringen, so hatte es anscheinend doch etwas bewirkt: Dass nun auch andere Interpreten und Schlagerproduzenten sich darauf besannen, dass man wie schon dreißig bzw. vierzig Jahre vorher, in den zwanziger oder dreißiger Jahren, wieder Lieder über Japan machen könne. Schon 1962 sang Yvonne Carré, ein Sängerin französischer Herkunft mit einem ebensolchen Akzent, den Geisha-Twist mit geistreichen Zeilen wie: „Weil man in Japan höflich ist, verbeugt man sich beim Geisha-Twist“. Das Lied war immerhin so erfolgreich, dass es 1999 in eine Omnibus-Ausgabe *Twist in Germany* aufgenommen wurde. Außerdem scheint sich Yvonne Carré damit so viel Prestige ersungen zu haben, dass man ihr ein Jahr später, 1963, auch die Interpretation des Liedes *Sukiyaki* zumutete.

### 1963 – Jahr des Japan-Schlagers

1963 kann man überhaupt als das Jahr des Japan-Schlagers bezeichnen, denn zum ersten Mal eroberten zwei Vertreter dieses Genres, das erwähnte Lied *Sukiyaki* und *Mitsou*, die einheimischen Hit-Paraden. Nach vielen Jahren der Enthaltbarkeit war durch das *Japanische Abschiedslied* und Toni Sailer der Bann gebrochen worden, und Japan wurde den deutschen, österreichischen und Schweizer Schlagerkonsumenten neu erschlossen. *Mitsou* war ab dem 8. Juni 1963 durch 34 Wochen hindurch in der deutschen Hitparade, und davon 15 Wochen lang unter den Top Ten. *Sukiyaki* startete etwas früher in der japanischen und etwas später in der deutschen Version und verlor seinen Platz an der Sonne früher wieder, kletterte aber höher hinauf. Im September 1963 war es auf dem zweiten und im Oktober auf dem dritten Platz im Monatsdurchschnitt, während *Mitsou* über den achten Monatsrang nicht hinauskam. Eine Auswertung der Top 20 für die Jahre 1960 bis 1964 zeigt *Sukiyaki* auf Platz 71 und *Mitsou* auf Platz 88 von insgesamt 298 Schlagern, die die Top 20 in diesem Zeitraum von fünf Jahren erreichten. Betrachtet man nur das Jahr 1963, dann belegt *Sukiyaki* Rang 12 und *Mitsou* Rang 19 (Tolksdorf o. J.).

Tabelle 2: *Mitsou* und *Sukiyaki* in den Top 20 der Hitparade im Jahr 1963

Monat	<i>Mitsuo</i> (von J. Boyer)	<i>Sukiyaki</i> (von den Blue Diamonds)
Juli	Nr. 12	
August	Nr. 8	Nr. 9
September	Nr. 8	Nr. 2
Oktober	Nr. 10	Nr. 3
November	Nr. 16	Nr. 10
Dezember	Nr. 19	

*Mitsou* wurde von der 22jährigen Französin Jaqueline Boyer interpretiert, die 1960 den Grand-Prix-Eurovision gewonnen hatte. Nach ihrem Erfolg mit *Mitsou* scheint sie ein wenig auf Fernost-Lieder festgelegt worden zu sein, denn man mutete ihr Titel zu wie *Hongkong Mädchen*, *Butterfly*, *Little, Little China Girl* oder *Der Mond vom Fudschijama* (1968), von welchen allerdings keines nur annähernd die Bekanntheit von *Mitsou* erreichte. *Mitsou* war so erfolgreich, dass auch in der DDR eine eigene Version dieses Liedes, gesungen von Arte Mann, der früh verstorbenen Frau des DDR-Schlagersängers Roland Neudert, herausgebracht wurde. Auf der Amiga-Single singt sie auf der Rückseite einen weiteren Japan-Schlager, *Kimono aus Tokio*.

*Mitsou* wurde ein solcher Superhit, dass wir ihm ein wenig mehr Aufmerksamkeit widmen sollten. Zunächst der Name „Mitsou“, der offensichtlich eine französische Transkription des japanischen „Mitsu“ darstellt. Boyer und Mann betonen den Namen auf der zweiten Silbe, sodass er sehr unjapanisch klingt. Auch die Schreibweise entspricht nicht der üblichen Transkription. Das, was die beiden Sängerinnen von sich geben, müsste man mit „Mitsu“ transkribieren. Tatsächlich gibt es in Japan den weiblichen Vornamen „Mitsu“, häufig auch mit der Nachsilbe „-ko“ als „Mitsuko“, früher auch mit der Vorsilbe „O“ als „O-Mitsu“. Der Texter Georg Buschor und der Komponist Christian Bruhn, beides große Autoritäten der Schlagerbranche, setzten den Namen so ein, dass er immer dreimal wiederholt wurde, also „Mitsou, Mitsou, Mitsou“ (sechsmal) und auf diese Zeile reimten sie dann „bist du!“ (dreimal), „dazu?“ (zweimal), oder „Rendezvous“ (einmal). Daraus entstand ein richtiger Ohrwurm, denn einundzwanzigmal „Mitsou“ kann kaum jemand widerstehen.

Warum sich der Texter für diesen Namen entschied, ist wahrscheinlich nur direkt von ihm selbst zu erfragen, aber es gibt vielleicht doch Vorbilder. Eine der ersten Japanerinnen, die nach Österreich heiratete, war Aoyama Mitsuko, verheiratete Gräfin Mitsuko Coudenhove-Kalergi. Die erwähnte junge japa-

nische Sängerin, die durch ihre Ehen mit dem österreichischen Unternehmer Julius Meinl II und dem Filmschauspieler Viktor de Kowa in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Aufsehen erregt hatte, hatte als Tanaka Michiko einen ähnlich klingenden Namen. Schließlich darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass die berühmte Parfüm-Firma Guerlain seit 1919 ein Luxusparfüm namens Mitsouko im Angebot hat. All das könnten Inspirationen für den Texter gewesen sein.

**Liedtext 7:** *Mitsou*, M: Christian Bruhn, T: Georg Buschor, 1963

Es war am Fudschijama, im Kirschenparadies,  
 Er war aus Yokohama und fand sie einfach süß!  
 1. Mitsou, Mitsou, Mitsou! Mein ganzes Glück bist du!  
 Den Kimono trägt keine so schick wie du alleine!  
 Mitsou, Mitsou, Mitsou! Was sagst denn du dazu?  
 Ich weiß was für uns beide, das wär so schön, Mitsou!  
 Refrain: Heute Abend ist Laternenfest, wo sich manches gut bereden  
 lässt!  
 Wenn der Mond scheint in der Lotoszeit, ist die Liebe nicht mehr weit!  
 2. Mitsou, Mitsou, Mitsou! Mein ganzes Glück bist du!  
 Laternen in den Bäumen, die laden ein zum Träumen!  
 Mitsou, Mitsou, Mitsou! Was sagst denn du dazu?  
 Wir wollen nichts versäumen, vom großen Glück, Mitsou!  
 3. Mitsou, Mitsou, Mitsou! Mein ganzes Glück bist du!  
 Lampions auf allen Wegen und hoffentlich kein Regen!  
 Mitsou, Mitsou, Mitsou! Komm doch zum Rendezvous!  
 Und hast du nichts dagegen, dann küß' ich dich, Mitsou!  
 Es war am Fudschijama zur Kirschenblütenzeit,  
 da nähte sie aus Seide ein weißes Hochzeitskleid.

An diesem Text aus 154 Wörtern (ohne Wiederholungen des Refrains) ist die Aneinanderreihung japanischer Namen und von Codewörtern, die man mit Japan assoziiert, bemerkenswert. Es kommen vor:

**Namen:** Mitsou (21mal), Fudschijama (zweimal), Yokohama (einmal)

**Schlüsselwörter:** Kimono, Kirschenblütenzeit, Kirschenparadies, Lampions, Laternen, Laternenfest, Lotoszeit, Seide

Diesen 32 Hauptwörtern (ohne persönliche Fürwörter), die man gerne mit Japan in Verbindung bringt, stehen nur 13 neutrale Hauptwörter gegenüber,

die Japan-Klischees des deutschen Publikums werden also hervorragend bedient. Auch das musikalische Arrangement setzt mit Eingangsgong und Shamisen imitierenden Gitarrengeklimper bei Boyer bzw. Gong und Flöten bei Mann voll auf die von Japan bestehenden Vorstellungen. Das Ergebnis ist ein Japan-Kitsch zur Potenz, ein Traum von einem Paradies, in dem die Liebe in der Eheschließung ihre Erfüllung findet.

Demgegenüber ist der Welthit *Sukiyaki* auf Deutsch das Lied von der unerfüllten Liebe und der ewigen Sehnsucht der Männer nach der schönsten Frau der Welt, hier einer Japanerin namens Tamiko. *Sukiyaki* ist der Titel eines japanischen Schlagers vom Dezember 1961, komponiert von Nahamura Hachidai, getextet von Ei Rokusuke und interpretiert von Sakamoto Kyū. Der japanische Text lautet:

**Liedtext 8:** *Ue o muite arukō*, M: Nakamura Hachidai, T: Ei Rokusuke, 1961

Ue o muite / arukō	Den Blick nach oben gerichtet will ich gehen,
namida ga / koborenai yō ni	damit die Tränen nicht auf den Boden fallen
omoidasu / haru no hi hitoribotchi no / yoru	in Gedanken an jenen Frühlingstag, einsam in der Nacht.
Ue o muite / arukō	Den Blick nach oben gerichtet will ich gehen,
nijinda / hoshi o kazoete omoidasu / natsu no hi hitoribotchi no / yoru	und die herabfallenden Sterne zählen in Gedanken an jenen Sommertag einsam in der Nacht.
Shiawase wa kumo no ue ni Shiawase wa sora no ue ni	Das Glück wohnt über den Wolken! Das Glück wohnt oben am Himmel!
Ue o muite / arukō	Den Blick nach oben gerichtet will ich gehen,
namida ga / koborenai yō ni	damit die Tränen nicht auf den Boden fallen.
nakinagara / aruku hitoribotchi no / yoru	Heulend gehe ich einsam durch der Nacht.
(Zwei Zeilen gepfiffen)	...
Omoidasu / aki no hi	In Gedanken an jenen Herbsttag,

hitoribotchi no / yoru	einsam in der Nacht.
Kanashimi wa / hoshi no kage ni	Die Traurigkeit liegt im Schatten der Sterne
Kanashimi wa tsuki no kage ni	Die Traurigkeit liegt im Schatten des Mondes
Ue o muite / arukō	Den Blick nach oben gerichtet will ich gehen,
namida ga / koborenai yō ni	damit die Tränen nicht auf den Boden fallen.
nakinagara / aruku	Heulend gehe ich
hitoribotchi no / yoru	einsam durch der Nacht.

Das japanische Original ist also ein melancholisches, lyrisches Lied, das keine bestimmte Erinnerung wiedergibt, sondern eher eine Stimmung deutlich macht. In Japan Ende 1961, Anfang 1962 sehr erfolgreich, - drei Monate lange an der Spitze der Verkaufshit-Liste des Magazins *Music Life* -, wurde das Lied auch für den englischsprachigen Raum zu adaptieren versucht. Zunächst spielten Kenny Ball and his Jazzmen eine instrumentale Cover-Version ein, der man statt des originalen japanischen Titels den Namen *Sukiyaki* gab, weil man annahm, dass ein Lied dieses Namens im Westen leichter Fuß fassen könne. *Sukiyaki* bedeutet wörtlich „Auf der Pflugschar Geröstetes“ und bezeichnet ein Eintopfgericht aus Rindfleisch und Gemüse. Diese Namensgebung entspräche etwa dem, ein westliches Lied in Japan plötzlich als *Beefsteak* zu vermarkten. Da aber Englischsprachige, wenn sie des Japanischen nicht mächtig sind, *Sukiyaki* unter Umständen anders aussprechen, als es im Japanischen ausgesprochen wird, kursierten anfangs auch Titelversionen wie *Sukayaka* und *Sukiyaka*. Wenige Monate später brachten Capitol Records in den USA und His Master's Voice in Großbritannien auch die Originalfassung mit Sakamoto Kyū nun unter dem Titel *Sukiyaki* heraus. Zum ersten und einzigen Mal bisher gelang es einem japanischen Originaltitel in der amerikanischen Hitparade im Juni 1963 für drei Wochen die Nummer Eins zu werden. Angeblich wurden von der japanischen Originalversion 13 Millionen Platten verkauft. Daneben sollen rund 150 Cover-Versionen des Liedes in zahlreichen Sprachen existieren, deren berühmteste im englischsprachigen Raum von der Gruppe *A Taste of Honey* stammt: 1981 erreichten sie damit die Nummer Eins in den Billboard R&B und die Nummer Drei in den Adult Contemporary Charts sowie die Nummer Drei in der Rangliste Hot 100. Die vier afroamerikanischen Sänger feierten damit einen ihrer größten Erfolge. Auch die nur aus

Männern bestehende R&B-Gruppe 4 P.M. machten mit dem Lied 1995 noch einmal Furore, als sie den Rang Acht der Billboard Hot 100 Singles erreichten. Der englische Text ist etwas konkreter als der japanische, es geht um eine zerbrochene Zweierbeziehung.

**Liedtext 9:** *Sukiyaki Song*, 1963

It's all because of you  
 I'm feeling sad and blue  
 You went away, now my life is just a rainy day  
 And I love you so  
 How much you'll never know  
 You've gone away and left me lonely.

Untouchable memories seem to keep haunting me  
 Love that's so true  
 That once turned all my gray skies blue  
 But you disappeared  
 Now my eyes are filled with tears  
 And I'm wishing you were here with me.

Soft with love are my thoughts of you  
 Now that you're gone I just don't know what to do.

If only you were here  
 You'd wash away my tears  
 The sun would shine  
 And once again you'd be mine all mine

In reality You and I will never be  
 You took your love away from me.

If only you were here  
 You'd wash away my tears  
 The sun would shine  
 Once again you'd be mine all mine.

In reality You and I will never be  
 Cause you took your love away from me, oh baby  
 You took your love away from me.

Im deutschen Sprachraum wurde ebenfalls versucht, Sakamoto Kyū im Original zu verkaufen, was anfangs anscheinend auch halbwegs erfolgreich war. Viel populärer wurde aber die ab August 1963 in den Hitparaden auftauchende Version der Blue Diamonds in deutscher Sprache.

**Liedtext 10:** *Sukiyaki*<sup>2</sup>, T: K. Wolf, 1963

Beim Suki-Sukiyaki in Naga-Nagasaki  
Da sah ich sie und vergaß alle Frau'n der Erde  
Denn sie war schön, unsagbar schön  
Dass ich von ihr nur träumen werde

Zum Suki-Sukiyaki in Naga-Nagasaki  
Lud sie mich ein in ihr Haus, dort im Blütengarten  
Und als ich ging, trug sie den Ring  
Und wollte immer auf mich warten

Sag mir, Tamiko, bleibt die Liebe besteh'n?  
Sag mir, Tamiko, wenn auch Jahre vergeh'n?

Beim Suki-Sukiyaki in Naga-Nagasaki  
Denk' ich noch heut' an die Zeit vor so vielen Jahren  
Mein Herz ist schwer, ihr Haus ist leer  
Wo wir so froh und glücklich waren

Denn sie war schön, unsagbar schön  
Dass ich von ihr nur träumen werde

Sag mir, Tamiko, bleibt die Liebe besteh'n?  
Sag mir, Tamiko, wenn auch Jahre vergeh'n?

Beim Suki-Sukiyaki in Naga-Nagasaki  
Denk' ich noch heut' an die Zeit vor so vielen Jahren  
Mein Herz ist schwer, ihr Haus ist leer  
Wo wir so froh und glücklich waren

---

2 Die von Yvonne Carré gesungene Version von *Sukiyaki* (Decca D 19452) hat erhebliche textliche Abweichungen zu der Version der Blue Diamonds, die bei Fontana (266.428 TF) erschien. Vor allem wird die Story aus der Sicht einer Frau geschildert. Als Texter wird allerdings genauso „Wolf“ angegeben (bei der Fontana-Platte Konrad Wolf). Auch die beiden Arrangements weichen deutlich voneinander ab.

Mein Herz ist schwer, ihr Haus ist leer  
 Wo wir so froh und glücklich waren  
 Wo wir so froh und glücklich waren

Die Blue Diamonds waren ein niederländisches Brüderpaar indonesischer Herkunft, das, nachdem es mit der Coverversion des Everly Brothers Liedes *Till I kissed you* einen ersten Erfolg hatte, als europäische Everly Brothers aufgebaut werden sollte. Die Everly Brothers waren ein sehr erfolgreiches amerikanisches Gesangsduo, das immerhin solche Größen der Popwelt wie die Beatles, die Beach Boys, Simon and Garfunkel und zahlreiche andere Gruppen beeinflusste. 1960 schafften die Blue Diamonds mit dem Oldie *Ramona* in Deutschland nicht nur den Durchbruch, sondern sogar die Nummer Eins der Hitparade. Mit dem Lied *Sukiyaki* kletterten sie im September 1963 auf Platz Zwei. Da die Brüder ein asiatisches Aussehen hatten, fand man sie für die Interpretation von Asien bezogenen Titeln wahrscheinlich besonders geeignet. Mit dem Titel *Tokyo Geisha* von 1964 waren sie allerdings wenig erfolgreich.

Die deutsche Fassung zeichnet sich dadurch aus, dass nun der Titel *Sukiyaki* auch im Liedtext eine Rolle bekommt, allerdings dürften die meisten deutschen Hörer nicht gewusst haben, was *Sukiyaki* eigentlich ist, und damit wohl eher Kirschblütenschau oder Ähnliches assoziiert haben als ein handfestes Eintopfessen. Im Vergleich mit *Mitsou* ist die Dichte an japanischen Wörtern bzw. mit Japan assoziierbaren Wörtern geringer, allerdings werden den Hörern durch die Wiederholung der ersten Teile der Wörter „Sukiyaki“ und „Nagasaki“ die beiden Begriffe geradezu eingehämmert. „Nagasaki“ findet wohl in erster Linie deswegen Verwendung, weil es sich auf „Sukiyaki“ reimt. Als Ziel des zweiten Atombombenabwurfs am 9. August 1945 hatte „Nagasaki“ freilich auch eine zweifelhafte Bekanntheit erlangt und natürlich kennen es Operliebhaber als Schauplatz der Japanoper *Madama Butterfly*. Schließlich findet im Lied noch der japanische Frauennamen „Tamiko“ Verwendung, der allerdings wieder völlig unjapanisch auf der zweiten Silbe betont wird, also wie „Tamiiko“ klingt, während im Japanischen eine leichte Betonung auf der ersten Silbe stattfindet. Diesen Namen scheint sich der Texter von dem amerikanischen Film *Das Mädchen Tamiko* (1962 in den USA, 1963 in Deutschland) abgekupfert zu haben. Der Regisseur John Sturges, einer der besten Western-Regisseure aller Zeiten, der sein Interesse an Japan auch durch den weltberühmten Film *Die glorreichen Sieben*, ein Kurosawa-Remake, unter Beweis stellte, drehte den Film mit Laurence Harvey, France Nuyen, Martha Hyer und Nancy Umeki nach dem Roman *Tamiko* von Ronald Kirkbride.

Die Story des Liedes ist denkbar einfach: der Protagonist und die sagen-

haft schöne Japanerin Tamiko lernen sich beim Sukiyaki-Mahl in Nagasaki kennen, sie lädt ihn in ihr Haus ein, sie verlieben sich ineinander, besiegeln ihre Liebe mit einem Ring. Er muss weg, sie verspricht auf ihn zu warten, aber als er wiederkommt ist sie verschwunden. *Madama Butterfly* wieder ohne ein Happy End, allerdings auch ohne Harakiri. Wünschen wir Tamiko, dass sie mit ihrer unsagbaren Schönheit einen würdigen Partner fand, der sich nicht gleich nach dem Sukiyaki von ihr verabschiedete und erst nach langer Zeit wiederkam.

### Die Peanuts in Deutschland

Die Französin Jacqueline Boyer und Yvonne Carré sowie die niederländisch-indonesischen Blue Diamonds und Sakamoto Kyū hatten offensichtlich den Boden, auf dem deutsche Japan-Schlager gedeihen können, so gut bearbeitet, dass nun auch ein japanisches Zwillingspaar für einige Jahre direkt in Deutschland aktiv werden konnte: Die Peanuts. Als Itō Hideyo und Tsukiko 1946 in Nagoya geboren debütieren die Zwillinge im Show Business bereits 1959 mit dem bekannten Sidney Bechet-Titel *Petite Fleur*, der zu dieser Zeit auch in Europa in einer Aufnahme von Chris Barber ein Millionenpublikum fand. Auf Japanisch lautete der Titel dieser Nummer *Kawaii hana*, was soviel wie „Liebliche Blüten“ bedeutet und von den Zuhörern wohl auch auf die Peanuts selbst übertragen wurde. 1963 wurden die Zwillinge von Catarina Valente, die damals die deutsche Schlagerwelt dominierte, auf ihrer Japan-Tournee entdeckt und nach Deutschland in ihre TV-Show *Bonsoir Catherine* Anfang 1964 eingeladen. In der japanischen Musikindustrie waren die Peanuts zu diesem Zeitpunkt mit Liedern wie *Una sera di Tokyo*, *Koi no bakansu* [Ferien der Liebe], *Giniro no michi* [Die silberne Straße], *Rōma no ame* [Regen in Rom] und *Koi no fūga* [Fuge der Liebe] bereits eine etablierte Größe. Daneben sangen sie solche westlichen Hits wie *September Song*, *My Funny Valentine*, *The Shadow of Your Smile*, *Moon River*, *Yesterday*, *L'Homme Et La Femme* oder *And I Love Him*.

1964 wurde dem deutschen Fernsehpublikum anlässlich der olympischen Sommerspiele Tōkyō in der Sendung „Die große Show von Tokyo“ vorgestellt, und unter den Mitwirkenden waren abermals die Peanuts. Der Leiter der Sendung, Heinz Kiessling, Film- und Fernsehkomponist sowie Orchestrerchef war von den Stimmen der Peanuts begeistert und schrieb einige deutsche Lieder für sie, woraus er *Happy Yokohama / Wo ist der Boy, den es zweimal gibt?* sowie *Souvenirs aus Tokio / Hey Kāp'ten, fahr' nach Hawaii* für die ersten beiden Singles auswählte.

**Liedtext 11:** *Souvenirs aus Tokio*, M: Heinz Kiessling, T: Jean Nicolas, 1964

Vater, Mutter, Kinder und die Oma sammeln voller Eifer und Passion,  
 Souvenirs aus Tokio, To-, To-, To-, To-, Tokio, sind die neue Sensation.  
 Souvenirs aus Tokio machen jeden Sammler froh und es gibt soviel da-  
 von.

Bronze-, Silber- und auch Goldmedaillen und von Apfelblüten einen  
 Kranz.

Souvenirs aus Tokio, To-, To-, To-, To-, Tokio, sind die neue Sensation.

Souvenirs aus Tokio machen jeden Sammler froh und es gibt soviel da-  
 von.

Es gibt dies, es gibt das, es bekommt jeder was, jeder kann sich daran  
 freu'n.

Es gibt dies, es gibt das, es bekommt jeder was. Jeder kann zufrieden sein.  
 Wer schon einmal hier war, der kommt wieder, weil er immer wieder gerne  
 kommt.

Souvenirs...

In Japan hatten die Peanuts anspruchsvolle Texte von Nakanishi Rei oder Iwatani Tokiko gesungen, während man sie in Deutschland mit den seichtesten Texten abspeiste. *Souvenirs aus Tokio*, das natürlich auf die olympischen Sommerspiele 1964 in Tōkyō Bezug nimmt, sollte sicher auch mit Assoziationen an Bill Ramseys Evergreen *Souvenirs*, *Souvenirs* aus dem Jahr 1959 punkten. Bei den Peanuts dachte man wohl, dass zwei hübsche japanische Mädchen und ein japanischer Ortsname ausreichend für einen Erfolg in der Welt des deutschen Schlagers seien. Immerhin liebte es das deutsche Publikum anscheinend, wenn Sänger mit ausländischem Akzent deutsche Schlager interpretierten. Ganz fehl ging man nicht: Im Jahr 1965 erreichte das japanische Mädchenduo mit diesem anspruchslosen Lied in Woche 12 und 13 Platz 40 der Single-Hitparade (Charts-Surfer).

Insgesamt nahmen die Peanuts zwischen 1964 und 1967 16 Lieder in deutscher Sprache auf, bis ihr Kontrakt mit der deutschen Plattenfirma nicht mehr verlängert wurde. Neben den beiden bereits genannten sind noch folgende Japan-Schlager darunter: *Nagasaki-Boy* (1965), *Fudschijama Moon* (1967) und *Bye, Bye Yokohama* (1967). Mit der letztgenannten Nummer wurde der Hitschreiber Hans Blum, auch bekannt unter seinem Künstlernamen Henry Valentino, betraut, ein Multi-Talent, das als Komponist, Texter, Produzent und Sänger aktiv war. Tatsächlich gelang es den Peanuts mit diesem Lied, noch einmal in die Hit-Parade vorzustoßen. In der 36. Woche 1967

erreichte dieser Schlager den Platz 30 und konnte sich vier Wochen unter den Top 50 behaupten (Charts-Surfer), womit es zum erfolgreichsten Lied der Peanuts in Deutschland wurde.

**Liedtext 12:** *Bye, Bye Yokohama*, M. u. T.: Hans Blum, 1967

Abschied von Yokohama, Abschied vom Meer,  
Abschied von Yokohama, fiel uns so schwer.

Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Wir sind bald wieder da,  
denn das machen wir wahr,  
ja das machen wir bald wahr!

Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Wir sind bald schon wieder da.

Liebe in Yokohama, Liebe am Meer,  
Liebe in Yokohama fehlt uns so sehr.

(Wiederholung des ersten und Teil des Refrains)  
Bye, bye, bye, bye Yokohama!  
Wir sind bald schon wieder da.

Das kurze Liedchen besteht aus zwei zweizeiligen Strophen, gefolgt jeweils von einem zehnzeiligen Refrain, in dem eine Zeile sechs Mal wiederholt wird. Die Coda des Schlagers besteht aus einer nochmaligen Wiederholung des zweiten Teils des Refrains. Das bedeutet, dass von insgesamt 28 Zeilen 15 lauten „Bye, bye, bye, bye Yokohama!“ Auch die beiden Strophen sind an Kürze kaum zu unterbieten: 26 Wörter, davon 12 Hauptwörter, und zwar Yokohama (viermal), Abschied (dreimal), Liebe (dreimal), Meer (zweimal). Hilbrecht (2003:18) bezeichnet *Bye, Bye Yokohama* als „schwungvolles Liedchen zum Mitklatschen“ und erklärt uns derart den dürftigen Text. Wenn man begreift, dass ein Lied in erster Linie zum Mitklatschen und Mitgrölen existiert, wird einem die Funktion der 15maligen Wiederholung von „Bye, bye, bye, bye Yokohama!“ mit einem Male klar.

## Die Funktion der Japan-Schlager

Die zugegeben kleinen Erfolge der Peanuts mit dieser Art Musik machen sehr deutlich, dass es in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in Deutschland zu einem allgemeinen Niedergang der Schlager kam. Die seit Elvis Presley und den Beatles eindringende englische Konkurrenz wurde wohl deshalb von der Jugend so begeistert aufgenommen, weil die deutsche Schlagerwelt eine Zeit lang keinerlei Inspirationen mehr hatte und immer einfachere Texte und Melodien produzierte. Auf die Japan-Schlager trifft das in einem ganz besonderen Ausmaß zu. Von den fünf derartigen, in Deutschland geschaffenen Liedern der Peanuts sind alle mit einem der bekanntesten japanischen Ortsnamen ausgestattet: Tokio, Yokohama (zweimal), Fudschijama und Nagasaki, womit die allgängigsten Klischees bedient wurden. Angesichts dieser Namen ist es beinahe schon ein Wunder, dass ein späterer Großer der deutschen Schlagerwelt, Jürgen Drews, 1972 seine Karriere ausgerechnet mit einem Lied namens *Osaka* startete. Wohl wegen der Weltausstellung 1970 auch hierzulande bekanntgeworden, versank der Name „Osaka“ danach rasch wieder in der Versenkung. Drews hatte ja auch gesungen: „Was mach ich da in Osaka?“. Obwohl Drews' Lied wie eine Parodie klingt, scheint es ihm bitter ernst gewesen zu sein. Der Witz, der viele Japan-Schlager der Zwischenkriegszeit gekennzeichnet hatte, ist verschwunden, interessante Reime wie „Teehaus – Fee aus“ oder „Pyjama – Yokohama“ gibt es nicht mehr.

Immerhin scheint das vierjährige Auftreten der Peanuts in Deutschland gemeinsam mit diversen Großevents in Japan wie den Olympischen Sommerspielen 1964 in Tōkyō, der Weltausstellung 1970 in Ōsaka sowie den Olympischen Winterspielen in Sapporo 1972 bewirkt zu haben, dass Japan zu dieser Zeit im deutschen Schlager vermehrt besungen wurde. Spektakuläre Ereignisse wie die Studentenunruhen in ganz Japan, aber vor allem in Tōkyō, sowie der nicht mehr zu übersehende wirtschaftliche Aufstieg Japans, das 1968 mit seinem Bruttosozialprodukt die Bundesrepublik Deutschland überholte, waren an diesem in der Populärmusik ausgedrückten Interesse an Japan sicherlich ebenfalls beteiligt. Verglichen mit den fünfziger Jahren kam es in den sechziger Jahren sogar zu so etwas wie einem kleinen Japan-Hype. Nach dem Italien-Boom der frühen und dem Hawaii-Boom der späten fünfziger Jahre schuf sich der deutsche Schlager in den sechziger Jahren mit Japan eine neue, für einen Großteil des Publikums unerreichbare und daher umso interessantere Traumwelt.

Erst mit den billigen Massenflügen zwischen Europa und Japan ab den achtziger Jahren wird Japan für die Durchschnittseuropäer erreichbar, und das macht sich dann auch in den Japan-Schlagern bemerkbar.

Tabelle 3: Deutsche Japan-Schlager 1955 bis 1975

Jahr	Titel	Interpret(en)	Komponist	Texter
1975	<i>Japanische Abschiedslied</i>	Kay Cee Jones, Chris Howland	Hasegawa / Yoshida	Freddy Morgan
um 1960	<i>Am Fudschijama blüht kein Edelweiß</i>	Toni Sailer	Hans Hammer-schmid	Kurt Hertha
1962	<i>Geisha Twist</i>	Yvonne Carré	Frank Valdor	Frank Valdor
1963	<i>Mitsou</i>	Jacqueline Boyer	Christian Bruhn	Georg Buschor
	<i>Mitsou</i>	Arite Mann	Christian Bruhn	Georg Buschor
	<i>Kimono aus Tokio</i>	Arite Mann	Dubianski	Hardt
	<i>Sukiyaki</i>	Kyū Sakamoto	Nakamura Hachidai	Ei Rokusuke
	<i>Sukiyaki</i>	Die Blue Diamonds	Nakamura Hachidai	K. Wolf
	<i>Sukiyaki</i>	Yvonne Carré	Nakamura Hachidai	K. Wolf
	<i>Yokohama Baby</i>	Thomas Fritsch	Werner Scharfenberger	Hans Bradtke
1964	<i>Tokio-Geisha</i>	Die Blue Diamonds	Nach einer Volksweise von Tom Prox	P. Lach
	<i>Souvenirs aus Tokio</i>	Die Peanuts	Heinz Kiessling	Jean Nicolas
	<i>Happy Yokohama</i>	Die Peanuts	Heinz Kiessling	Kurt Hertha
1965	<i>Nagasaki-Boy</i>	Die Peanuts	Heinz Kiessling	Hans Bradtke
	<i>Butterfly</i>	Jacqueline Boyer		
1967	<i>Bye, Bye Yokohama</i>	Die Peanuts	Hans Blum	Hans Blum
	<i>Fudschijama Moon</i>	Die Peanuts	Christian Mondstein	W. Raschek
1968	<i>Der Mond vom Fudschijama</i>	Jacqueline Boyer		
1972	<i>Osaka</i>	Jürgen Drews	Versteegen	Holm
1973	<i>Ich komm' wieder kleine Geisha</i>	Jean Claude	Anders	Jay
1975	<i>Sayonara Butterfly</i>	Ingolf Janson		
1975	<i>Ich komm' wieder kleine Geisha</i>	Tess Teiges	Anders	Jay

1981 wird mit *My Japanese Boy* der schottischen Folk-Sängerin Aneka ein Japan-Schlager weltberühmt und in Deutschland von Andrea Jürgens gecovered, der allen Japan-Klischees widerspricht: Eine Europäerin wird von ihrem japanischen Freund verlassen und trauert ihm nach, das klassische Madama

Butterfly-Thema wird auf den Kopf gestellt. Schon ein Jahr früher, 1980, hatte die kurzlebige britische Rockband The Vapors mit dem Lied *Turning Japanese* ihren einzigen Superhit und immerhin die Nr. Drei der britischen Single Charts erreicht. Der Titel des Liedes erschließt sich aus dem Liedtext in keiner Weise. Ähnlich verhält es sich mit dem Lied *Big in Japan* der deutschen Gruppe Alphaville von 1984<sup>3</sup>, das in den deutschen Single Charts sogar den Spitzenplatz erreicht. Japan hat nun keine Klischees mehr nötig, es kann allein stehen, ohne Kimono, Geisha und Fudschijama.

## Literatur

AH/KN

2008 „Japan“, *Österreichisches Musiklexikon*, hg. v. d. Kommission für Musikforschung, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2002. Zitiert nach der Online-Ausgabe [http://epub.oeaw.ac.at/ml/musik\\_J/Japan.xml](http://epub.oeaw.ac.at/ml/musik_J/Japan.xml), aktualisiert am 11.1.2006 (eingesehen am 11.4.2008).

*Charts-Surfer*

2008 <http://www.charts-surfer.de/index.htm> (eingesehen am 22.4.2008).

CHLAN, Ilse

1983 „Japonismus – das Bild Japans und des Japaners auf der europäischen Bühne“, Thomas Leims (Hg.): *Kabuki-Holzschnitt-Japonismus: Japonica in der Theater-sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek*. Wien, Köln, Graz: Böhlau (Cortina 1, Biblos Schriften 122).

EDER, Angela

2008 „»Lieber bin ich unter den Vieren in Hollywood als unter den Vierzigtausend am Friedhof« Paul Ábrahám's Fußballoperette Roxy und ihr Wunderteam“, *Kakanien Revisited* 2004, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/AEder1.pdf> (eingesehen am 11.4.2008).

ENGEL, Walther

1986 *Veronika, der Lenz war da. Schlager der zwanziger Jahre*. Hannover: Walther Engel.

HILBRECHT, Walter

2003 *Die Peanuts*. Beiheft zur CD Souvenirs aus Tokio. Die Peanuts: Bear Family Records.

---

3 *Turning Japanese* ist angeblich ein Lied über das Onanieren. Dabei schließe man die Augen fast ganz, so dass man einem dem der Japaner ähnlichen Gesichtsausdruck bekomme. Dazu befragt, bejahen die Vapors diese Interpretation zuweilen und zuweilen streiten sie sie heftig ab. *Big in Japan* hingegen soll sich auf einen Brauch der Musikbranche beziehen, bei der Werbung für ein Lied hinzuzufügen, es sei „Big in Japan!“. Das wäre quasi das letzte, unschlagbare Verkaufsargument für einen Song.

ITODA Sōichirō

2008 *Berlin & Tokyo – Theater und Hauptstadt*. München: Iudicium.

Jacqueline Boyer

2008 Wikipedia – Die freie Enzyklopädie, [http://de.wikipedia.org/wiki/Jacqueline\\_Boyer](http://de.wikipedia.org/wiki/Jacqueline_Boyer), aktualisiert am 10.3.2008 (eingesehen am 18.4.2008).

KREJSA, Julia und Peter PANTZER

1989 *Japanisches Wien*. Wien: Herold (= Reihe Wien International).

LINHART, Sepp

1992 „Chonkina - 19-seiki Kyokutō ni okeru ‚me no hoyō‘ -“, Yokoyama Toshio (Hg.): *Shikaku no 19-seiki*. Kyōto: Shibunkaku, 269-326.

1993 „Chonkina - ein japanischer Tanz in europäischen Schilderungen“, Klaus Antoni und Verena-Maria Blümmel (Hg.): *Festgabe für Nelly Naumann*. Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 211-243 (=Mitteilungen der OAG 119).

LINHART, Sepp und Kurt SCHMID (Hg.)

1990 *Mehr als Maschinen für Musik. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart der österreichisch-japanischen Beziehungen*. Wien: Literas (Schriftenreihe Japankunde).

SCHUSTER, Ingrid

1977 *China und Japan in der deutschen Literatur 1890 – 1925*. Bern und München: Francke.

TAUTSCHNIG, Walter

1990 „Die Wiener Sängerknaben in Japan“, Linhart und Schmid, 123-129.

*The Geisha*

2008 Wikipedia, the free encyclopedia, [http://en.wikipedia.org/wiki/The\\_Geisha](http://en.wikipedia.org/wiki/The_Geisha), aktualisiert am 12.3.2008 (eingesehen am 11.4.2008).

*The Mikado*

2008 Wikipedia, the free encyclopedia, [http://en.wikipedia.org/wiki/The\\_Mikado](http://en.wikipedia.org/wiki/The_Mikado), aktualisiert am 7.4.2008 (eingesehen am 11.4.2008).

TOLKSDORF, Markus

2008 *Infinity charts: German Top 20 - Top 300 of the Years 1960 – 1964*. O. J., [http://ki.informatik.uni-wuerzburg.de/~topsi/deu\\_60s1sthalft.html](http://ki.informatik.uni-wuerzburg.de/~topsi/deu_60s1sthalft.html) (eingesehen am 21.4.2008).

## Diskographie

Arite Mann: *Mitsou / Kimono aus Tokio*. Single. Amiga 4 50 397

Die Blue Diamonds: *Sukiyaki / Piccadilly Baby*. Single. Fontana 266 428 TF

Die Peanuts: *Souvenirs aus Tokio*. LP. Columbia EMI SMC 74 106, um 1966

Die Peanuts: *Souvenirs aus Tokio*. CD. Bear Family Records BCD16436 AH, 2003

- Kay Cee Jones, Chris Howland (deutscher Kommentar). *Japanisches Abschiedslied* (The Japanese Farewell Song) / *I wore dark glasses*. Single. London DL 20072, o. J.
- Toni Sailer: *Am Fudschijama blüht kein Edelweiß / Du mußt nicht schön sein*. Telefunken U 55 814
- Twist in Germany*. CD. Bear Family Records BCD 16186 AH, 1999
- Yvonne Carré: *Sukiyaki / Ein Sommertag*. Decca D 19452, o. J.
- Za Piinattu: *Za Piinattu Derakkusu* (The Peanuts Deluxe). LP. King Stereo SKK 394, 1967

# ***Kayōkyoku*-Schlagertexte vor dem Hintergrund des japanischen Wirtschaftsbooms**

ONO MASAHIRO

In Japan gibt es das Sprichwort *uta wa yo ni tsure, yo wa uta ni tsure* (Lieder werden von der Welt begleitet, und die Welt wird von Liedern begleitet). Übertragen auf *kayōkyoku*, wie Schlager auf Japanisch benannt werden, bedeutet dies, dass diese den Zeitgeist widerspiegeln, der Zeitgeist selbst aber durch *kayōkyoku* charakterisiert und gefärbt wird. *Kayōkyoku* üben einen großen Einfluss auf die breite Masse der Bevölkerung aus; sie haben die Macht, den Menschen Mut zu machen und Trost zuzusprechen. Ich möchte heute in dieser Abhandlung darüber sprechen, was für Merkmale sich an *kayōkyoku* vor dem Hintergrund des japanischen Wirtschaftsbooms beobachten lassen. Die für die Analyse in dieser Abhandlung ausgewählten *kayōkyoku* sind mit den autoritativsten Schallplattenpreisen Japans ausgezeichnet worden und gelten daher als repräsentative Beispiele für die populärsten und am höchsten bewerteten Schlager der Zeit. Dabei beschränke ich mich auf die Periode des Wirtschaftsbooms von etwa 1960 bis 1975; da und dort werde ich diesen Zeitraum allerdings ein wenig über- und unterschreiten.

## **1. Die Titel der *kayōkyoku***

Bereits in den Titeln der *kayōkyoku* spiegelt sich der Zeitgeist des Wirtschaftsbooms wider. Der Beginn des Wirtschaftsaufschwungs fand vor der Kulisse der wiedergefundenen Stabilität vieler Mittelstandsfamilien statt. *Konnichi wa, akachan* („Hallo, Baby“; 1963; Text: Nagai Rokusuke, Interpretin: Azusa Michiyo; Japanischer Schallplattenpreis 1963) verleiht beispielsweise der Freude einer Frau Ausdruck darüber, dass sie wieder in einer Zeit lebt, in der sie beruhigt Kinder in die Welt setzen kann, da Japan sich vom Krieg einigermaßen erholt hat.<sup>1</sup> In *Katte ni shiyagare* („Mach doch, was du willst“; 1977; Text: Aku Yū, Interpret: Sawada Kenji; Japanischer Schallplattenpreis 1977) hat der Wirtschaftsboom seinen Höhepunkt erreicht, und Frauen können bis zu einem gewissen Grad finanzielle Selbst-

---

1 Dieses Lied schenkte Nagai seinem Freund, dem Komponisten Nakamura, anlässlich der Geburt seines ersten Sohns. Daher ist gut zu erkennen, dass dieses Lied die Freude des Vaters über die Geburt seines Kindes ausdrückt. Weil das Lied jedoch von der Sängerin Azusa Michiyo gesungen wird, werden auch die Gefühle einer Mutter deutlich.

ständigkeit erlangen. Das Lied handelt von einem Mann, dessen Partnerin drauf und dran ist, ihn zu verlassen, der aber seinen Schmerz darüber bis zuletzt in sich verschließt und versucht, sich nichts anmerken zu lassen. „*Katte ni shiyagare*“, „Mach doch was du willst“, sind seine wegwerfenden Abschiedsworte. Im Titel wird mit *shiyagare* eine abfällige Form für den Imperativ verwendet; über diese Verwendung von Verben bzw. Imperativen im Titel hat der Texter, wenn auch in Zusammenhang mit der Situation um 1968, selbst einmal gesagt „In dieser Zeit ist vielleicht so ein Gefühl der Anspannung in der Luft gelegen“ (Aku Yū 2003).

Licht und Schatten begleiteten die Zeit des Wirtschaftsbooms. Als positiv lassen sich wohl die Aspekte des Wirtschaftsbooms bezeichnen, die sich vorteilhaft auf das Leben ausgewirkt haben. Aber es gab auch negative Seiten, die in manchen Liedern als „Niederlage“, „Scheitern“ und „Verlust“ verdeutlicht werden. In der folgenden Aufstellung (Tab. 1) habe ich die mit dem Japanischen Schallplattenpreis ausgezeichneten Lieder in Kategorien unterteilt, die der jeweiligen Grundstimmung entsprechen. Die Auszeichnungen mit dem Japanischen Schallplattenpreis haben im Übrigen zeitgleich mit dem Wirtschaftsboom begonnen.

Tab. 1: Ausgezeichnete *kayōkyoku* nach Stimmungslage des Titels

Jahr	Positiv	Neutral	Negativ
1959			<i>Kuroi hanabira</i>
1960	<i>Dare yori mo kimi o ai su</i>		
1961	<i>Kimi koi shi</i>		
1962	<i>Itsu demo yume o</i>		
1963	<i>Konnichi wa akachan</i>		
1964		<i>Ai to shi o mitsumete</i>	
1965		<i>Yawara</i>	
1966		<i>Muhyō</i>	
1967		<i>Burū shatō</i>	
1968	<i>Tenshi no yūwaku</i>		
1969	<i>Ii ja nai no shiawase naraba</i>		
1970			<i>Kyō de owakare</i>
1971		<i>Mata au nichi made</i>	
1972	<i>Kassai</i>		
1973		<i>Yozora</i>	
1974		<i>Erimo misaki</i>	
1975		<i>Shikuramen no kahori</i>	

Aus dieser Aufstellung wird ersichtlich, dass es unter den Preisträgern des Japanischen Schallplattenpreises zwischen 1959 und 1975 sieben Titel mit positiver, acht mit neutraler und nur zwei mit negativer Stimmung gab. Genauer betrachtet kann man erkennen, dass sich die erste Hälfte der Zeit des Wirtschaftsbooms mit mehr positiven und neutralen Titeln von der zweiten Hälfte mit eher neutral und negativ gestimmten Titeln unterscheidet. Auf diese Weise reflektieren die Liedtitel deutlich den Wirtschaftsboom. Selbstverständlich sollte man jedoch die Stimmung des Titels nicht gleich mit seinem Inhalt assoziieren. *Kassai* (Applaus) beispielsweise ist ein positiver Titel, der Inhalt jedoch trauriger Natur; Die Sängerin muss unter Applaus auf der Bühne weitersingen, obwohl sie die Todesnachricht ihres Geliebten hört.

## 2. Schlüsselwörter der *kayōkyoku*

In den Schlüsselwörtern der *kayōkyoku* und ihrer Verwendung spiegelt sich ebenfalls der Zeitgeist wider. In *kayōkyoku* gibt es so viele häufig verwendete Ausdrücke, dass versucht wurde, diese Ausdrücke nach linguistischen Kriterien zusammenzufügen und damit automatisch ein neues Lied zu generieren (Kabashima 1970). Wörter wie *sake*, *onna* (Frau[en]), *koi* (Liebe), *yume* (Traum), *shiwase* (Glück) wurden in den 60er und 70er Jahren häufig verwendet – heute könnte man *eien* (Ewigkeit), *yume* (Traum), *kansha* (Dankbarkeit) oder *arigatō* (Danke) als typische Schlüsselwörter aufzählen. Lieder, die sich mit enttäuschter Liebe beschäftigten, waren früher häufiger vorzufinden als Lieder über erfüllte Liebe. Heute hingegen gibt es um einiges mehr an Liedern über glückliche Liebe. In diesen „danken“ Frauen oder Männer, die sich erwideter Liebe erfreuen, dem Schicksal und ihrem oder ihrer Geliebten, versprechen ihrerseits „ewige“ Liebe und dass sie dem gleichen „Traum“ folgen werden. Im Folgenden möchte ich die in diesem Kontext vorzufindenden Begriffe *nyōbō* (Ehefrau) und *onna* (Frau) genauer untersuchen und anhand einiger Beispiele zeigen, wie Schlüsselwörter wie „Traum“, „Glück“ oder „Trennung“ unterschiedlich verwendet worden sind.

### **Nyōbō**

Zu Beginn des Wirtschaftsaufschwunges bestand die Aufgabe der Ehefrau (*nyōbō/tsuma*) darin, ihren für den Wirtschaftsaufschwung arbeitenden Mann in Haushalt und Familie zu unterstützen.

**Liedtext 1:** *Ōshō* [„König des Shogi“]; 1961; Text: Saijō Yaso; Interpret: Murata Hideo

<i>ano te kono te no shian o mune ni</i>	Spielzug um Spielzug, die Strategie im Herzen
<i>yabure nagaya de kotoshi mo kureta</i>	Wieder ein Jahr vergangen in der brüchigen Mietskaserne
<i>guchi mo iwazu ni nyōbō no Koharu</i>	Ohne Worte der Klage meiner Ehefrau Koharu
<i>tsukuru egao ga ijirashii</i>	Ihr Lächeln berührt mich zutiefst

Der obige Text stammt aus *Ōshō* („König des Shōgi“), einem mit 1,5 Millionen verkauften Platten Millionenseller der frühen Nachkriegszeit. Die Textstelle bezieht sich auf die Ehefrau, die mit ihrem Mann Sankichi in ärmlichen Verhältnissen lebt, aber nie darüber klagt, dass er ständig davon träumt, irgendwann ein berühmter *Shōgi*-Spieler zu werden. Sie unterstützt ihn immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Für sich betrachtet, erweckt die Textstelle gewiss den Eindruck, dass diese Haltung große Opfer von der Ehefrau fordert. Allerdings unterstützt die Ehefrau ihren Mann deshalb so entschlossen, weil auch sie ihren „Traum“ auf ihn setzt. Man kann also sagen, dass das eigentliche Schlüsselwort hier „Traum“ ist, auch wenn das auf den ersten Blick nicht erkennbar sein mag. Die Zeit des Wirtschaftsaufschwungs war schließlich auch eine Zeit, in der die Familie gemeinsam von einer besseren Zukunft träumen konnte.

## Yume (Traum)

**Liedtext 2:** *Itsu demo yume o* [„Du musst immer einen Traum haben“]; 1962; Text: Saeki Takao, Interpreten: Hashi Yukio und Yoshinaga Sayuri

<i>hoshi yori hisoka ni ame yori yasashiku</i>	Zarter als Sterne, anmutiger als Regen
<i>ano ko wa itsumo utatte iru</i>	So singt die Jungfer immer zu
<i>koe ga kikoeru sabishii mune ni</i>	Ich höre die Stimme ihres Herzens
<i>namida ni nureta kono mune ni</i>	Ihres mit Tränen durchnässten Herzens
<i>Itte iru iru o-mochi nasai na</i>	„Du musst immer einen Traum haben“,
<i>Itsu demo yume o itsu demo yume o</i>	sagt sie, „Immer einen Traum“

<i>hoshi yori hisoka ni ame yori yasashiku</i>	Zarter als Sterne, anmutiger als Regen
<i>ano ko wa itsumo utatte iru</i>	So singt die Jungfer immer zu.

Das Lied ist aus einem Duett, das gemeinsam von Hashi Yukio, einem überaus beliebten Sänger der damaligen Zeit, mit einer der damals bekanntesten Filmschauspielerinnen Yoshinaga Sayuri gesungen wurde. Das Lied wurde im selben Jahr seines Erscheinens mit dem Japanischen Schallplattenpreis ausgezeichnet. Hier kommt besonders zum Ausdruck, dass man, wenn man einen „Traum“ hat, auf der Suche nach seinem „Glück“ lebt. Es ist ein Lied über Heilung und Ermutigung. „Du muss einen Traum haben“, sollte nicht als Befehl, sondern viel mehr als Rat verstanden werden. Vielleicht wurde der Mann von der Liebe enttäuscht und hat seine Träume aufgegeben. Vielleicht hat sich sein Umfeld verändert. Vielleicht ist er traurig, weil er keine Freunde um sich hat und sich deshalb alleine fühlt. Dennoch, die Stimme der Frau gibt ihm Zuversicht und Vertrauen, weiter an seine Träume zu glauben, ohne sich von diesen traurigen – aber zeitlich begrenzten – Gefühlen zermürben zu lassen. Bezogen auf die Zeit des Wirtschaftswachstums, in der es viele junge Leute gegeben haben muss, die derartige Gefühle hatten, kann man sich gut vorstellen, dass ein Lied wie dieses eine große Unterstützung gewesen sein muss. Im Text des Liedes wird auf keinen Mann – eigentlich auf gar keine andere Person – Bezug genommen. Man könnte also auch genauso davon ausgehen, dass die Frau es für sich selbst singt. Diese Mehrdeutigkeit bildete für allerlei Leute – auch Frauen – eine breite Identifikationsbasis. Folglich ist es auch nicht schwer zu verstehen, warum gerade dieses Lied 1962 mit dem damals angesehensten Schallplattenpreis als bestes *kayōkyoku* des Jahres ausgezeichnet worden ist.

### Shiawase (Glück)

**Liedtext 3:** *Sanbyakurokujūgo-ho māchi* [“Der 365-Schritte-Marsch“]; 1968;  
Text: Hoshino Tetsurō, Interpretin: Suisenji Kiyoko

<i>shiawase wa aruite konai</i>	Das Glück kommt nicht dahermarschiert
<i>dakara aruite yukun da ne</i>	Und so gehen wir ihm entgegen
<i>Ichinichi ippō mikka de sanpo</i>	Jeden Tag einen Schritt, in drei Tagen drei
<i>sanpo susunde niho sagaru</i>	Nach drei Schritten zwei zurück
<i>jinsei wa wan, tsū, panchi</i>	Das Leben geht „Eins, Zwei, Peng!“

<i>ase kaki beso kaki arukō yo</i>	Lass uns unverdrossen weitermarschieren
<i>anata no tsuketa ashi atonya</i>	Wo deine Füße hingetreten
<i>kirei na hana ga saku deshō</i>	Werden wohl schöne Blumen blühen
<i>jinsei wa wan, tsū, panchi</i>	Das Leben geht „Eins, Zwei, Peng!“
<i>ayumi o tomezū ni yume miyō</i>	Lass uns ohne stehen zu bleiben träumen
<i>senri no michi mo ippo kara</i>	Lass uns glauben, auch ein Weg von tausend Meilen
<i>hajimaru koto o shinjyō</i>	beginnt mit dem ersten Schritt.

Dieses Lied verkaufte sich 800.000 Mal und erlangte damals so große Beliebtheit, dass es den Beinamen *Jinsei no ōenka* („Die Unterstützungshymne“) erhielt. Der „365-Schritte-Marsch“ übermittelte die positive Botschaft *Kirei na hana ga saku* (eine wunderschöne Blume wird blühen) und stellte somit eine große Motivation für die Menschen dar, in ihrem „Try & Error“-Prozess nicht zu verzagen.

### Wakare (Trennung)

Natürlich war nicht alles in der Phase des Wirtschaftswachstums immer „Glück“. Wo die Menschen ihren „Träumen“ und ihrem „Glück“ nachstrebten, platzten viele dieser „Träume“ und Trennungen“ passierten.

**Liedtext 4:** *Hoshikage no warutsu* [„Sternenlicht-Walzer“]; 1967; Text: Shiradori Sonoe; Interpret: Sen Masao

<i>wakareru koto wa tsurai kedo</i>	Sich zu trennen ist bitter
<i>shikata ga nain da</i>	doch was soll's
<i>kimi no tame wakare ni</i>	Zum Abschied möchte ich für dich
<i>hoshigake no warutsu o utaō</i>	Einen Sternenlicht-Walzer singen
<i>tsumetai kokoro ja nain da yo</i>	Meine Gefühle sind nicht erkaltet
<i>tsumetai kokoro ja nain da yo</i>	Nein, meine Gefühle sind nicht erkaltet
<i>ima demo suki da shinu hodo ni</i>	Ich liebe dich immer noch wie wahnsinnig
<i>issho ni nareru shiawase o</i>	Vom Glück zusammen zu sein
<i>futari de yumemita hohoenda</i>	haben wir zu zweit geträumt, gelacht
<i>wakare ni hoshikage no warutsu o utaō</i>	Zum Abschied möchte ich einen Sternenlicht-Walzer singen
<i>anna ni ai shita naka na no ni</i>	Ach was haben wir uns geliebt, doch

<i>anna ni ai shita naka na no ni</i>	So sehr haben wir uns geliebt, dennoch
<i>namida ga nijimu yoru no mado</i>	tränengetrückt blicke ich nachts aus dem Fenster

Der Mann in diesem Lied denkt, dass die Frau offensichtlich nicht glücklich werden kann. – Aber warum? Grund dafür könnten zum Beispiel eine Reihe von Fehl- bzw. Rückschläge sein. Wenn man sich zu sehr auf seine Träume konzentriert, kann es sein, dass man die Probleme der Realität aus den Augen verliert. Der Mann zieht sich also zurück, um dem Glück seiner Partnerin nicht mehr im Weg zu stehen. Dieses Lied, von dem 2,5 Millionen Platten verkauft wurden, erfreut sich auch heute noch in zahlreichen asiatischen Ländern großer Beliebtheit. Interessanterweise kennt kaum ein Japaner den Namen des Texters, obwohl der Text selbst sehr bekannt ist. Als ich ein Kind war, habe ich mir gedacht: „Wenn er sie wie wahnsinnig liebt, warum versucht er dann nicht wie wahnsinnig, sie glücklich zu machen? Ist das nicht ein Zeichen von Schwäche?“. Aber natürlich ist das Leben nicht so einfach. Die Leute, die dieses Lied damals kauften und es vor sich hinstimmten, projizierten in das Lied hinein ihre eigene Situation, das Gefühl des Unvermögens, sich frei in diesem großen Mahlstrom des Wirtschaftswachstums bewegen zu können.

**Liedtext 5:** *Wasurenagusa o anata ni* [„Ein Vergißmeinnicht für dich“]; 1964; Text: Kinoshita Ryūtarō, Interpret: Sugawara Yōichi

<i>wakaretemo, wakarete mo</i>	Auch wenn wir uns trennen, (Wh.)
<i>kokoro no oku ni,</i>	Tief im Herzen
<i>itsu made mo, itsu made mo</i>	sollst du immer, für immer
<i>oboete oite hoshii kara shiawase inoru</i>	daran denken, dass ich für dein Glück bete
<i>kotoba ni kaete</i>	Statt Worten gebe ich dir
<i>wasurenagusa o anata ni, anata ni</i>	ein Vergissmeinnicht

Der fünfte Text schildert eine Frau in einer Trennungssituation. Dass der Partner sie nicht vergessen will, bedeutet für sie, dass der Partner weiterlebt, was wiederum ein beruhigender Gedanke, gleichsam ihre Hoffnung, ist.

**Liedtext 6:** *Seishun* [Jugend/ Frühling meines Lebens]; 1990; Geschrieben und interpretiert von Moritaka Chisato

<i>baito mo hajimete mita no</i>	Ich hab mir einen Job gesucht
<i>kuruma no menkyo mo toru wa</i>	Und ich werd' auch den

<i>kekkō isogashiku narisō</i>	Führerschein machen
<i>kuruma wa gaisha ni suru wa</i>	Da werd' ich wohl viel zu tun haben
<i>anata to onaji da keredo</i>	Ich werd' mir ein
<i>Yasui chūko de iino</i>	ausländisches Auto kaufen
<i>raishū ni wa</i>	Genau wie du, aber
<i>hoshikatta pasokon mo kau wa</i>	ein billiges Gebrauchtetes
	ist mir auch Recht
	Nächste Woche kaufe ich dann
	den Computer, den ich wollte
<i>korekara ga honto no</i>	Ob jetzt der Frühling
<i>watashi no seishun kana</i>	meines Lebens beginnt?

Das Beispiel 6 ist ein etwa dreißig Jahre jüngerer Liedtext, in dem die „Trennung“ weniger als eine furchtbar schmerzhaft Erfahrung aufgefasst wird, sondern als ein neuer Aufbruch. Der junge Mann in diesem Lied verfügt anscheinend über eine große Menge Bargeld. Man könnte nun darüber spekulieren, ob dies nicht vielleicht daran liegt, dass er jetzt keine Beziehung mehr führt und das Geld für sich selbst ausgeben kann. Er macht jedenfalls einen glücklichen Eindruck, weil er versucht seine eigenen (materiellen) Träume mit Geld zu verwirklichen. Die Frage bleibt jedoch, an wen sich diese Botschaft richtet. Der starke Individualismus und die auf Konsum ausgerichtete Einstellung wirken wie die Antithese zu dem vorhin vorgestellten Text aus der Zeit des hohen Wirtschaftswachstums.

### 3. Die Konstruktion der *kayōkyoku*

Im Folgenden möchte ich die Texte von zwei typischen Textern der Zeit des Wirtschaftsaufschwunges im Hinblick auf ihre Konstruktion bzw. die Unterschiede in der Konstruktion linguistisch miteinander vergleichen. Die beiden Texter sind Aku Yū (1937-2007, geboren auf Awajishima in der Präfektur Hyōgo; Absolvent der Meiji-Universität) und Nakanishi Rei (geb. 1938 in China; Absolvent der Rikkyō-Universität). Beide sind etwa gleich alt und waren in der Periode des Wirtschaftsaufschwunges aktiv. Auch in der Menge der getexteten Lieder sind sie gut vergleichbar (Aku hat ca. 5.000 Lieder, Naganishi etwa 4.000 getextet. Oft wird gesagt, dass die Frauen in Nakanishis Texten etwas Lebendiges, ja „Sinnliches“ haben, während jene in Akus Liedern mit ihrer selbstständigen Stärke irgendwie schroff wirken. Aku selbst sagt dazu, dass in *kayōkyoku* bis dahin Frauen immer nur über „dann muss es eben sein“ und „schließlich ist es ja doch so“ charakterisierte, auf geduldi-

ges Ertragen hin ausgerichtete Wesen gewesen wären. Demgegenüber habe er versucht, Frauen zu zeigen, die „klar und deutlich sagen, was sie meinen und mit großen Schritten durchs Leben gehen“ (Aku Yū 1999). Allerdings wäre das im damaligen Japan, gerade von den Frauen, irgendwie nicht akzeptiert worden. Möglicherweise hängt das damit zusammen, dass die Frauen in der Wirtschaftswachstumsperiode nicht einfach passiv und geduldig ertragend waren, sondern stolz darauf waren, gemeinsam einen „Traum“ zu haben.

Sehen wir uns einmal ein paar Ausschnitte aus typischen Werken von Aku und Nakanishi an:

**Liedtext 7:** *Koi no dorei* [„Sklavin der Liebe“]; 1969; Text: Nakanishi Rei, Interpretin: Okumura Chiyo

<i>anata to atta sono hi kara</i>	Seit dem Tag an dem ich dich getroffen habe
<i>koi no dorei ni narimashita</i>	Bin ich eine Sklavin der Liebe
<i>anata no hiza ni karamitsuku</i>	Ich umschlinge deine Knie
<i>koinu no yō ni</i>	wie ein Hündchen
<i>dakara itsumo soba ni oite ne</i>	Deswegen lass' mich immer bei dir sein
<i>jama shinai kara</i>	Ich störe dich auch nicht
<i>warui toki wa dōzo butte ne</i>	Wenn ich böse bin, gib mir bitte einen Klaps
<i>anatagonomi no,</i>	
<i>anatagonomi no onna ni naritai</i>	Ich will eine Frau nach deinem Geschmack sein

**Liedtext 8:** *Kita no yado kara* [Aus einem Gasthaus im Norden]; 1975; Text: Aku Yū, Interpretin: Miyako Harumi

<i>Anata kawari wa nai desu ka</i>	Was gibt es Neues bei dir?
<i>higoto samusa ga tsunorimasu</i>	Jeden Tag wird es kälter
<i>kite wa moraenu sētā o</i>	Einen Pullover, den man nie tragen wird,
<i>samusa koraete andemasu</i>	stricke ich, der Kälte trotzend.
<i>onnagokoro no miren deshō</i>	Das ist wohl das Verlangen im Herzen einer Frau
<i>anata koishii kita no yado</i>	Ich sehne mich nach dir, im Gasthaus des Nordens

Wenn wir diese beiden Ausschnitte vergleichen, wird der vorhin angesprochene Unterschied recht deutlich. Nakanishi beschreibt in *Koi no dorei* eine devote Frau, die nichts will, als sich an ihren Geliebten zu schmiegen, ihm zu



getragen wird“) *sētā o andemasu* (Ich stricke einen Pullover) die Kernaussage, während *kite wa moraenu und samusa koraete* nähere Bestimmungen sind. Das Subjekt von „stricken“ ist hier zweifellos „ich“, aber es wird nicht explizit erwähnt, für wen der Pullover gestrickt wird. Das könnte demnach die Erzählerin sein oder vielleicht der Hausherr des Gasthauses, in dem sie aufgenommen wurde.

Wenn wir damit noch einmal zu den beiden oben angeführten Textausschnitten (siehe die Texte 7 und 8) zurückkehren, können wir die unterstrichenen Bestandteile als Kernaussagen extrahieren und kommen zu dem Ergebnis, dass bei Aku mehr Kernaussagen vorkommen, während Nakanishis Text von vielfältigen näheren Bestimmungen rund um weniger Kernaussagen gekennzeichnet ist. Anders formuliert, haben Nakanishis Texte viele adverbiale Nebensätze (Bestimmungs- und Annahmesätze) und wirken somit recht bunt und verziert, während Akus Texte überflüssige Informationen vermeiden, sich auf Kernaussagen konzentrieren und deshalb mitunter einigermaßen schroff klingen. „Verplauderte“ Stellen, etwa wie „Wie geht es dir, an den ich immer noch oft voller Liebe denke, jetzt, wo der Herbst naht?“ suchen wir demnach bei Aku vergeblich. Mit einer anderen Allegorie versehen, könnte man sich Nakanishis Dichtung als einen einzigen Baum voller dicht verzweigter Äste vorstellen, während Akus Dichtung eher das Bild vieler Bäume mit wenigen Ästen beschreibt. Natürlich kann man hier keine genaueren Aussagen treffen, ohne das Werk der beiden Texter ausführlicher zu analysieren, aber ich denke, damit zumindest einen ersten Einblick in den Gesichtspunkt der Analyse gegeben zu haben.

Die beiden Großen unter den *kayōkyoku*-Textern des Wirtschaftsbooms haben mit ihren jeweiligen Eigenarten kontrastierend nebeneinander gewirkt; so muss es aber auch vielen Menschen in der damaligen Zeit während des Wirtschaftswachstums ergangen sein. Ohne unnützen Schmuck, aber stark auch im Angesichts des Mangels, oder reichlich geschmückt in aller Pracht den Strom der Zeit reitend zu leben.<sup>2</sup> Wofür auch immer man sich entschieden hatte, man wurde nicht automatisch glücklich. Es mutet vielmehr sonderbar an, dass man sich absichtlich nicht erfreut, obwohl der Wohlstand endlich Einzug hält. Aber wenn man nur dem Strom der Zeit folgt, verliert man sein eigenes Selbst. Die Probleme und Sorgen der Menschen dieser Zeit schildern die Liedtexte dieser beiden Giganten ihres Genres auf anschauliche Weise.

<sup>2</sup> 1986 kündigte Aku den Titel *Jidai okure* [„Die Unzeitgemäßheit“] an. In diesem Text wird die Botschaft vermittelt, dass es besser wäre, unzeitgemäß zu sein und sich weiterhin auf das Innere zu besinnen, als es zu übertreiben.

#### 4. Schluss

Mit dem Höhepunkt des starken Wirtschaftswachstums und darüber hinaus mit dem Platzen der Blasenwirtschaft um 1990 herum hat sich die Gestalt von *kayōkyoku* verändert. Inhalte wie „verschmähter Liebe“ nachzutruern und sie still zu ertragen, wichen Inhalten wie der Dankbarkeit dafür, dem Partner begegnet zu sein, und der Freude über die gemeinsam verbrachte Zeit. Auch hieran kann man erkennen - wie ich vorhin bereits kurz erwähnt habe - wie sich *kayōkyoku* verändert haben. Es kommen beispielsweise häufig in lateinischen Buchstaben geschriebene englische Phrasen vor, die sich reimen (es wurde ja oft gesagt, dass Reime in japanischen Texten schwierig unterzubringen seien, aber mittlerweile gibt es dafür zahlreiche Gegenbeispiele).

Weiters wurde *kyokusen*, also die Kompositionsmethode, bei der zuerst (*saki [ni]*) die Melodie (*kyoku*) komponiert und dann der Text für die Melodie geschrieben wird, zur allgemein gebräuchlichen Herangehensweise, wodurch die Bedeutung der Texte nicht mehr so gut zum Hörer hinüberkommt. In diesen Texten bekommt man durchgängige, zentrale Aussagen wie in den *kayōkyoku* der Zeit des hohen Wirtschaftswachstums nicht mehr zu hören. Darüber allerdings möchte ich ein anderes Mal berichten.

#### Literatur

AKU Yū

1999 „Kayōkyoku-tte nan darō“ [Was sind eigentlich kayōkyoku?], *NHK Ningenkōza*. Tōkyō: Nihon hōsō shuppan kyōkai.

2003 *Nazeka urenakatta ga itoshii uta* [Schöne Lieder, die dennoch erfolglos blieben]. Tōkyō: Kawade Shobō Shinsha.

ISHII Masahiko

1999 „Kayōkyoku no kikite wa donna tango o konomu ka“ [Welche Ausdrücke mag der Kayōkyoku-Hörer?], *Hyōgen Kenkyū* 69, 35-44.

KABASHIMA Tadao

1970 „Ryūkōka o tsukuru – kokugogaku, kokugo hyōgenhō shiryō“ [Mechanische Gestaltung von Popsongs – Materialien zu Philologie und Ausdrucksregeln], *Keiryō Kokugogaku* 52, 8-40.

## **Antiidylle - Hans Leberts *Die Wolfshaut* und Nagatsuka Takashis *Tsuchi***

TSUNEKAWA TAKAO

### **1.**

Bei Hans Leberts 1960 erschienenen Roman *Die Wolfshaut*, einer Geschichte von mehreren Morden, geht es um den Schatten, den die nationalsozialistische Vergangenheit auf die Nachkriegszeit wirft. Die Handlung spielt im Winter 1952/53 in einem entlegenen Dorf, irgendwo in Österreich, das „Schweigen“ heißt. Der Hintergrund der Morde enthüllt sich gegen Ende des Romans: ein paar Dörfler, die der nationalsozialistischen „Ortswacht“ angehörten, erschossen 1945 eigenhändig sechs Fremdarbeiter, da der Zug, der sie abtransportieren sollte, nicht gekommen war. Der damalige Ortsgruppenleiter Habergeier, der es in der Nachkriegszeit bis zum Landtagsabgeordneten gebracht hat, befürchtet, einer der Mittäter namens Schreckenschlager könne, wegen des Alters unzuverlässig geworden, das begangene Verbrechen ausplaudern und läßt ihn durch einen anderen Mittäter töten. Dieser, mit dem Spitznamen Rotschädel Vinzenz, stirbt danach einen seltsamen Tod. Das sind der zweite und der dritte Todesfall, und der allererste, mit dem der Roman beginnt, ist der eines Großbauersohns Hans Höller, der in der Nazizeit der jüngste Gefolgsmann von Habergeier war. Das letzte Opfer ist der Photograph Maletta. Er wohnt in einem Zimmer, dessen Wände mit den Photos der Dörfler voll behängt sind, die wie Alpträume auf ihn herabblicken. Er wird erschossen. Die Rolle des Detektivs fällt dem aus dem Krieg heimgekehrten Matrosen Johann Unfreund zu, der dem vertuschten Verbrechen nachgeht und am Ende sechs Leichen der Fremdarbeiter ausgräbt. Dabei bleibt ihm aber die Erkenntnis nicht erspart, dass sein eigener Vater, obwohl unfreiwillig, in die Affäre involviert war und sich deswegen erhängt hat.

Der Roman ist kein Krimi, obwohl der Plot danach aussieht. Denn hier wird nur der Mord an Schreckenschlager krimiartig aufgeklärt, obwohl sich weder Habergeier noch Rotschädel Vinzenz verhaften lassen. Höller soll nach der Angabe des Amtsarztes an einem Herzschlag gestorben sein, aber „man war überzeugt, sein Herz sei gesund“ (Lebert 1991:10). Rotschädel Vinzenz, Holzhacker, rennt im Wald von einem rätselhaften Entsetzen gejagt gegen einen Ast und wird von diesem durchbohrt. Maletta wird durch einen Genickschuß von fern getötet, der so genau trifft, dass es absichtlich nicht möglich zu

sein scheint, sondern nur durch Zufall. Solchen Widersprüchen hält eine Fülle von Vorahnungen und Omen die Waage. Am Morgen des Tages, an dem Höller stirbt, weckt den Matrosen „ein ekelhaftes, frostiges Gefühl“ (Lebert 1991:10) und er hört ein „sonderbares Geräusch“ (Lebert 1991:10). Schreckenschlager sitzt mit seinen alten Kameraden an seinem letzten Abend in der Wirtschaft. Eine Uhr hängt über ihm an der Wand. Es ist zwei Minuten vor halb sechs: die beiden Zeiger decken sich und zeigen auf seinen Kopf. Unmittelbar bevor Rotschädel Vinzenz in den Tod rennt, schlägt es Mittag. Und in der Stille, die dem Glockenschlag folgt, „zog sich die Schlinge zusammen; die Schlinge, die vielleicht von Anfang an gelegt war“ (Lebert 1991:454).

In diesem Roman lassen sich die Komponenten erkennen, die, wie es mir scheint, für österreichische Literatur charakteristisch sind: die negative Darstellung der Denk- und Verhaltensweise der Dörfler, die Toten, die mit den Lebenden in Kontakt bleiben, und die Feindseligkeit der Natur.

Die Dörfler sind sarkastisch dargestellt. Sie haben das Massaker an den Fremdarbeitern schon längst verdrängt und möchten, falls es an den Tag kommt, es gerne vertuschen. Ganz am Anfang unterhalten sich in der einzigen Wirtschaft des Dorfs Habergeier und Rotschädel Vinzenz. Es fallen Sätze wie: „Wir bleiben wir“, „Wir bleiben die alten“, „Man muß mit der Zeit gehen“, „Ich bin niemals dafür gewesen“, „Befehl ist Befehl“, „Man muß vergessen können“ (Lebert 1991:31). Und als der Matrose, nachdem er die sechs Leichen zutage gefördert hat, in die in der Wirtschaft tagende Gemeinderatssitzung eindringt und alles den Honoratioren entdeckt, regen sie sich auf und streiten sich. Nachher aber kann der Wachtmeister Habicht, der sie zu verhören kommt, nicht umhin, sich zu wundern: „Es ist schon eigenartig, wie das zugeht. Da prügeln sie sich, schlagen einander die restlichen Zahnstummel aus; doch – schau an! – im Handumdrehen sind sie schon wieder die innigsten Freunde, und niemand vermag mehr aus ihnen herauszubekommen, was eigentlich los war“ (Lebert 1991:562).

Als die Dörfler den Matrosen des Mordes an Schreckenschlager verdächtigen und Wachtmeister Habicht auffordern, ihn zu verhaften, lehnt er es ab, da außer Zweifel steht, dass der Matrose unschuldig ist. Darauf reagieren sie ungehalten: ein Mörder laufe unbehelligt herum. Um ihrem Missmut ein Ventil zu verschaffen, veranstaltet Habicht eine Treibjagd in die umliegenden Berge, an der die meisten Dörfler freudig teilnehmen. Die Treibjagd endet erfolglos. Die Dörfler, die am Abend ins Dorf zurückkehren, finden aber vor dem Polizeiposten einen verdächtigen Mann hocken. Er ist ein Sträfling, der sich, weil arbeitsscheu, einiger Diebstähle schuldig machte und der sich, vor einigen Tagen aus dem Gefängnis ausgebrochen, im Gebirge versteckt hielt und sich jetzt stellt. Man schleppt ihn zum Polizeiposten, schlägt ihn und zwingt ihm

das falsche Geständnis ab, Schreckenschlager ermordet zu haben. Die Dörfler, die in der nahen Wirtschaft warten, hören es und geraten in einen Rausch: „Alle auf einmal zur Tür! Drängend! Stoßend! Über die eigenen Bergschuhe stolpernd! Im Ausgang verkeilt sich das Ganze, ein fluchendes Knäuel; dann platzten wir wie eine Bombe auf die Straße. Draußen standen schon die andern oder kamen gleichfalls angerannt. ‚Er hat gestanden!‘ johlten sie. ‚Er ist der Mörder!‘ Und sie brandeten gegen das Haus der Gendarmerie“ (Lebert 1991:353).

Die Dörfler sind hier aggressiv, misstrauisch, opportunistisch und gelegentlich gewalttätig. Der Matrose spricht von der „hündischen Dreieinigkeit“: „Dummheit, Feigheit und Gewissenlosigkeit“ (Lebert 1991:594). Das sind die Züge der Dörfler, die später in den Romanen und Erzählungen von Franz Innenhofer, Elfriede Jelineck, Gerhard Roth vorkommen. Zurückverfolgen könnte man dieses Dörflerbild über Hermann Broch bis Marie von Ebner-Eschenbach: in ihrem „Gemeindekind“ findet sich die Darstellung einer Schlägerei in der Wirtschaft, an der fast alle Männer der Gemeinde beteiligt sind.

Der Sträfling wird eskortiert und das ganze Dorf folgt ihm, bis dorthin, wo ein Polizeiauto wartet, um ihn abzuholen. In dem Augenblick aber, wo er ausgeliefert werden soll, macht er einen Fluchtversuch, und Rotschädel Vinzenz erschießt ihn. Hier kehrt gewissermaßen das Massaker an den Fremdarbeitern zurück. Denn damals hat man sie zur nächsten Ortschaft Kahldorf eskortiert, wohin man auch diesmal den Sträfling bringen sollte, nur: das Polizeiauto ist weiter als geplant entgegengekommen. Und die Stelle, an der der Sträfling erschossen wird, befindet sich in unmittelbarer Nähe von dem heute nur als Ruine übriggebliebenen Ziegelofen, in dem damals das Massaker an den Fremdarbeitern verübt worden ist. Seltsamerweise sind auch Höller und Schreckenschlager in dem Ziegelofen tot aufgefunden worden. Es handelt sich also um eine mythische Katastrophe, die sich ewig wiederholt, solange das Problem, das dahinter steckt, nicht erkannt und gelöst wird. D.h. indem das Massaker an den Fremdarbeitern verdrängt wird, und die gesellschaftlichen Momente, die es bedingt haben, sich der Erkenntnis entziehen und so außer Kontrolle geraten, verwandelt sich das nationalsozialistische Verbrechen ins Mythische.

Dieses Mythische fordert immer wieder Opfer, unschuldige wie schuldige, einerseits den erschossenen Sträfling, andererseits Höller, Schreckenschlager, Rotschädel Vinzenz. Höller, der sein Lebtage kein Wort über das Massaker verloren hat, stehen nach seinem Tod die Augen weit offen: er müsse, wie Schreckenschlager meint, beim Sterben etwas Entsetzliches gesehen haben. Von Rotschädel Vinzenz erzählen seine Kollegen, sie hätten, unmittelbar bevor er wie gehetzt wegrennt, seine beide Augen gesehen und würden sie niemals vergessen können. Die Vermutung liegt nahe, dass die beiden des

Mythischen, das aus dem verdrängten Massaker gewachsen ist, im letzten Augenblick ihres Lebens ansichtig geworden sind. Schreckenschlager wird der Schädel mit einer Hacke entzweigespalten, von seinen deshalb aus den Höhlen hängenden Augen kann man nicht mehr wissen, ob sie etwas gesehen haben. Wahrscheinlich kaum etwas, denn er ist der einzige, dem es bei Lebzeiten nicht gelingen wollte, das Massaker zu verdrängen. Er hatte ständig Angst, wenn er an dem Ziegelofen vorbeigehen mußte. Später meint der Matrose: „Der Hunger der Toten! Mein armer Vater hat sie nicht zu sättigen vermocht. Die haben einen nach dem anderen gefressen, den Buben, den Schreckenschlager, den Rotschädel Vinzenz. Jeden, der noch einen Rest Gewissen hatte, haben sie zu sich geholt und aufgefressen; nur den Habergeier rühren sie nicht an! Den überlassen sie uns den Lebenden!“ (Lebert 1991:525). Denn Habergeier hat es nicht einmal nötig, das Massaker zu verdrängen. Als der Matrose die Rechenschaft über die sechs Leichen von ihm verlangt, antwortet er: „Die alten Geschichten! Das liegt alles so weit zurück, daß es gar nicht mehr wahr ist.“ (Lebert 1991:592). Und die Frage des Matrosen, ob er glaube, vollkommen richtig gehandelt zu haben, macht ihn nicht verlegen: „Aber ja. Gewiß. Es kommt auf die Umstände an.“ (Lebert 1991:592). Er ist immun, nicht nur als Landtagsabgeordneter, wie der Wachtmeister Habicht meint, sondern auch gegen das Mythische. Und er würde sich weder von den Toten noch von den Lebenden fassen lassen.

Der Matrose und Maletta haben je eigene Beziehungen zum Mythischen. Dem Matrosen erscheint auf dem Berg sein Vater, der sich erhängt hat, und wird von ihm auf das Mythische hingewiesen. Er tut so, als blicke er ins Leben zurück: „Sein Auge schien eine Stelle bezeichnen zu wollen, die im Rücken des Matrosen lag, fern im Dunkel der Vergangenheit, im dunklen Wald des nunmehr Unabänderlichen, im Dunkel dessen, was bereits geschehen und längst vergessen oder seit jeher vertuscht war“ (Lebert 1991:293).

Österreichische Literatur ist sowohl mit den Toten als auch mit dem Tod gut vertraut. Man erinnert sich an Stifters Schilderung der Katakomben von St. Stephan, die „Ahnfrau“ von Grillparzer, und Hofmannsthals „Jedermann“. Und dass die Toten, wie bei Josef Winkler oder in den „Kindern der Toten“ von Jelinek – ganz zu schweigen von dem Musical „Elisabeth“, das sich in Japan einer großen Popularität erfreut – auch in der Gegenwartsliteratur vorkommen, trägt dazu bei, die Literatur über die gesellschafts- und sprachkritischen Dimensionen hinaus zu erweitern.

Maletta dient dem Mythischen als Medium. Er atmet den Leichengeruch ein, der über dem Dorf hängt. „Aber nicht er wird groß [und lebendig], da er es atmet. Es wird groß in ihm [und lebendig durch ihn]. Es! Das Dunkle, Ungestalte, Unfaßbare, das latent, als verstoßener Aasgeruch, in der

Luft liegt. [...] Es nimmt ihn sogleich in Besitz und zersetzt und verdaut ihn, da er selber nicht verdauen kann. Es mästet sich fett und prall an Malettas Zersetzung“ (Lebert 1991:452), bis es sich eines Tages selbstständig macht und von ihm loslöst.

Maletta streitet ständig mit seiner Zimmernachbarin Fräulein Jakobi, einer energischen und beinahe faschistischen jungen Lehrerin, und hasst die Tochter des Gastwirts Franz Binder, Herta, die er zugleich begehrt. Einmal, als sie mit ihrem Freund Ukrutnik einen Ausflug in den Wald unternimmt, verfolgt er sie heimlich. Auf dem Rückweg verirrt er sich und ist nahe daran, im nächtlichen Wald zu verenden. Da sei er seinen ersten Tod gestorben und das Mythische, das in ihm gewachsen ist, springt aus ihm, um ihn dann wie „eine Wolke übelen Geruchs“ (Lebert 1991:122) einzuhüllen. Mit seinem zweiten Tod verhält es sich wie folgt. Es gelingt ihm einmal, Herta zu überlisten und pornographische Photos von ihr zu machen. Als er sie damit zu erpressen versucht, ihm eine Liebesnacht zu gönnen, lockt sie ihn, mit Hilfe Ukrutnicks, in einen unterirdischen Gang, wo er fast im Abwasser ertrunken wäre. Beschmutzt, stinkend und tödlich erschöpft kehrt er in sein Zimmer zurück, wo er tagelang bewusstlos liegt. Es ist genau in der Zeit, da Rotschädel Vinzenz seinen seltsamen Tod findet. Maletta, nachdem er erwacht ist, kommt vor, als hätte er mit „gewaltigen Zähnen ein zuckendes Leben zerfleischt“ (Lebert 1991:477). Er empfindet „sowohl ein Triumphgefühl als auch das schlechte Gewissen, einen schauerlichen Auftrag ausgeführt, die abscheuliche Arbeit des Henkers getan zu haben“ (Lebert 1991:477). Nachher wird ein Artikel über Lycanthropos (Wolfsmensch), auf den Maletta in einem alten Buch antrifft, angeführt: wenn ein Mensch in tiefem Schlaf liege und träume, er sei ein Wolf und überfalle ein Vieh, verrichte das ohne sein Zutun der Satan. Wie ist das zu verstehen? Es hat den Anschein, als hätte sich von dem bewusstlos liegenden Maletta sein zweites mythisches Ich losgelöst und dem Saten in die Hände gearbeitet, um Rotschädel Vinzenz in den Tod zu jagen. Schwer zu deuten ist auch der Umstand, dass Tod und Auferstehung Malettas in beiden Fällen erotisch mitbedingt sind.

Das Mythische innerviert die Natur und macht sie feindselig. Das ist auf jeder Seite zu lesen. Das prägt den eigenartigen Stil dieses Romans. Nur ein paar Beispiele seien hier angeführt. Maletta kommt an der Ruine der Ziegelöfen vorbei.

„Es war still [...] die Landschaft döste in der Dämmerung; die Wolken lagen wie eine Schieferplatte darüber. Und dennoch! Etwas schien sich ereignen zu haben. Irgendetwas hat ihn gestreift, flüchtig wie der Flügel einer Libelle, und das rieselte nun von der Schädeldecke, rieselte über die

Schultern die Arme hinunter und an den Fingerspitzen von ihm ab.“ (Lebert 1991:27)

Schreckenschlager glaubt in dem starken Wind die Stimme der Toten zu hören und, um sie zu besänftigen, opfert er ihnen eine Schüssel Mehl.

„Der Wind strich von Osten her über das Tal, überschlug sich im Dickicht des Ebergebirges, prallte abstürzend gegen das Dach und drang in den Bodenraum ein. Hier flederte er, ein gefangener Vogel, unter den Rippen des Dachstuhls herum, piff durch die schaukelnden Wäscheleinen und ließ die Spinnewebe fliegen. Er tanzte mit luftigen Flügeln, bildete einen Wirbel, griff in die dargebotene Schüssel und schleuderte Schreckenschlager das Mehl ins Gesicht.“ (Lebert 1991:169-170)

Als nach der vergeblichen Treibjagd die Dörfler den Sträfling zum Polizeiauto begleiten, geht die Sonne unter.

„Während wir in ungestillter Jagdgier einem Schatten nachgelaufen waren, hatte eine unsichtbare Spinne ein Gewebe aus Blutadern über den Himmel gesponnen. Nun waren die Adern geplatzt, und das Blut quoll hervor und fiel als roter Regen auf uns nieder; alles ward rot, die Straße, der Schnee, das Gebirge, überflutet wie in einem Schlachthaus.“ (Lebert 1991:355)

Der rätselhaft grausame Tod des Rotschädel Vinzenz verschlägt den Dörflern die Sprache.

„Doch vor allem das Geschrei der Stille! Der vermochte niemand mehr das Maul zu stopfen. Tagsüber ging es noch an. Da bezwang sie sich hinter den Türen und unter den Treppen. Doch abends kam sie dann hervorgekrochen und ging aus – und schrie schon! Dann hockte sie plötzlich am Stammtisch und redete mit.“ (Lebert 1991:462)

Und:

„Die Stille aber hockte auf dem Tisch, und das Unausgesprochene troff ihr wie Speichel vom Munde und spann einen Faden, den roten Faden, der die Welt durchzog: eine Blutspur, die sich in endlosen Weiten verlor.“ (Lebert 1991:464)

Klaus Zeyringer legt in seinem Buch *Österreichische Literatur 1945-1998* dar, wie diese feindselige Natur in der Literatur der Nachkriegszeit geboren und großgezogen wurde. Da man, um sich über die nationalsozialistische Zeit hinwegzusetzen, zur Natur Zuflucht genommen, sie herausgeputzt und Österreich als Land der schönen Natur propagiert hätte, hätten die Schriftsteller, die die Geschichte nicht vertuschen wollten, die böse Natur ins Feld geführt (Zeyringer 1999:113, 286). Mich interessiert, dass österreichische Literatur, wenn sie den Nationalsozialismus thematisiert, mindestens zwei Dimensionen mehr hat als die entsprechende in der Bundesrepublik und der damaligen Deutschen Demokratischen Republik: Die Toten bzw. den Tod und die feindselige Natur – wenn man beispielsweise an Jandls „wien: heldenplatz“ denkt, könnte man als dritte Dimension die sprachkritische hinzunehmen. Es wäre interessant, einmal diesen Roman von Lebert mit der Danziger Trilogie von Günter Grass und *Kindheitsmuster* von Christa Wolf zu vergleichen. Ich kann aber leider nicht darauf eingehen, und zwar nicht aus Zeitmangel, sondern nur deshalb, weil es mir nicht einfallen will, auf welche Weise ich es tun kann.

## 2.

In der japanischen Literatur kommt die feindselige Natur meines Erachtens nur selten vor. Ich möchte hier eines der wenigen Beispiele angeben: Nagatsuka Takashis Roman *Tsuchi* (Die Erde), über dessen Verfilmung, Hörspiel- und Theaterfassung Roland Domenig auf dem Symposium 2005 ein kenntnisreiches Referat hielt. Der Roman erschien 1910 in der Zeitung *Asahi Shinbun* auf Empfehlung von Natsume Sōseki als Fortsetzungsroman und ist inzwischen eines der berühmtesten Werke des japanischen Naturalismus geworden. Der Verfasser Nagatsuka Takashi, auch als Tanka- und Haiku-Dichter bekannt, sah, wie sein Lehrer Masaoka Shiki, in der treuen Beschreibung der Natur das Wesen der Poesie. Die Parole der beiden war, nach der Natur zu zeichnen. Diese Art Naturalismus entstand Ende der Meiji-Zeit und beeinflusste die japanische Literatur auf verschiedene Weise nachhaltig.

Der Roman beginnt wie folgt:

„Der stürmische Westwind misshandelte tagsüber abgemagerte Laubbäume, indem er große unsichtbare Blöcke gegen sie schleuderte. Die Äste weinten vor Schmerz öfters laut auf. Die Sonne, die nach einem kurzen Wintertag unterzugehen begann, blinzelte, indem sie ein gelbes Licht ausstrahlte. Ab und zu wurde der Westwind plötzlich still, so dass man fast geglaubt hätte, er sei ganz weg. Die Wolken aber, die zerfetzt und wie hingeworfener Schlamm aussahen, schwebten reglos über dem Wald und

bezeugten, dass am Himmel noch nicht alles stillgelegt war.“ (Nagatsuka 1976:5)

Der Westwind ist einer der wichtigsten Repräsentanten der bösen Natur in diesem Roman, dessen Schauplatz, eine Gegend nördlich von Tōkyō, heute höchstens anderthalb Stunden Fahrzeit von der Stadt entfernt, für einen derartigen Wind berüchtigt ist. Trocken und kalt, tobt er vom späten Herbst bis zum Vorfrühling. Man nennt ihn *Jōshū no Karakkaze*.

Das Korrelat der feindseligen Natur ist hier, anders als im Roman *Die Wolfshaut*, nicht Faschismus, sondern Armut. Es wird nämlich aufs Genaueste dargestellt, wie ein Landarbeiter schuftet muss, um der „geizigen Erde“, wie Ricardo sie nennt, ein bisschen Ernte abzugewinnen, deren größte Portion andererseits der Grundbesitzer ihm wegnimmt. Und vor allem: Derjenige, der arm ist, muss die Feindseligkeit der Natur voll auskosten, denn er besitzt nichts, was ihn gegen sie schützt.

Der Roman ist die Geschichte von einer Pächterfamilie: Kanji, seine Frau Oshina, ihre Tochter Otsugi und ihr Sohn Yokichi, der am Anfang des Romans noch ein Baby ist. Die Familie ist, wie die meisten Pächter von damals, extrem arm. Sie wohnen in einer Hütte, ihre Kleider sind eher Fetzen zu nennen, sie ernähren sich fast nur von Brei, keine Rede von Fisch und Fleisch; Zucker und Soya-Sauce sind Luxusartikel, mit denen man äußerst sparsam umgeht, Eier sind zwar da, weil sie Hühner halten, aber nicht zum Verzehren, sondern zum Verkaufen. Yokichi sieht sich sogar genötigt, von den Feldern der Nachbarn ein paar Maiskolben zu stehlen, und wird deswegen polizeilich verhört. Erzählt wird auch von dem Wechsel der Jahreszeiten, der Feldarbeit, die von ihm bedingt ist, und armseligen Festen, die die einzige Freude der Dörfler sind.

Die Figur, die als erste auftritt, ist Oshina, eine tapfere und arbeitsame junge Frau. Im Winter, so wird erzählt, wenn sie keine Feldarbeit zu leisten hat, kauft sie Tofu (aus Sojabohnen produzierte, weiche Lebensmittel, die wie weißer Käse aussehen) oder Konnyaku (aus Wurzelknollen gewonnenes zähes, beinahe durchsichtiges Produkt) in einem nahen Ort ein, um damit in den Nachbardörfern einen kleinen Handel zu treiben. Sie ist aber an der Folge der Abtreibung des dritten Kindes, die sie eigenhändig vorgenommen hat, erkrankt.

„Oshina warf sich auf die Tragegestange aus Bambus, die sie durch den Henkel des Eimers gesteckt und auf den Boden gelegt hatte. Sie war schlaff vor Erschöpfung und konnte ihre lose gewordene Bekleidung nicht mehr zusammenhalten. Der Rest des Westwindes, der hinter ihr her lief, riss die Enden des hinter dem Nacken geknoteten fleckigen Handtuchs auseinander, blies ihr das matte stäubige rötliche Haar aufwärts und entblößte ih-

ren schmutzigen Nacken. Die Bäume um sie herum hörten mit dem ihnen eigentümlichen Streich nicht auf. Kaum bog ein Zweig am Wegrand sich und guckte zu Oshina herunter, so machte es ihm einer nach dem anderen nach. Kurz darauf bogen sie sich zurück und schüttelten sich dann nach rechts und links und rauschten, als flüsterten und lachten sie unter sich.“ (Nagatsuka 1976:6)

Erzählt wird die Geschichte der Familie, die mehr als zehn Jahre umfasst. Bald stirbt Oshina unter heftigen Schmerzen, Kanji, obwohl von ihrem Tod schwer getroffen, bleibt arbeitsam, bebaut nicht nur seine gepachteten Felder, sondern rodet auch für seinen Herrn und bringt es zu einem kleinen Vermögen. Aus dem kleinen Mädchen Otsugi wird eine junge Frau, die er eifersüchtig vor jungen Männern im Dorf hütet, Yokichi geht in die Schule. Kanjis Schwiegervater Uhei, der in der nahen Stadt gearbeitet hat und nach der Pensionierung zu ihm übersiedelt ist, steht auf gespanntem Fuß mit ihm.

Das 25. Kapitel, ganz nah am Schluss, wo es um ein Feuer geht, das in der Hütte Kanjis ausbricht, beginnt mit der Beschreibung des Westwindes im Vorfrühling:

„Der Westwind, der im frühen Winter rasch über die Zweige gefahren war und eine Weile gelärmt hatte, zog sich in eine Stille zurück, die ihn vergessen machte, um sich dann nur noch ab und zu zu melden, indem er blattlose Bäume zum Weinen brachte. Er schlief jenseits der fernen verschneiten Bergketten im Westen. Als er aber plötzlich merkte, dass der Winter, der ihn stärken sollte, ihn verließ, kehrte er seinen Eigensinn hervor, mit dem Toben nicht aufhören zu können, bis er sich ausgetobt hat, und wirbelte Tag für Tag die staubige Erde in den Himmel.“ (Nagatsuka 1976:304)

Kanji geht mit Otsugi zum Roden.

„Über den Gipfeln der fernen Bergketten schwebten verworren und erstarrt kleine und große Klumpen Wolken. Allmählich aber ballen sie sich zusammen und verdunkeln die Bergen. Der obere Wolkenrand fängt an, wie es scheint, rauchartig in den Himmel zu steigen. Dort macht sich die Truppe der Riesen, deren dröhnende Schritte das Trommelfell der Menschen überfallen, auf den Weg, um sämtlichen in ihren Augen miserablen Wesen auf der Erde Fußtritte zu geben. Sie haben unglaublich schnelle Füße und würden gleich kommen, geradewegs durch den weiten Raum, und die Äste, die für sie keine Hindernisse bilden sollen, immer wieder niederdrückend. Mit ihren Zehennägeln, die wie gebündelte Bambusstücke dicht aneinan-

der gereiht sind, gestoßen, schluchzen die maßlos furchtsamen Sträucher und Bäume laut auf.“ (Nagatsuka 1976:304-305)

Während Kanji und Otsugi roden, bleibt allein der Schwiegervater Uhei zu Hause.

„Auch auf den Hof vor Kanjis Hütte, wo über den Sträuchern, die den Blick versperren, der blaue Himmel hereinschaut, fiel eine Unmenge Staub, als ob die erstaunlich umsichtige Hand des stürmischen Windes einen Sack öffnete und umkippte. Für die Zehennägel der Riesen, die einen ganzen Tag über rastlos umherlaufen, sind die schäbigen Hütten, die zwischen Feldern und Wäldern verstreut liegen, nichts weiter als miserable Trivialitäten, vergleichbar den Pilzen, die unter den welken Blättern kaum hervorwachsen.“ (Nagatsuka 1976:309)

Das Enkelkind Yokichi kommt bald aus der Schule, setzt sich neben seinem Großvater an den Herd, spielt leichtsinnig mit dem Feuer, ein Korb voll trockenen Laubes flammt auf, und Uhei gelingt es nicht, den Brand zu ersticken. Das Feuer, dem die Hütte zum Opfer fällt, springt auf das große Nachbarhaus über, das seines Grundherrn, das gänzlich niederbrennt. Der Großvater und das Enkelkind ziehen sich Verbrennungen an den Wangen zu, aber nicht sehr schwere. Die Hütte wird vorläufig wiedergebaut. Der Grundherr ist nachsichtig. Unbedachte Worte Yokichis aber lassen Uhei wissen, dass Kanji ihn für den Brand verantwortlich macht, und er selber konnte nicht umhin, sich schuldig zu fühlen.

Die böse Natur tritt auch als Schnee und Kälte auf. Eines Nachts schlich Uhei auf den Hof, versucht kurz entschlossen, sich zu erhängen, aber ohne Erfolg.

„Der schneidend kalte Nordwind kam über die Felder heran, drückte die Bäume nieder, die für ihn ein Hindernis bildeten, heulte und lähmte die Bewegung von Uheis Hand.“ (Nagatsuka 1976:337)

Uhei legt sich an einen Baum und verliert das Bewusstsein. Er wäre beinahe erfroren. In der Hütte weiß Kanji nichts davon, bleibt aber wach, da ihn die Kälte „wie gebündelte Kiefernadeln die ganze Nacht über sticht, durch die Lücken, die sie in dem engen Raum überall ausfindig macht“ (Nagatsuka 1976:331). Bei der Dämmerung weckt er Otsugi. Sie steht auf, will an den Brunnen.

„Draußen war der Schnee weiß, der über Erwarten hoch lag. Große Flocken fallen schräg aus Norden, den Raum verwirrend. Otsugi zögerte in der

Tür. Der Nordwind, der große Flocken herwarf, schürte heulend die Kälte. [...] Als Otsugi aus der niedrigen Tür trat, blies er ihr, als hätte er auf sie gewartet, das Haar durcheinander. Und große Schneeflocken fielen, eine der anderen voraus, auf ihren Nacken und verschwanden gleich oder blieben weich auf ihren Kleidern liegen.“ (Nagatsuka 1976:332)

Nachdem Otsugi einen Eimer Wasser geschöpft hat, blickt sie zurück, und sieht

„die Gruppe von Bambus, denen der starke Nordwind den Nacken hinterdrückt und die er mit großen Händen mit Schnee bewirft, mit ihm mit letzter Kraft kämpfen. Der Nordwind, als wollte er Otsugi nicht erlauben, hinzusehen, bläst ihr ins Gesicht, so dass sie erstickte und zur Seite blickte.“ (Nagatsuka 1976:332)

Und sie findet Uhei auf dem Schnee. Uhei wird von seiner Familie in die Hütte gerettet und kommt am übernächsten Morgen wieder zu sich. Nach diesem Ereignis versöhnt sich Kanji mit seinem Schwiegervater. Gegen Ende des Romans ist von dem Vorfrühling die Rede, der sich leise bemerkbar macht.

„Das Maulbeerefeld jenseits des Hofes ist ganz weiß. Der Schnee war über zehn Zentimeter hoch. Daraus wächst ein Raps schlank empor, auf dessen Stängel eine schwellende, etwas gelbe Knospe zu sehen ist. Dort liegen auch ein paar verwelkte Beifüße verstreut, die auf dem weißen Bett beginnen, sich zu erneuern und zu regen. Eine Ammer springt, als wollte sie ihre zierlichen Beine auf dem Schnee an den Maulbeerbäumen oder um verwelkte Beifüße probieren, von dem Zweig eines Maulbeerbaums biegsam und munter ab und fliegt wieder darauf zurück.“ (Nagatsuka 1976:335-336)

## Literatur

LEBERT, Hans

1991 *Die Wolfshaut*. Europaverlag: Zürich.

ZEYRINGER, Klaus

1999 *Österreichische Literatur 1945- 1998*. Heymon-Verlag: Innsbruck.

NAGATSUKA Takashi

1976 *Nagatsuka Takashi zenshū 1* [Gesammelte Werke Band 1]. Tōkyō: Shunyōdō.



## **Tabori - Der große Außenseiter, von außen gesehen**

SUNAGA TSUNEO

Der Theatermacher George Tabori, der seiner eigenen Bezeichnung nach ein „Spielmacher“ war, verstarb am 23. Juli 2007 im Alter von 93 Jahren. Die japanische Fassung seines Stückes *Mein Kampf* wurde von der Theatergruppe Uzume Gekijō unter der Regie von Peter Gößner im Jahre 2006 zu ihrem zehnjährigen Jubiläum aufgeführt, und zwar in meiner Übersetzung, die schon vor einigen Jahren in einer Theaterzeitschrift publiziert worden war. Diese Theatertruppe trat übrigens im Juli 2007 beim Leipziger Japanischen Theaterfest auf, und zwar mit *Antigone*.

### **Außenseiter**

Als Titel habe ich „George Tabori, der große Außenseiter“ gewählt. Zunächst möchte ich das Außenseitertum in bezug auf den zeitlichen Rahmen des Symposiums rechtfertigen. Diese Symposiumsreihe ist in chronologischer Serie organisiert, wobei diesmal Themen aus den 1960er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf dem Programm stehen. Das Stück *Mein Kampf* stammt dagegen aus den 1980ern und es wurde 1987 uraufgeführt, doch ich möchte in meinen Ausführungen auch die Rückkehr des Dramatikers nach Europa (1968) einbeziehen.

### **Vita**

Um seine Rückkehr in den deutschsprachigen Raum ein bisschen genauer zu betrachten, möchte ich ein wenig auf Taboris Leben vor und nach dieser Zäsur im Jahre 1968 eingehen. Als britischer Staatsbürger, der er im Jahre 1941, also relativ kurz nach seiner Emigration 1936 geworden war, arbeitete er als Kriegsberichterstatter sowie als Nachrichtendienstoffizier der britischen Armee im Nahen Osten. In Istanbul täuschte er mit einem Abschiedsbrief Selbstmord vor und nahm den falschen Namen First Lieutenant George Turner an, um seinen Verfolgern zu entkommen und ausreisen zu können; so kehrte er nach London zurück und gelangte schließlich durch seine Arbeit als Drehbuchautor in die USA. Seine Eltern konnte er nicht zur Emigration bewegen; seine Mutter wurde im letzten Augenblick durch einen Glücksfall gerettet, während sein Vater in Auschwitz starb. Dieser Lebensabschnitt, geprägt so-

wohl von dem Tod und dem knapp geretteten Leben, sollte später in seinen Werken Spuren hinterlassen, so in Herzls Erinnerungsgeschichte (oder „Lügendgeschichte“, wie es der Erzähler selbst bezeichnet), in *Mein Kampf* und in noch direkterer Weise in den *Kannibalen* sowie in *Mutters Courage*.

Während seiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit in den USA lernte er viele prominente Personen kennen, so nicht nur Alfred Hitchcock, Charles Chaplin, Elia Kazan, Bert Brecht, Thomas Mann, Theodor Adorno und Arnold Schönberg, sondern auch Greta Garbo und Marilyn Monroe, eine beeindruckende Liste, die er selbst folgendermaßen kommentierte:

„Stell dir vor, du lebst in einem Haus, und jeden Sonntag kommen Bühnen, Kafka, Flaubert, Mahler und so weiter zu Besuch...“ (Pohl 2007)

In New York, wo sich viele Intellektuelle während der McCarthy-Ära sammelten, traf er Lee Strasberg und arbeitete in dessen Actors Studio. Seine erste Regieführung war das Stück *Fräulein Julie* von August Strindberg mit seiner Frau Viveca Lindfors, einer der drei nordischen Schönheiten - neben Ingrid Bergman und Greta Garbo - in der Hauptrolle. Nach etwa zehn Jahren, im Jahre 1966, gründete er mit seiner Frau Viveca die freie Theatergruppe The Strolling Players, wo er die psychologischen Methoden des Actors Studio und dazu gestalttherapeutische Körperarbeit auf Grund der Gestalttherapie des Psychotherapeuten Frederick Perls anwandte, die er auch später, z.B. 1982 in Bremen bei dem Stück *Sigmunds Freude* benutzen sollte. Zur Zeit der Inszenierung von Lessings *Die Juden* am Berliner Ensemble (2003) erinnerte er sich im Nachruf an Kazan folgendermaßen:

„Die meisten Sachen, die da zu sehen sind, kommen von den Schauspielern. Ich habe auf ihre Einfälle nur reagiert.“ (Tabori 2003)

Hier kommt das grundlegende Prinzip seines Theaters zum Vorschein: Das Theater soll nicht vom Eigensinn des Regisseurs geführt werden, sondern von außen her, von jeglichen Initiativen der Schauspieler und Schauspielerinnen, also sozusagen im Freiraum spontan entstehen.

Nach zwei Dezennien Tätigkeit in den USA wurde Tabori anlässlich des 70. Geburtstags von Bert Brecht (der schon zwölf Jahre davor gestorben war) von Helene Weigel nach Berlin eingeladen. Zunächst nur für eine Woche kam er erstmals wieder nach Europa, nach Deutschland, dem Land, das er nie mehr wiederzusehen geschworen hatte. Das nächste Jahr kam er wieder, diesmal von der Verlegerin Maria Sommer eingeladen, um bei der Werkstatt des Schiller-Theaters in Berlin *Die Kannibalen* zu inszenieren. Vor der Premiere soll

er wegen des schwierigen Themas Auschwitz große Befürchtungen gehegt haben, wie das Stück wohl aufgenommen werde, doch es war ein großer Erfolg:

„Ein zaghafter Buh-Ruf in der Pause, donnernder Applaus am Ende.“  
(Schlienger 2007)

1971 kehrte er endgültig nach Deutschland zurück, und über seine damalige Agentin Maria Sommer kam er dann nach Bremen, wo er das Bremer Theaterlabor gründete und damit acht Jahre arbeitete bis zum experimentellen Wagnis der Hungerkunst vom tatsächlichen 40tägigen Fasten mit dem *Hungerkünstler* von Franz Kafka, das aber auf großen Widerstand traf. Schließlich löste sich die Gruppe auf.

Über München kam Tabori schließlich nach Wien, wo er den Höhepunkt seiner Tätigkeit erreichte, beginnend mit seiner ersten Operninszenierung 1986, und zwar mit *Der Bajazzo* von Leoncavallo. Ab 1987 leitete er auch sein eigenes Theater Der Kreis (wo man seiner Maxime nach lieber „in Katakomben als in Kathedralen“ arbeitete), das leider organisatorisch Pech hatte und sich auflöste. Seine nächste Station war das Burgtheater, das damals sein Verehrer, treuer Freund und Betreuer Claus Peymann führte, und hier erntete er seinen wohl reichsten Erfolg. Danach kam noch ein bemerkenswerter Nachklang am nicht geringeren Berliner Ensemble.

Auch in Österreich ging es allerdings nicht ohne skandalöse Reaktionen ab, wie bei der Bühneninszenierung des *Buchs der sieben Siegel* von Franz Schmidt bei den Salzburger Festspielen - ein Konflikt mit der katholischen Kirche -, oder bei Elfriede Jelineks Stück *Stecken, Stab und Stangl* am Wiener Burgtheater, das Anlass zu einem Aufführungsverbot der Autorin wurde. Doch er hatte fast ausnahmslos große Erfolge als Regisseur der Klassik (mit Shakespeare) so wie auch seiner eigenen Stücke, die sich in satirischer Form mit Taboris jüdischer Identität auseinandersetzen.

Nun möchte ich zunächst auf einige typische Motive des freien Blickes des Außenseiters hinweisen, vor allem beim Stück *Mein Kampf*.

### **Erstes Leid (nach Kafkas Bild)**

Tabori erinnert sich an sein erstes Zusammentreffen mit der Bühnenwelt, als er als vierjähriges Kind vom Vater mitgenommen wurde, und zwar zu einer Zirkusvorstellung, bei der zufälligerweise ein tödlicher Unfall zu beklagen war.

„Eine wunderschöne Frau im Glitzertrikot steigt aufs Trapez, verbeugt sich, macht ein paar Kunststücke, stürzt ab. Sie ist nur noch ein Haufen Fleisch und Blut. Und ich dachte, das geht im Theater jeden Abend so.“

Eine andere Version:

„Dann nimmt sie Schwung zum Salto mortale, verfehlt das Trapez und kracht durchs Netz und fällt, um dort unten in einer Pfütze von Blut und Sand zu liegen.“

Man kann sagen, dass dieser verfehlt Salto mortale, also Todessprung, so zu seiner Urszene des Theaters wurde (ein echtes Spiel. ein Etwas, das zugleich echt und ein Spiel sei, das nur durch einen hellsichtigten Blick erfasst werden könnte).

## Allzu Wirkliches

„Ein guter Witz, eine wahre Komödie kann nur über seriöse Dinge entstehen [...] Keiner hat ja, im Ernstfall, einen schwärzeren Humor als er. Taboris schwarzer Humor ist zugleich der hellsichtigste, humanste.“ (Becker 1996)

Ein gutes Beispiel dafür ist *Die Kannibalen*, wo er mit seiner schwersten, ernstesten Erfahrung spielt: der Ermordung des Vaters, was erst durch eine Hellsicht ermöglicht werden könnte, die vielleicht aus einer über die Grenze der normalen bürgerlichen Lebensskala liegenden Sphäre gekommen wäre, was einen an das sogenannte zweite Gesicht erinnert, oder an den japanischen Begriff *matsugo no me* (Hellsicht beim Tod).

## Hitler

Adolf Hitler, die Personifikation aller un- und übermenschlichen Untaten, wird in Taboris *Mein Kampf* genau aufs Korn genommen. Genauer als sonst, so dass die übergroße Ungestalt des Führers schrittweise schrumpft (hier erinnert man sich an die komische Idee des geschrumpften Menschen von Himmlischst [himmel, himmlisch, himmlischst], seinem Kommilitonen) und als etwas Menschliches entlarvt wird (Tabori 1996b:168). Als ein eher kleinbürgerlicher oder auch ländlicher Tiroler Tölpel, der aber auf kein Genrebild reduziert wird, sondern Schicht um Schicht enthäutet und allmählich auf einen

gewöhnlichen Menschen zurückgeführt wird, einen Menschen unter anderen mit Leib und Seele, der so enträtselt und normalisiert wird. Mit anderen Worten bleibt nicht nur Hitler, sondern jeder von uns mehr oder weniger ohne Rätsel noch Merkwürdigkeiten. Solch ein Hin und Her zwischen dem normalen und dem abnormalen Dasein, wie es Sigmund Freud formuliert hat, erfährt ein jeder bewusst oder unbewusst möglicherweise mehrmals im Ablauf eines Tages.

Was war und ist Hitler? Um diese Grundfrage zu beantworten, mag es auch göltig sein, einmal vor Hitler zu beginnen. Gerade so rät Lobkowitz dem fragenden Herzl, der sich über den Anfang seines zu schreibenden Buches den Kopf zerbricht:

„Wenn du nicht über den Anfang hinauskommst, musst du vor dem Anfang anfangen.“ (Tabori 1996b:149)

So fängt das Hitler-Stück zu einem Zeitpunkt an, an dem Hitler noch nicht geworden ist, noch nicht Hitler ist, also vor dem Anfang.

## **Namenvariation – Namenanatomie Lobkowitz: Vorspiel**

Von seinem alltäglichen Gewerbe zurückgekommen, oder sollte man sagen „allnächtlichen“? Weil Herzl nicht am Tag, sondern nachts arbeitet, und zwar mit der Bibel handelt, ruft ihn der Herr aus der Finsternis an und tadelt ihn, sich ohne GrüÙe vorbeigeschlichen zu haben. Eigentlich könnte er auch Herzls Gewerbe als solches tadeln, denn dieser handelt mit der Bibel, was uns an das biblische Verbot des Handels am Feiertage im Kirchhof erinnert. Während der Auseinandersetzung über die verkauften Bibeln, wobei zuerst über die Zahl der verkauften Exemplare und dann auch über die Fassung diskutiert wird, ob nämlich die Luthersche Bibel auch als Bibel anzusehen wäre, nennt Herzl vor Erregung den Gesprächspartner statt den „Herrn“ bei seinem wirklichen Namen Lobkowitz, gegen die bisherige Gewohnheit der beiden. Über ihre Gewohnheit erzählt Herzl so:

„Ich kann kaum sagen, woher ich die Chuzpe nahm, ihn Lobkowitz zu nennen statt 'Herr', aber mein Kreuz tut mir weh, und unser Spiel habe ich satt. Seit drei Jahren oder so spielen wir dasselbe Spiel.“

Das wäre eine Abdankungsgeschichte eines Gottes, oder des Gottes? Anders gesagt, hier kann man auch über Gott frei argumentieren, ohne Verbote, ohne

Tabus, was auch eine „Chuzpe“ sein mag. Dieser Gott, der eigentlich einen menschlichen Namen trägt, entpuppt sich nun durch ein zehntägiges Koma als Herr Gott, ein Ergebnis des klassischen Identitätsverlustes, der jetzt nach drei Jahren abdankt und wieder menschlich geworden ist. Von seinem Zimmergenossen um einen Rat gebeten, antwortet dieser säkularisierte Gott Lobkowitz fröhlich:

„Du? Fragst? Lobkowitz? Ich, als Lobkowitz, soll dir sagen, was du tun sollst? Halleluja! Das will ich dir sagen, als Lobkowitz. Wenn du nicht über den Anfang hinauskommst, mußt du vor dem Anfang anfangen. Wie ist der Titel, wie nennst du dein Buch?“

So Wort um Wort, jedes mit Komma gesperrt, versucht der Satz vorsichtig den ersten Schritt zu machen.

### **Auf der Suche des Titels – Vor dem Anfang des Buches**

Wie soll das Buch heißen? Von nichts werde das Buch handeln. Das leere, noch nicht geschriebene, noch nicht gewordene Buch. Das kann auch das schönste sein, wie die Bühne vor der Probe, wie in den *Goldberg-Variationen* gesagt wird:

„Eine leere Bühne ist eine Stätte der Schönheit, besonders am ersten Probetag, wenn noch nichts schiefgegangen ist.“ (Tabori 1996b:295)

Dieses Buch wird, über bunte Titel der Weltliteratur, schließlich *Mein Kampf* genannt. Es soll eine Geschichte vor dem Anfang eines Kampfes beginnen. Gleichzeitig tritt Hitler im Hintergrund (zum genauen Zeitpunkt der Geburt des Buches bzw. des Titels) auf die Bühne.

### **Auf der Suche des Namens**

Nachdem man sich über die verfehlte oder einfach falsche Manier seines Auftretens eine kurze Weile auseinandergesetzt hat, wird der Name des Neulings, „Hitler“, aufs Korn genommen und sozusagen unter dem Vergrößerungsglas seziert. Hier wird eine Art Genealogie des Namens mobilisiert, aber in der anderen (umgekehrten) Richtung als üblich: Statt mit einer hohen erhabenen Tradition versehen, beziehungsweise geschmückt zu werden, wird er hier immer ärmer, niedriger, bis zum Schluss zu einem „Schüttler“ reduziert. Nicht nur Hitler, sondern auch Lobkowitz (Herrgott) und Tannhäuser werden zerlegt:

„Hitler: „Ich vermute, Tannhäuser sagt Ihnen nichts.“

Herzl: „Welchen Tannhäuser meinst du? Otto Tannhäuser? Karl-Heinz Tannhäuser? Itzig Tannhäuser?“ (Tabori 1996b:158)

Ein weiteres Beispiel:

„Christus, Herzl: „Kommt drauf an, welchen Christus du meinst? Arthur Christ? Hugo von Christ? Fjodor Christ?“ (Tabori 1996b:177)

Allerlei Namen werden als Gegenstand der Anatomie genommen und auf den Seziertisch gelegt. Auch Herzl, der an und für sich schon sehr anspielungsvoll bezeichnet ist, will einmal mit einem Tarnnamen, der mit dem letzten Buchstaben des Alphabets beginnt, aus der Namenliste von Gevatter Tod entkommen. (Tabori 1996b:193)

Tod ist hier auch keine Ausnahme, der nun geschlechtsumgewandelt als Frau Tod auftritt. Von einem absolut freien hellstichtigen Blick gesehen, werden auch die historisch und moralisch schwerbeladenen Gegenstände von ihrer alten konventionellen Trägheit befreit, ihre schablonenhaften Fratzen weggenommen. Dann stellen sie umgekehrt ihre baren Gesichter bloß, die gerade das Gegenteil der verallgemeinerten vereinfachten herkömmlichen (Gesichter) bilden. Gerade vor einer solchen schlechten Verallgemeinerung zeigte Tabori immer Abscheu. Er hat einmal so gesagt, dass es keine Deutschen überhaupt gibt, sondern nur jeden einzelnen. Kein Gesichtszug ist auf irgendeinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Übrigens wird in Herzls „Lügensgeschichte“ niemand geringer als Jesus Christus auch aus der herkömmlichen Verallgemeinerung (der erhabenen, d.h. über eine menschliche Person erhobenen Heiligen) gerettet, und zwar als ein verwöhnter „Mutters kleiner Liebling“, personifizierter Hitler (Tabori 1996b:161).

## Zusammenfassung

Eine bare Bühne, vielleicht vor der Probe (oder danach), noch nicht schiefgegangen, wo gerade auch eine allzu wirkliche Wirklichkeit voll von Greueln aller Art durch einen ungemein genauen Blick präzise betrachtet ihre andere Seite zeigen könnte. Solch ein ohnegleichen inhaltsschweres Spiel mit Anmut darzustellen dürfte wohl niemanden außer dem Drahtzieher gelingen, der außerhalb der Bühne steht, unsichtbar hinter oder über der Bühne steckt - hier kann man sich an den schönen Essay von Kleist über das Marionettentheater erinnern - der vielleicht irgendwo außerhalb des irdisch bedingten Blickfelds

seinen Sitz hat, außerhalb des Bannkreises der Schwerkraft, vielleicht eben im Weltraum, von jeder Schwerkraft befreit suspendiert sein mag, wie jener archimedische Punkt.

## Literatur

BECKER, Peter von

1996 „Diese Stücke – ein Leben. Über George Tabori“, George Tabori: *Theaterstücke I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, xiv.

POHL, Ronald

2007 „Gottes gütiger Vertreter auf Erden“, *Der Standard*, 25. Juli 2007.

SCHLIENGER, Alfred

2007 „Das Lachen als Schmerzprobe“, *Neue Zürcher Zeitung*, 25. Juli 2007.

TABORI, George

1996a *Theaterstücke I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp-Verlag.

1996b *Theaterstücke II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp-Verlag.

2003 „Der Flug nach Ägypten“, *Die Zeit* Nr. 41, 2. Oktober 2003.



## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

## Kapitel Itoda

Abb. 1	Simultan-Strips (fotografiert von Tanuma Takeyoshi)	35
Abb. 2	Bevölkerungsdichte	39
Abb. 3	Bevölkerungszunahme anhand der Distanz zum Stadtzentrum (THHI 1972: 1039)	40
Abb. 4	Stärkste Bevölkerungswachsraten im Großraum Tōkyō (THHI 1972: 899)	40
Abb. 5	Passagieraufkommen an wichtigen Bahnhöfen Tōkyōs (THHI 1972: 975)	42
Abb. 6	Densuke	43
Abb. 7	Tenpuku-Trio	44

## Kapitel Eder

Abb. 1	Spareinlagen in Österreich	58
Abb. 2	Arbeitslosenrate	59
Abb. 3	Helmut Qualtinger als Herr Karl	63
Abb. 4	Konsumausgaben Wiener Haushalte	66
Abb. 5	Dauerhafte Konsumgüter - Teil 1	70
Abb. 5	Dauerhafte Konsumgüter - Teil 2	70
Abb. 6	Kfz-Bestand in Wien	73
Abb. 7	IKEA-Katalog von 1981/82	76

## Kapitel Kowallik

Abb. 1	Rikidōzan als <i>sekitori</i>	106
Abb. 2	Rikidōzans <i>seiseki/hyō</i>	107
Abb. 3	<i>banzuke</i> (Rikidōzan in <i>makuuchi</i> )	108
Abb. 4	Detail einer <i>banzuke</i> (Rikidōzan als <i>sekiwake</i> )	108
Abb. 5	Rikidōzan als <i>puroresu</i> in typischer Pose	110
Abb. 6	Eines der Hinweisschilder zum Grad	119
Abb. 7	Rikidōzans Grabanlage	119
Abb. 8	Rikidōzan-Büste auf Grabanlage	119

## TABELLENVERZEICHNIS

## Kapitel Eigner

Tab. 1	Ergebnisse der Großparteien Wiener Landtags- bzw. Gemeinderatswahlen 1954-1973	14
--------	---	----

## Kapitel Itoda

Tab. 1	Vergnügungsviertel im Umbruch & Entwicklung im Fernsehgeschäft	51
--------	---	----

## Kapitel Eder

Tab. 1	Zuwächse der Bruttoeinkommen Wiener Haushalte, 1951-1975	57
Tab. 2	Jährlicher Pro-Kopf-Nahrungsmittelverbrauch in Wien, 1954-1974	62

## Kapitel Linhart

Tab. 1	Deutsche Japan-Schlager vor 1945	155
Tab. 2	<i>Mitsou</i> und <i>Sukiyaki</i> in den Top 20 der Hitparade im Jahr 1963	164
Tab. 3	Deutsche Japan-Schlager 1955 bis 1975	175

## Kapitel Ono

Tab. 1	Ausgezeichnete <i>kayōkyoku</i> nach Stimmungslage des Titels	180
--------	--	-----

## AUTORINNEN

DOMENIG, ROLAND: PRÄSIDENT DES AKADEMISCHEN ARBEITSKREISES JAPAN,  
UNIVERSITÄTSASSISTENT, PHILOLOGISCH-KULTURWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT,  
UNIVERSITÄT WIEN

EDER, FRANZ X.: AUßERORDENTLICHER PROFESSOR, HISTORISCH-KULTURWISSEN-  
SCHAFTLICHE FAKULTÄT, UNIVERSITÄT WIEN

EIGNER, PETER: AUßERORDENTLICHER PROFESSOR, HISTORISCH-KULTURWISSENSCHAFT-  
LICHE FAKULTÄT, UNIVERSITÄT WIEN

ITODA SŌICHIRO: ORDENTLICHER PROFESSOR, LITERARISCHE FAKULTÄT, MEIJI-UNI-  
VERSITÄT, TOKYO

LINHART, SEPP: VORSTAND DES INSTITUTS FÜR OSTASIENWISSENSCHAFTEN, ORDENT-  
LICHER PROFESSOR, PHILOLOGISCH-KULTURWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT, UNI-  
VERSITÄT WIEN

KOWALLIK, JUTTA: ASSISTENZPROFESSORIN, HANDELSWISSENSCHAFTLICHE FAKUL-  
TÄT, MEIJI-UNIVERSITÄT, TOKYO

MANZENREITER, WOLFRAM: ASSISTENZPROFESSOR, PHILOLOGISCH-KULTURWIS-  
SENSCHAFTLICHE FAKULTÄT, UNIVERSITÄT WIEN

ONO MASAHIRO: PROFESSOR, LITERARISCHE FAKULTÄT, MEIJI-UNIVERSITÄT, TOKYO

SUNAGANARUMI: AUßERORDENTLICHE PROFESSORIN, HANDELSWISSENSCHAFTLICHE  
FAKULTÄT, MEIJI-UNIVERSITÄT, TOKYO

TSUNEKAWA TAKAO: MEIJI-UNIVERSITÄT, TOKYO

## Beiträge zur Japanologie

Monographienreihe der Abteilung für Japanologie am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Herausgeber: Sepp Linhart

Lieferbare Bände:

- Bd. 5 Dieter JETTMAR, *Der Fischereiwirtschaftschatz an der japanischen Pazifikküste*. 1968; v, 130 S. € 6,50
- Bd. 9 Günter WENCK, *Der Ausrufsatz in der Syntax des Japanischen*. 1972; 44 S. € 2,00
- Bd. 12 Alexander SLAWIK, Josef KREINER, Sepp LINHART und Erich PAUER, Aso. *Vergangenheit und Gegenwart eines ländlichen Raumes in Südjapan. Band 1: Einführung und Überblick*. 1975; 244 S. € 16,00
- Bd. 15 Regine MATHIAS, *Industrialisierung und Lohnarbeit. Der Kohlebergbau in Nord-Kyūshū und sein Einfluß auf die Herausbildung einer Lohnarbeiterschaft*. 1978; 371 S. € 16,00
- Bd. 17 *Die Japanerin in Vergangenheit und Gegenwart*. 1981; 325 S. € 18,00
- Bd. 18 Josef KREINER und Martin KANEKO, Aso. *Vergangenheit und Gegenwart eines ländlichen Raumes in Südjapan Bd. 3*. 1982; 197 S. € 12,50
- Bd. 19 Sepp LINHART, *Organisationsformen alter Menschen in Japan. Selbstverwirklichung durch Hobbies, Weiterbildung, Arbeit*. 1983; 169 S. € 11,50
- Bd. 22 Peter GETREUER, *Der verbale Pazifismus. Die Verteidigung Japans 1972–1983 in demoskopischen Befunden*. 1986; 667 S. € 35,00
- Bd. 23 Ingrid KARGL, *Ausgestoßen – Eingeschlossen. Die Hospitalisierung psychisch Kranker in Japan*. 1987; xii, 369 S. € 22,00
- Bd. 24 Ingrid KARGL, *Old Age in Japan. Long-Term Statistics*. 1987; xiv, 394 S. € 24,00
- Bd. 25 Megumi MADERDONNER, *Old Age in Japan. An Annotated Bibliography of Japanese Books*. 1987; viii, 257 S. € 18,00
- Bd. 26 Livia MONNET, *Paradies im Meer des Leidens: Die Minamata-Krankheit im Werk der Schriftstellerin Ishimure Michiko*. 1988; vii, 311 S. € 22,00
- Bd. 27 Ulrike WÖHR, *Frauen und Neue Religionen. Die Religionsgründerinnen Nakayama Miki und Deguchi Nao*. 1989; 190 S. € 14,50
- Bd. 28 Ingrid GETREUER-KARGL, *Ende der Dynamik? Eine Expertenbefragung zur Alterung der japanischen Gesellschaft*. 1990; xii, 282 S. € 18,00
- Bd. 29 Eva BACHMAYER, Wolfgang HERBERT und Sepp LINHART (Hg.), *Japan von Aids bis Zen. Referate des achten Japanologentages vom 26. bis 28. September 1990 in Wien. 2 Teile*. 1991; ix, vii, 554 S. € 26,00
- Bd. 30 Wolfgang HERBERT, *Die asiatische Gefahr. Ausländerkriminalität in Japan als Argument in der Diskussion um ausländische ‚illegale‘ ArbeitsmigrantInnen*. 1993; x, 272 S. € 20,50
- Bd. 31 Sepp LINHART, *Japanologie heute. Zustände - Umstände*. 1993; 184 S. € 14,50

- Bd. 32 Sepp LINHART, Erich PILZ und Reinhard SIEDER (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*. 1994; 187 S. € 14,50
- Bd. 33 Wolfram MANZENREITER, *Leisure in Contemporary Japan. An Annotated Bibliography and List of Books and Articles*. 1995. 178 S. € 14,50
- Bd. 34 Sabine FRÜHSTÜCK, *Die Politik der Sexualwissenschaft. Zur Produktion und Popularisierung sexologischer Wissenschaft in Japan 1908-1941*. 1997. 290 S. € 23,50
- Bd. 35 Martin SELLNER, *Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Fachtermini. Japanisch-Deutsch, Deutsch-Japanisch*. 1998. 262 S. € 23,50
- Bd. 36 Wolfram MANZENREITER, *Die soziale Konstruktion des japanischen Alpinismus. Kultur, Ideologie und Sport im modernen Bergsteigen*. 2000. xviii, 300 S. € 20,50
- Bd. 37 Sepp LINHART (Hg.), *Wien und Tokyo um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. 2003; 230 S. € 20,-
- Bd. 38 Brigitte STEGER and Lodewijk BRUNT (ed.), *Night-Time and Sleep in Asia and the West. Exploring the dark side of life*. 2006; xii, 224 S. € 20,-
- Bd. 39 Roland DOMENIG und Sepp LINHART (Hg.), *Wien und Tokyo, 1930-1945. Alltag, Kultur, Konsum*. 2007; vi, 226 S. € 20,-